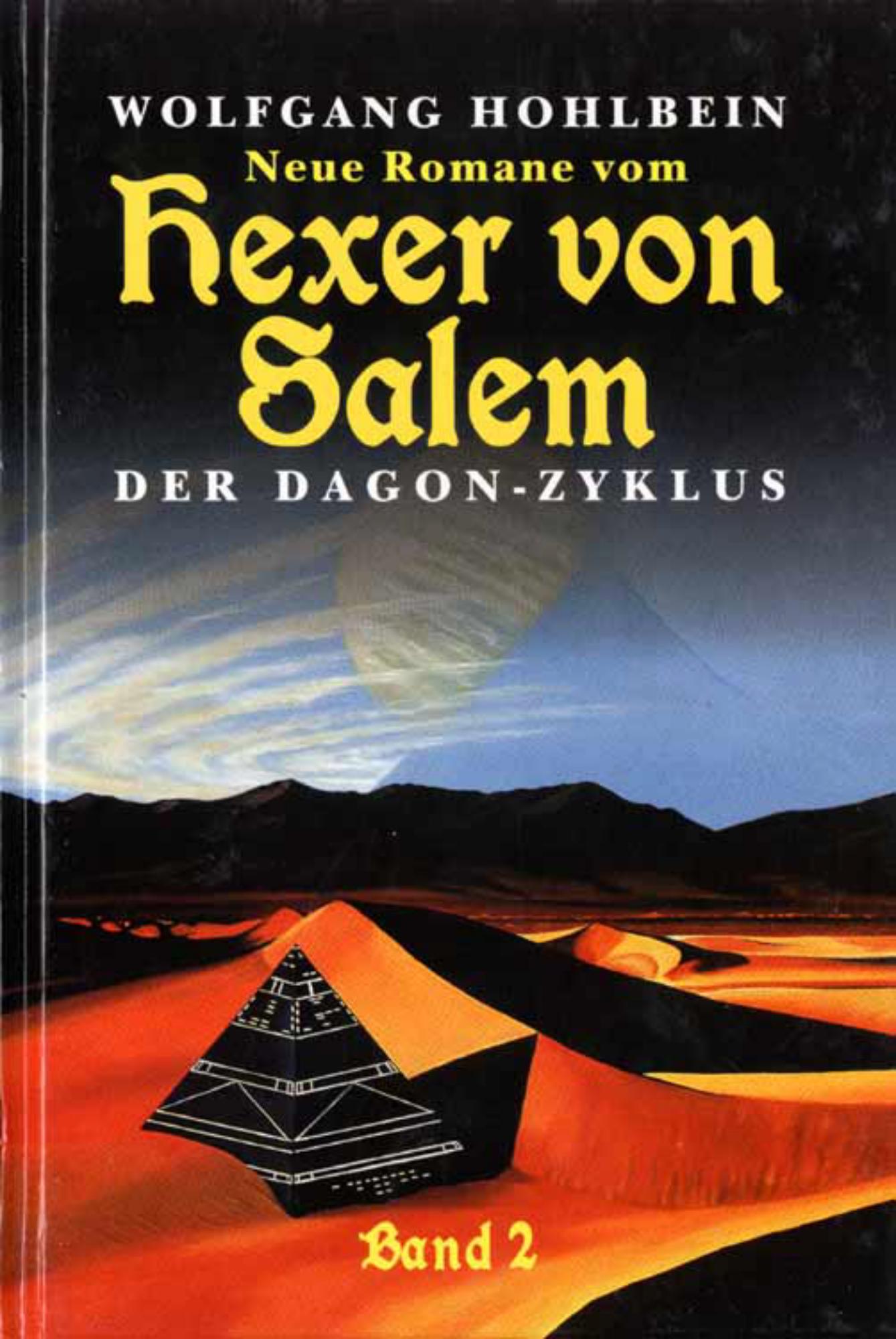


WOLFGANG HOHLBEIN

Neue Romane vom

Hexer von Salem

DER DAGON-ZYKLUS



Band 2

Neue Romane vom

Hexer von Salem

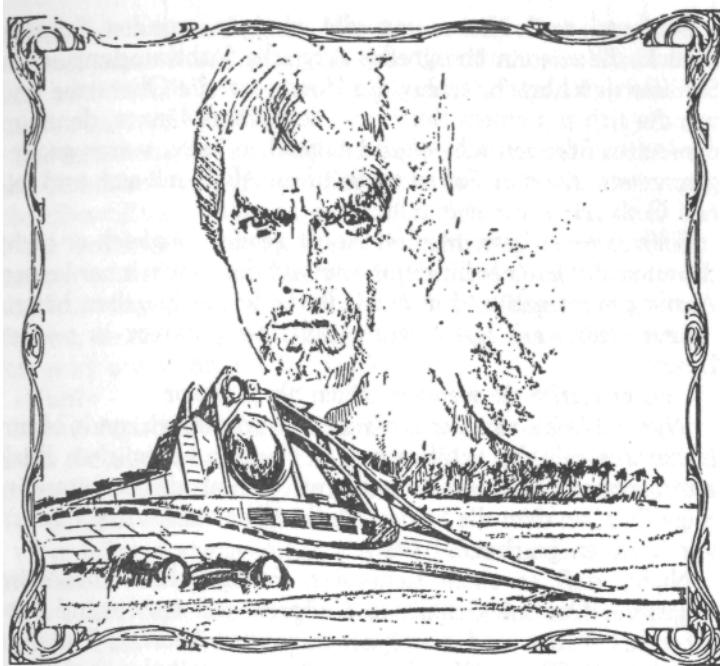
DER DAGON-ZYKLUS

Band 2

BECHTERMÜNZ VERLAG

Genehmigte Lizenzausgabe für
Bechtermünz Verlag im
Weltbild Verlag GmbH, Augsburg 1996
Copyright © 1991 by Bastei Verlag,
Gustav H. Lübbe GmbH & Co., Bergisch-Gladbach
Umschlagbild: Agentur Holl, Aachen
Einbandgestaltung: Adolf Bachmann, Reischach
Gesamtherstellung: Ebner Ulm
Printed in Germany
ISBN 3-86047-343-3

In maschinenlesbares Format
übertragen von **peterpan**
Korrektur und Satz von **Tinkerbelle**
Version 1.0



Jenseits des zollstarken Glases herrschte immerwährende Nacht. Manchmal bewegten sich Schatten durch die Finsternis; große Dinge, die sich dem Auge nicht genau zu erkennen gaben, aber bedrohlich und böse wirkten. Dann wieder war es die Schwärze selbst, die sich bewegte: ein schwerfälliges, mühsames Wogen und Gleiten, als wäre sie selbst ein sonderbares, finsternes Ding.

Nemo schauderte. Es war kalt geworden im Salon der NAUTILUS; so kalt, daß sein Atem als flüchtiger grauer Nebel vor seinem Gesicht erschien. Das Wasser, das zu Millionen und Abermillionen Tonnen auf dem stählernen Leib der NAUTILUS lastete, saugte die Wärme aus dem Schiff.

Aber es war nicht allein die Kälte, die ihn frösteln ließ. Sie würden nicht erfrieren. Sie würden tot sein, lange bevor die Temperaturen an Bord der NAUTILUS so tief gesunken waren, daß ein Leben auf dem verlorenen Schiff unmöglich wurde...

Seufzend trat Nemo von der riesigen, runden Scheibe zurück, die wie ein übergroßes Auge die Stahlwandungen des Schiffes durchbrach, schlug die Hände um die Oberarme und wandte sich mit einem Ruck ab. Die beiden Männer, denen er die letzten Stunden schweigend zugesehen hatte, waren gegangen; er war allein im Salon des Schiffes. Allein mit sich und seinen Gedanken; seiner Furcht.

Seltsam – er hatte niemals Angst gehabt, obgleich er nicht das erste Mal in einer Situation war, aus der es scheinbar keinen Ausweg mehr gab und in der jeder andere aufgegeben hätte.

Jetzt hatte er Angst; mehr Angst, als je zuvor in seinem Leben.

Und er durfte sie weniger zeigen als je zuvor.

Wieder blickte sich der schlanke, ausgezehrt wirkende Mann in der Zentrale des Schiffes um, warf einen neuerlichen Blick auf das runde Sichtfenster und trat dann an das hufeisenförmige Pult, an dem die beiden Mechaniker die letzten Stunden wie besessen gearbeitet hatten.

Nicht, daß es einen sichtbaren Erfolg gehabt hätte; im Gegenteil. Das mit Schaltern, Knöpfen und verwirrend aussehenden Skalen und Anzeigegeräten übersäte Pult war ein einziges Chaos. Was Spears mit seinem sinnlosen Angriff nicht zerstört hatte, das hatten die beiden Mechaniker herausgenommen oder zum Teil demontiert. Die Abdeckplatte mit den schweren messingfarbenen Nieten war zerborsten; aus dem gezackten Loch quollen bunte Leitungen und Drähte wie mechanische Eingeweide. Wie um das Bild perfekt zu machen, war eine Leitung geborsten; dunkles Öl tropfte aus den zerrissenen Enden wie dickflüssiges Blut. Das Gehirn der NAUTILUS war zerstört. Vielleicht für immer.

Die beiden Mechaniker hatten kaum ein Wort geredet; mit Ausnahme der Bemerkungen, die sie ab und zu austauschten, oder der gelegentlichen Bitten an ihn, das eine oder andere Instrument zu betätigen, damit sie seine Funktion prüfen konnten. Aber er hatte in ihren Gesichtern gelesen.

Und was er gesehen hatte, entsetzte ihn.

Trotzdem hatte er sich beherrscht und die bohrenden Fragen, die ihm auf der Zunge lagen, heruntergeschluckt. Die beiden Mechaniker verstanden ihr Handwerk wie alle seine Leute. Wenn es jemanden gab, der aus dem Gewirr von zerborstenem Glas und Metall wieder eine funktionstüchtige Maschinerie

machen konnte, dann sie.

Das leise Scharren eines aufgleitenden Schotts riß ihn aus seinen Gedanken. Nemo fuhr hoch, drehte sich mit einer fast schuldbewußten Bewegung um und lächelte unwillkürlich, als er die beiden ungleichen Gestalten erblickte, die den Salon betreten hatten. Die größere von beiden trat ohne ein weiteres Wort zum Sichtfenster und blickte hinaus, während die andere, kleinere, einen beinahe flüchtigen Blick auf das zertrümmerte Pult warf und dann auf ihn zog.

»Nun?«

Nemo registrierte das Dutzend unausgesprochener Fragen, das in diesem so harmlos klingenden Wort verborgen war. Er seufzte, schüttelte den Kopf und ließ sich mit einer erschöpften Bewegung in einen Sessel fallen.

»Wir müssen abwarten«, sagte er stockend. »Sie werden es schaffen.«

Der Mann legte den Kopf auf die Seite. »Ist das das, was sie sagen – oder was du hoffst?« fragte er.

Nemo lachte leise. »Macht das einen Unterschied?«

Der Mann blickte ihn an, dann schüttelte er den Kopf und lachte seinerseits. »Nein«, murmelte er. »Ich hätte es nur gerne gewußt, das ist alles.«

»Wir haben eine gute Chance«, antwortete Nemo, nachdem er eine Zeitlang an dem Riesen vorbei in die Unendlichkeit jenseits des Glases geblickt hatte. »Unsere Lebensmittel reichen für Monate, und die Lufttanks sind voll.«

Der Mann neben ihm antwortete nicht gleich, aber der Ausdruck in seinen dunklen, von einem Netz winziger Fältchen umgebenen Augen wurde noch besorger. »Wie lange reicht unsere Atemluft?«

Nemo seufzte. »Eine Woche. Vielleicht acht Tage.«

»Nur soviel Zeit wernse uns nich lassen«, nuschelte der Mann am Fenster.

Nemo wollte widersprechen, aber er kam nicht dazu, denn im selben Moment ging ein tiefer, knirschender Laut durch das Schiff, gefolgt von einer spürbaren Erschütterung, die die Gläser auf dem Tisch vibrieren ließ.

Keiner der drei sagte ein Wort, aber jeder wußte, was der andere dachte. Es war nicht das erste Mal, daß sie diesen Laut hörten. Einen Laut, der an das Geräusch erinnerte, mit dem gewaltige Zähne über den stählernen Rumpf der NAUTILUS

scharren mochten...

Das Boot war nicht gekommen.

Ich war zurück zur Küste gegangen und hatte den gefährlichen Abstieg über die Steilwand ein zweites Mal gewagt, aber seither waren mehr als zehn Stunden vergangen, und der Ozean war leer geblieben. Nemos Boot, das mich spätestens zur Mittagsstunde wieder abholen sollte, war nicht aufgetaucht. Jetzt befand ich mich auf dem Rückweg nach Firth'en Lachlайн. Und zu Severals Haus.

Der Ort hatte sich abermals verändert, als ich den Hügel überwand und die kleine Ansammlung niedriger Häuser unter mir liegen sah. Hinter den meisten Fenstern brannte jetzt Licht, und auf dem rechteckigen Platz im Zentrum der Stadt flackerte ein gewaltiges Feuer, dessen Schein die hereinbrechende Dämmerung über der Stadt mit Blut durchwob.

Ich näherte mich der Stadt sehr vorsichtig, denn ich konnte nicht darauf hoffen, einfach hereinsspazieren zu können, ohne daß mich jemand erkannte. Firth'en Lachlайн war ein Ort von gut hundert Seelen: groß genug, um als Fliegendreck auf einer Landkarte auftauchen zu können, aber klein genug, daß jeder den anderen kannte.

Mein Gepäck hatte ich unweit des Ortsrandes in einem Gebüsch versteckt und trug jetzt nur noch meinen Stockdegen bei mir. Diesmal hatte ich alles von Nemos Ausrüstung mitgenommen, was ich tragen konnte – darunter auch vier Reservepatronen für das Oxygengerät. Der Gedanke, noch einmal in diesen verfluchten See hinabsteigen zu sollen, ließ mich schier zu Eis erstarren, aber ich hatte das sichere Gefühl, es zu müssen. Nemo war kein Mann, der mich einfach vergessen würde.

Wenn er nicht kam, dann *konnte* er nicht kommen.

Flüchtig dachte ich an das letzte Bild, das ich von der NAUTILUS in Erinnerung hatte: ein Tod und Vernichtung speiendes Ungeheuer, das wie ein Rachegott über der unterseeischen Stadt erschienen war. Der Gedanke, daß diesem Ungeheuer aus Stahl und geballter Kraft irgend etwas zugestoßen sein sollte, erschien mir schlachtweg absurd.

Ich verscheuchte den Gedanken, richtete mich hinter meiner Deckung auf und ging, schnell, aber nicht so hastig, daß ich bei einem eventuellen Beobachter Mißtrauen erwecken konnte,

weiter. Die ersten Häuser tauchten rechts und links der Straße auf, und in das entfernte Murmeln der Brandung mischte sich ein anderes, dunkleres Raunen wie das Murren einer großen Menschenmenge. Ich dachte an das Feuer, das ich von der Höhe aus beobachtet hatte, und schauderte. Langsam näherte ich mich dem Zentrum des Dorfes. Das Stimmengemurmel nahm zu, und nach einer Weile gewahrte ich den blutigroten Widerschein des Feuers wie flackernde dünne Linien, die die Kanten und Dächer der Häuser nachzeichneten.

Abermals blieb ich stehen. Several Bordens Haus lag auf der anderen Seite des Marktplatzes, aber es war der einzige Ort, an den ich gehen konnte; wenigstens im Moment. Ich war mir bis zu dem Augenblick, in dem ich mir eingestanden hatte, daß das Boot nicht mehr kommen würde, nicht einmal der Tatsache bewußt gewesen, daß diese halb verrückte Frau in weitem Umkreis der einzige Mensch war, von dem ich Hilfe erwarten konnte. Ich hatte nicht einmal das Geld für eine Bahnkarte, um nach Aberdeen zurückzukehren. Geschweige denn nach London. Und unabhängig davon konnte ich unmöglich hier weg, ehe ich nicht wußte, was mit Bannermann geschehen war. Oder mit der NAUTILUS.

Mißtrauisch sah ich mich um, aber ich war noch immer allein. Die Straße lag leer und dunkel vor mir, und selbst in den Häusern, in denen Licht brannte, rührte sich niemand. Offenbar war die gesamte Bevölkerung des Ortes auf dem Marktplatz zusammengekommen, um – ja, was eigentlich zu tun? Ich ging weiter, wechselte auf die andere Straßenseite, denn die Schatten waren dort ein wenig tiefer, und näherte mich dem Marktplatz.

Ich war auf vieles vorbereitet gewesen, aber das, was ich schließlich sah, ließ mich trotzdem abrupt innehalten. Die gesamte Einwohnerschaft von Firth'en Lachlany war auf dem Platz zusammengeströmt. Ich sah an die zweihundert Personen; Männer, Frauen, aber auch Kinder und alte Leute, die kaum noch die Kraft zu haben schienen, auf den Füßen zu stehen. Einige der Frauen trugen sogar Säuglinge auf den Armen. Im Zentrum des Platzes prasselte ein gewaltiges Feuer. Der Scheiterhaufen war auf gut doppelte Mannshöhe aufgetürmt worden, und die Flammen loderten noch dreimal so hoch. Funken stoben in glühenden Schwärmen aus dem brennenden Stapel, und selbst die Luft schien von einem rötlichen Glühen erfüllt zu sein. Es sah aus, als brenne der Himmel über der Stadt.

Vorsichtig trat ich auf den Platz hinaus, achtete aber sorgsam darauf, im Schatten zu bleiben, so daß ich von den Leuten vor mir, deren Augen ohnehin an das grelle Licht des Feuers gewöhnt waren, nicht gesehen werden konnte. Mir war nicht ganz klar, was diese Männer und Frauen taten; eine Anzahl von ihnen hatte sich an den Händen ergriffen und bildete einen weiten Kreis um das Feuer, als warteten sie auf ein geheimes Zeichen, um einen Tanz zu beginnen. Andere wiederum standen einfach da und blickten in die Flammen oder zu Boden, und noch immer hörte ich diesen dumpfen, an- und abschwellenden Singsang.

Es war kein Lied; keine Worte. Nicht einmal klar formulierte Laute, sondern nur ein düsteres Summen, das einem eigenen, schwer zu bestimmenden Rhythmus folgte. Ich hatte das Gefühl, diesen Rhythmus kennen zu müssen. Eine sonderbare Stimmung der Erwartung lag über dem Platz.

Ich wich noch weiter in die Schatten zurück, sah mich sichernd nach allen Seiten um und begann den Platz zu umrunden. Ich benötigte dafür wohl nicht mehr als zwei, allerhöchstens drei Minuten; aber als ich das Haus der Bordens erreichte, hatte ich das Gefühl, Stunden unterwegs gewesen zu sein. Ich war in Schweiß gebadet, obwohl es jetzt, nach Sonnenuntergang, wieder kalt geworden war.

Vorsichtig trat ich ein und schob die Tür hinter mir ins Schloß. Das Haus war still, und das Raunen der Menschenmenge draußen auf dem Marktplatz war nur noch als dumpfes Murmeln zu vernehmen. Es war dunkel. Die Tür zum Wohnraum stand offen, aber es brannte kein Licht.

Ich erreichte den Wohnraum – und blieb abermals wie versteinert stehen.

Der Tote lag noch immer vor dem Kamin. Jemand hatte ihn auf den Rücken gedreht, so daß ich sein Gesicht wie einen hellen Flecken in der grauen Dämmerung erkennen konnte, aber ansonsten lag er noch so da, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Der Gedanke, daß Several den Tag in diesem Haus verbracht hatte, zusammen mit ihrem toten Mann, ließ mich frösteln.

Dann sah ich die Gläser auf dem Tisch, und plötzlich fiel mir auch der Tabaksgeruch auf, der in der Luft lag. Es war Pfeifentabak, einer von der billigen Sorte, die wie verbranntes Wildschwein riecht, und es war mehr als ein halbes Dutzend Gläser, in denen zum Teil noch die Reste von Weinbrand standen. Und plötzlich fielen mir noch mehr Einzelheiten auf, die

ich im ersten Moment übersehen hatte: das große Ölgemälde neben der Tür hing schief, ein Stuhl war umgestürzt und der Teppich an einer Ecke zu unordentlichen Wellen aufgeschoben. Alarmiert wandte ich mich um, ging in die Diele und lauschte mit angehaltenem Atem.

Das Haus war nicht so still, wie ich im ersten Augenblick geglaubt hatte. Das dumpfe Raunen der Menschenmenge draußen auf dem Platz übertönte alle anderen Laute, aber wenn ich mich anstrengte, konnte ich Stimmen hören. Die Stimmen von zwei, drei Menschen, die irgendwo über mir miteinander redeten.

Vorsichtig begann ich die Treppe hinaufzugehen. Die altersschwachen Stufen ächzten unter meinem Gewicht, und meine überreizten Nerven ließen mich das Geräusch zehnmal lauter hören, als es in Wirklichkeit war. Trotzdem blieb ich stehen und nahm meinen Stockdegen zur Hand, zog die Waffe aber nicht aus ihrer Umhüllung, sondern drehte sie so herum, daß ich den kinderfaustgroßen Knauf als Keule benutzen konnte. Die Stimmen wurden lauter, als ich den Treppenabsatz erreicht hatte und abermals stehenblieb, und ich identifizierte sie jetzt als die von zwei Männern, die sich unterhielten. Ab und zu hörte ich ein gedämpftes Lachen.

Ich ging weiter, erreichte die Tür, hinter der ich die Stimmen vernahm, und ließ mich behutsam in die Hocke sinken, um durch das Schlüsselloch zu spähen. Was ich sah, ließ meinen Puls um das Doppelte schneller schlagen. Ich erblickte einen kleinen Ausschnitt eines hell erleuchteten, liebevoll eingerichteten Schlafzimmers: ein Bett, einen Teil eines Stuhles, von dem zwei übereinandergeschlagene Beine baumelten, einen Spiegel, in dem sich die Tür und ein Teil der danebenliegenden Wand spiegelten...

Auf dem Bett lag eine gefesselte Frau.

Es dauerte einen Moment, bis ich Several erkannte.

Ihr Kleid war zerrissen. Sie war mit einem zusammengedrehten Taschentuch geknebelt worden. Das Haar hing ihr wirr in die Stirn, und ich sah, daß ihr Gesicht geschwollen war, als wäre sie geschlagen worden, und ihre Arme waren auf die gemeinste Art und Weise auf den Rücken gebogen und zusammengebunden worden, die ich je gesehen hatte. Der Anblick ließ eine Woge heißer Wut in mir emporsteigen. Instinktiv wollte ich aufspringen, die Tür aufstoßen.

Dann sah ich etwas, was mich noch einmal innehalten ließ. Das Beinpaar, das ich zum Teil erkennen konnte, war nämlich in Bewegung gekommen; der Mann stand auf, beugte sich flüchtig über Several und wandte sich dann um, um zur Tür zu gehen.

Ich kannte ihn. Es war der Dürre, den ich schon zweimal getroffen hatte, einmal in Aberdeen, als er die Bande anführte, die Bannermann und mich überfiel, das zweite Mal oben im Gut, und zwar mitten auf die Nase. Sein Gesicht war noch immer geschwollen, und der trübe Glanz seiner Augen sagte mir, daß er schon wieder betrunken war. Ich spannte mich, aber er öffnete die Tür nicht, sondern lehnte sich lässig daneben an die Wand und grub eine *Zigarette* aus seiner Tasche.

»Diese Warterei geht mir auf die Nerven«, hörte ich eine Stimme. »McGillycaddy hat uns versprochen...«

»Ich weiß selbst, was er gesagt hat«, erwiderte die Stimme eines zweiten Mannes. Ich konnte ihn durch das beschränkte Sichtfeld des Schlüsselloches nicht sehen, aber ich hörte seine Schritte, als er ungeduldig im Zimmer auf und ab zu gehen begann. »Er wird schon kommen.«

»Ja«, knurrte der Dürre säuerlich und riß ein Streichholz an. »Fragt sich bloß, wann. Zum Teufel, was habe ich Dagon eigentlich getan, daß ich ständig die Drecksarbeit kriege, während die anderen...«

Ich hörte nicht mehr zu, sondern warf einen letzten Blick durch das Schlüsselloch in den Spiegel. Der Dürre stand neben der Tür, eine qualmende Zigarette zwischen den Lippen – was bei seinem Hungerleidergesicht absolut lächerlich aussah – und die Arme lässig vor der Brust verschränkt. Er stand so perfekt da, als hätte ich ihn dorthin gestellt.

Behutsam richtete ich mich auf, drehte den Türknauf, bis ich ein leises Klicken hörte – und trat mit aller Macht vor das Schloß.

Die Tür flog wie von einer Kanonenkugel getroffen auf, und ich hechtete in den Raum.

Es ist schwer, sich auf einen Gegner vorzubereiten, den man nicht sieht, aber ich hatte den Vorteil der Überraschung auf meiner Seite. Der zweite Mann stand am Fenster und hatte offenbar interessiert das Geschehen auf dem Marktplatz verfolgt. Jetzt wirbelte er herum und riß instinktiv die Fäuste hoch. Er kam nicht einmal dazu, die Bewegung zu Ende zu führen. Mit einer blitzartigen Rolle kam ich auf die Füße, boxte ihm in den

Magen und schlug ihm die Handkante in den Nacken, als er sich krümmte. Noch bevor er auf dem Teppich aufschlug, wirbelte ich herum, um mich dem Dürren zuzuwenden.

Es war nicht mehr nötig.

Die Tür schwang, von der Wucht des Aufpralles zurückgetrieben und vibrierend wie das Blatt eines Fuchsschwanzes, wieder zu und gewährte mir den Blick auf ein Bild, das ich sicherlich genossen hätte, wäre die Situation etwas weniger ernst gewesen. Der Dürre stand noch immer so da, wie ich ihn im Spiegel gesehen hatte: mit verschränkten Armen, eine Zigarre im Mund und weit aufgerissenen Augen. Nur hatte sein Gesicht alle Farbe verloren, und die Zigarre war zu einem guten Stück in seinen Hals gekrochen, während der zermalmt Rest wie ein braune Blüte, aus der grauer Rauch und Funken quollen, zwischen seinen Zähnen hervorlugte. Dann kippte er nach vorne, stocksteif wie ein Brett und mit noch immer vor der Brust verschränkten Armen.

Hastig drehte ich mich wieder herum und beugte mich über Several. Sie war bei Bewußtsein und starrte mich an, aber in ihren Augen loderte ein Feuer, das mich schaudern ließ. Ich drehte sie vorsichtig herum, löste die Stricke, die ihre Handgelenke hielten, drehte sie wieder auf den Rücken und nahm ihr den Knebel aus dem Mund.

»Alles in Ordnung?« fragte ich.

Es war eine ziemlich dumme Frage, denn es war ganz und gar nichts in Ordnung, was ich sehr deutlich sah, aber Several nickte trotzdem, versuchte sich aufzurichten und sank wieder zurück, als ihre Arme unter ihrem Körpergewicht nachgaben. »Bleiben Sie liegen«, sagte ich. »Das Blut muß erst wieder richtig zirkulieren.«

»Jenny«, wimmerte Several. »Meine kleine Jenny. Sie... sie...«

»Was ist passiert, Several?« fragte ich. »Bitte – ich weiß, daß es schwer für Sie ist, aber ich muß wissen, was geschehen ist.«

Several schien meine Worte überhaupt nicht zu hören. Sie warf sich auf dem Bett hin und her und stammelte immer wieder den Namen ihrer Tochter.

Schließlich ergriff ich sie an den Schultern, drängte sie mit sanfter Gewalt auf das Bett zurück und legte die rechte Hand auf ihre Stirn, so daß ich mit Daumen und kleinem Finger ihre Schläfen umfaßte, und mein Zeige- und Ringfinger auf ihren

geschlossenen Augen lagen. Ich war nervös, und es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren, aber es gelang mir immerhin, sanfte beruhigende Impulse in ihren Geist zu senden, und nach einigen Minuten beruhigte sich ihr rasender Herzschlag; ihr Atem begann allmählich wieder normal zu werden, und sie hörte sogar auf zu zittern. Aber wie beim erstenmal, als ich sie auf diese Weise vor einem Zusammenbruch bewahrt hatte, spürte ich auch jetzt, daß ich das Grauen in ihr nur betäubt, nicht etwa vertrieben hatte. Ich war nicht sehr erfahren in solchen Dingen. »Also«, begann ich von neuem. »Was ist geschehen, Several? Sind diese Männer gekommen und haben Ihre Tochter entführt?«

Several starrte mich eine Ewigkeit lang an, und ich begann schon zu befürchten, daß meine Hilfe diesmal umsonst gewesen war. Aber dann schüttelte sie den Kopf und stemmte sich mühsam auf die Ellbogen hoch.

»Jennifer«, sagte sie matt. »Sie... sie ist aufgewacht, Robert. Sie ist erwacht, nachdem Sie gegangen waren. Sie... sie ist erwacht. Aber sie war nicht mehr sie selbst. Sie war... o Gott, mein armes Kind. Diese Bestien! Was haben sie mit Jennifer gemacht?«

»Erzählen Sie«, bat ich.

Several nickte, setzte sich ein wenig weiter auf und warf einen raschen Blick auf den Bewußtlosen unter dem Fenster. »Sie ist aufgewacht, kurz... kurz nachdem Sie gegangen waren, Robert«, begann sie von neuem. »Sie... sie hat mich niedergeschlagen und ist wegelaufen. Und danach sind diese beiden gekommen, und... und noch andere. McGillycaddy und die anderen vom... vom Clan.« Sie stockte, als die Erinnerung an das Geschehene sie wieder zu übermannen drohte. In ihren Augen schimmerten plötzlich Tränen. Aber dann gab sie sich einen sichtbaren Ruck, sah auf und fuhr mit mühsam beherrschter Stimme fort: »Sie... sie haben mich geschlagen und gesagt, daß ich meinen Mann ermordet hätte und daß ich dafür büßen müsse. Dann haben sie mich hier heraufgebracht und sind wieder gegangen. Alle bis auf... bis auf die beiden. Aber McGillycaddy hat gesagt, daß sie wiederkommen werden, sobald die Sonne aufgegangen ist, und daß... daß ich dann dafür bestraft werde, was ich getan habe.«

»Und... Ihre Tochter?« fragte ich vorsichtig.

»Sie ist fort«, murmelte Several. »Sie... sie ist wieder zu

IHM gegangen, Robert.«

»IHM?«

»Zu Dagon«, schluchzte Several. »Ich weiß es, Robert. Sie gehört IHM. Sie hat es mir gesagt, ehe sie ging. Sie... sie ist...«

Plötzlich warf sie sich zur Seite, vergrub das Gesicht in den Kissen und weinte; beinahe lautlos, aber sehr heftig. Diesmal ließ ich sie gewähren. Vielleicht war es besser, wenn sie ihren Tränen freien Lauf ließ.

Ich stand auf und kniete neben dem Dürren nieder. Several hatte gesagt, daß sie wiederkommen würden, wenn die Sonne aufging, was uns zu einer gewissen Gnadenfrist verhalf. Aber ich wollte sicher gehen. Und es gab da noch ein paar Punkte, die zu klären waren. Ich drehte den Kerl auf den Rücken, zwängte seine Zähne auseinander und grub so viel Zigarre aus seinem Mund, wie ich konnte. Er röchelte, rang keuchend nach Luft und spie halb aufgelösten Tabak aus. Sein Blick flammte vor Haß, als er mich ansah.

Als er die Hand hob, versetzte ich ihm eine Ohrfeige. Er versuchte kein zweites Mal, nach mir zu schlagen.

»Ich hoffe, wir verstehen uns jetzt«, grollte ich, wobei ich mir Mühe gab, so finster wie möglich dreinzublicken. »Dir passiert nichts, wenn du vernünftig bist. Wenn nicht...«

Ich sprach nicht weiter, aber das war auch nicht nötig. Unausgesprochene Drohungen sind meist wirkungsvoller als ausgesprochene. Der Dürre nickte hastig, spuckte ein weiteres Stück Zigarre aus und betastete mit den Fingerspitzen seine verbrannten Lippen. Wahrscheinlich würde er sich jetzt das Rauchen abgewöhnen, dachte ich spöttisch.

»Sie werden mir nun ein paar Fragen beantworten«, sagte ich.

»Werd' ich nicht«, sagte der Dürre trotzig. »Von mir aus schlagen Sie mich tot. Ich sage kein Wort.«

»Ach?« antwortete ich. Einen Moment lang blickte ich ihn nachdenklich an, dann zauberte ich ein gehässiges Grinsen auf meine Lippen. »Ich werde Sie nicht schlagen, mein Freund«, sagte ich freundlich. »Ich werde Sie nur fesseln und dann weggehen. Aber Mrs. Borden bleibt hier.«

Der Dürre erbleichte noch weiter. »Das... das können Sie nicht tun!« krächzte er.

»Ich kann«, antwortete ich. »Mein Wort darauf. Also?«

Einen Moment lang starnte der Dürre aus weit aufgerissenen

Augen in Severals Richtung, dann nickte er abgehackt, schluckte ein Stück aufgeweichten Tabak herunter und blickte zu mir hoch. »Was wollen Sie wissen?«

Nemo war sich nicht sicher, aber das Schwarz vor dem kleinen Bullauge schien tiefer geworden zu sein, und aus dem manchmaligen Gleiten und Huschen körperloser Schatten dort draußen war ein beständiges Wogen geworden, ein Auf und Ab wie von substanzlosen Schemen, als wäre die Finsternis selbst von bösem dräuendem Leben erfüllt. Er war nicht mehr im Salon, denn die Mechaniker hatten angefangen, nicht nur das Pult, sondern auch die Fußbodenplatten abzubauen, um nach beschädigten Leitungen und Kabeln zu suchen, so daß er hierher geflohen war, in den Kartenraum der NAUTILUS. Nicht, daß es hier für ihn irgend etwas zu tun gegeben hätte, was von praktischem Nutzen war. Die Karten und Pläne, die Lageskizzen und Gezeitenbücher, die den niedrigen Kartentisch in scheinbarem Chaos bedeckten, all diese Papiere, in denen Geheimnisse und Dinge verzeichnet waren, von denen die allermeisten Menschen nicht einmal zu träumen wagten, waren nutzlos geworden, seitdem das mechanische Herz der NAUTILUS aufgehört hatte zu schlagen.

Der Gedanke erfüllte ihn mit Zorn. Er hatte ein Leben hinter sich, das bewegter und abenteuerlicher war, als es sich der Großteil der Menschheit auch nur vorzustellen wagte. Er hatte Dinge geschaut und Geheimnisse gelüftet, die älter als die menschliche Rasse waren, und er hatte den Grund der Ozeane betreten, acht Meilen tief unter der Oberfläche des Meeres, und er hatte mit dem großen Kraken gekämpft, der Bestie, die nur alle hundert Jahre einmal an die Meeresoberfläche kam, um ihr Opfer zu fordern und die Legenden der Menschen neu zu beleben. Und all das sollte vorüber sein, nur wegen eines Irren mit einem Schraubenschlüssel?

Wütend fegte er die Karten vom Tisch, drehte sich herum und trat wieder an das kaum handtellergroße Bullauge.

Was er sah, ließ ihn erstarren.

Wo vorher nur wogende Schwärze gewesen war, bewegte sich... etwas.

Es war Nemo unmöglich zu erkennen, was sich dort außerhalb der NAUTILUS bewegte, aber es war groß, unglaublich groß und finster, und es schien eine körperlich spürbare Aura des

Bösen auszustrahlen.

Und es kam näher. Langsam, aber mit der unaufhaltsamen Kraft einer Naturgewalt...

Zwei, drei Sekunden lang starnte der Kapitän der NAUTILUS das finstere Ding in der Schwärze an. Dann fuhr er herum und war mit einem Sprung bei der Tür. Seine Hand krachte auf einen großen, feuerroten Schalter hinunter.

Eine halbe Sekunde später gellten die stählernen Räume und Gänge der NAUTILUS wider vom mißtönenden Schrillen der Alarmglocken.

Es war wie eine getreuliche Wiederholung der Szene vom Marktplatz, nur daß der Scheiterhaufen viel kleiner, und es im Höchstfalle zwei Dutzend Menschen waren, die einen barbarischen Tanz rings um die lodernden Flammen aufführten. Aber auch hier hörte ich den dumpfen Singsang, und wieder hatte ich das unangenehme Gefühl, daß mir diese Laute etwas sagten. Nur war ich noch immer nicht in der Lage, ihre Botschaft zu verstehen.

»Die Stallungen liegen auf der Rückseite«, murmelte Frane – der Dürr – neben mir. Ich hatte mich entschlossen, den Burschen mitzunehmen; einerseits, weil er mich fast auf Knien darum angefleht hatte, nicht allein mit Several zurückbleiben zu müssen, andererseits aber auch, um sicher zu gehen, daß er mich nicht doch in eine Falle laufen ließ. Aber ich hatte dafür gesorgt, daß er nicht auf die Idee kommen würde, mich zu hintergehen, wenn die Gelegenheit gerade günstig war; freilich, ohne daß er es selbst ahnte. Manchmal war es wirklich von Vorteil, ein paar Tricks zu kennen, die andere wohl mit Zauberei bezeichnet hätten. Mühsam riß ich mich von dem gleichzeitig erschreckenden wie faszinierenden Bild am Ufer des Sees los, sah Frane einen Moment lang an und blinzelte dann zum Gut hinauf, das in der immer dunkler werdenden Nacht wie ein massiger Schatten über dem See thronte. Bisher hatte ich das Gebäude immer nur im Dunkeln zu Gesicht bekommen. Ich fragte mich, wie es wohl bei Tageslicht aussehen würde. Wahrscheinlich ganz normal. Der wahre Schrecken verbirgt sich meist hinter der Maske des Normalen.

»Gehen wir?« fragte Frane. Er wirkte nervös – was ich gut verstehen konnte. Nach allem, was er mir erzählt hatte, hatte er allen Grund, nervös zu sein. Ich allerdings auch.

Ich nickte auf seine Frage, stand auf und verhielt dann noch einmal mitten in der Bewegung. Irgend etwas hatte sich geändert an der Szene unten am Ufer.

»Warten Sie noch«, sagte ich. Frane nickte nervös und sah wieder zum Gut hinauf. Er schien etwas sagen zu wollen, schwieg dann aber doch. Er konnte mir gar nicht widersprechen, selbst wenn er es gewollt hätte. Aber das wußte er nicht. Und bei seinem Intelligenzquotienten würde es auch noch eine ganze Weile dauern, bis ihm auffiel, daß ihm selbst der größte Blödsinn, den ich von mir gab, einleuchtend erschien.

Und so genau wußte ich selbst nicht, was ich überhaupt dort oben im Gut zu finden hoffte. Frane war sehr redselig geworden, nachdem ich ein wenig nachgeholfen hatte, aber er war nur ein kleiner Handlanger, dem man offenbar nur gesagt hatte, was er unbedingt wissen mußte, und das war nicht viel. McGillycaddy hatte ihm aufgetragen, bis zum Sonnenaufgang auf Several aufzupassen; dann würde er zurückkommen und sie alle zum Strand führen. Was sie dort unten tun sollten, wußte Frane allerdings nicht, und nachdem ich mich eine Weile mit ihm unterhalten hatte, konnte ich McGillycaddy sogar verstehen. Jemandem wie Frane hätte ich allerhöchstens die Uhrzeit anvertraut. Vielleicht.

Aber das Gut war der einzige Ort, an dem ich überhaupt ansetzen konnte. Die einzige Alternative dazu war, noch einmal in diesen verfluchten See hinabzutauchen – und mir fielen auf Anhieb ungefähr zehntausend Dinge ein, die ich lieber getan hätte.

Ich blickte wieder auf den See hinab. Diesmal war ich sicher, daß ich eine Bewegung gesehen hatte. In der Mitte des riesigen, blaßsilbernen Spiegels begann sich das Wasser zu kräuseln, zuerst langsam, dann stärker und stärker, bis die Oberfläche des Sees zu Millionen blitzender Spiegelcherben zerbrochen war. Dann erschien der Schatten. Es war mir unmöglich, ihn zu beschreiben. Es war ein... ein Ding, groß, monströs und mißgestaltet, ein Gigant ohne klar umrissene Form. Wie ein Berg wuchs er aus den schäumenden Wogen empor, bäumte sich zu ungeheurer Größe auf und fiel mit einem urgewaltigen Rauschen wieder zurück. Eine gewaltige, weißgekrönte Woge breitete sich kreisförmig von der Mitte des Sees her aus und brach sich klatschend an den Ufern.

»Gott!« keuchte Frane neben mir. »Was issn das?«

»Halten Sie den Mund«; sagte ich alarmiert. Frane nickte geflissentlich und schwieg. Fast tat er mir leid.

Das Ding war wieder so weit ins Wasser gesunken, daß es nur als monströser Schatten zu erkennen war. Es war riesig, größer als ein Wal, und schien in beständiger fließender Bewegung, als wäre es in Wahrheit nur eine Wolke aus zerfließendem Grau, die sich rein zufällig zu dieser Form zusammengeballt hatte. Dann teilte es sich.

Es sah aus wie das Teilen einer ins Absurde vergrößerten Amöbe. Ein Teil der zerfaserten Schwärze trennte sich von der gigantischen Hauptmasse ab und begann, pulsierend wie ein bizarres schlagendes Riesenherz, auf das Ufer und den Scheiterhaufen zuzugleiten.

»Er kommt!« kreischte eine Stimme unter mir. »Unser Herr hält sein Versprechen. Er schickt uns seinen mächtigsten Diener, um uns zu zeigen, wie gewaltig seine Macht ist.«

»McGillycaddy!« keuchte Frane. »Das ist McGillycaddy. Sehen Sie!«

Ich versuchte es, aber gegen den gelborange leuchtenden Hintergrund des Scheiterhaufens war die Gestalt des Schotten nur als Umriß zu erkennen. Trotzdem konnte ich ein Schaudern nicht unterdrücken, als ich ihn dort unten stehen sah; mit hoch erhobenen Armen und gespreizten Beinen, einem dämonischen Priester bei einer urtümlichen Beschwörung gleich.

Aber vielleicht war der Unterschied gar nicht so groß.

Langsam kam der monströse Schatten näher. »Seht!« brüllte McGillycaddy. »Seht hin, meine Kinder! Seht, wie unser Herr jene bestraft, die es wagen, mit Feuer und Schwert in sein Reich einzudringen!«

Im selben Moment erreichte der Schatten das Ufer. Erst glaubte ich, eine Art riesiger schwarzer Qualle zu sehen, aber dann zerfloss sein Körper, formte sich neu, wurde zu einem Gewebe, dann zu einer klumpigen Zusammenballung schwärzlich geronnener Dinge...

Dafür konnte ich um so besser erkennen, was er gebracht hatte.

Einen Menschen. Einen Menschen in einem monströsen, aus schwarzem Kautschuk und messingfarbenem Metall gefertigten Anzug. Einen von Nemos Männern!

Die Leiche eines seiner Männer, genauer gesagt. Der schwere, aus zähem Gummimaterial gefertigte Anzug war zerrissen, die

Schläuche, die ihn mit dem Oxygentank auf seinem Rücken verbanden, hingen in Fetzen herunter, und das runde Sichtfenster des Messinghelmes war zerborsten. Ich konnte nicht genau erkennen, was dahinter war, aber es war rot und weiß und erinnerte mich nicht unbedingt an ein menschliches Gesicht. »Seht!« kreischte McGillycaddy. »Dies ist nur einer der Frevler, aber die anderen werden sein Schicksal teilen, ehe die Sonne aufgegangen ist. Und so wie ihnen wird es allen ergehen, die versuchen, uns aufzuhalten!«

Entsetzt starnte ich auf die reglose Gestalt im Taucheranzug. Das schwarze Etwas im Wasser zog sich zurück, aber auf einen Wink McGillycaddys hin kamen zwei seiner Männer herbei und hoben den Toten hoch, um ihn wie in einem grausigen Triumphzug an Land zu tragen und ins Feuer zu werfen. Es war ein furchtbarer Anblick: seine Arme und Beine pendelten, als wäre kein Knochengerüst mehr in seinen Gliedern. Ich mußte an einen gleichartigen Körper denken, den ich in den Abwasserkanälen von Aberdeen gesehen hatte...

»Irgend etwas ist schiefgegangen«, murmelte ich. »Das... das ist einer von Nemos Männern.«

Frane sah mich irritiert an. »Nemo?« vergewisserte er sich. »Etwa... etwa *der* Nemo?«

Jetzt war ich an der Reihe, erstaunt zu sein. Ich hatte von einem Mann von Franes Bildungsstand kaum erwartet, daß er den Namen Nemo kannte. Trotzdem nickte ich. »Genau dieser, Frane«, antwortete ich. »Aber er dürfte gar nicht mehr hier sein. Nicht, wenn...«

Ich sprach nicht weiter, denn der Gedanke, der aus dem schrecklichen Bild folgerte, war so furchtbar, daß ich für einen Moment mit beinahe verzweifelter Macht versuchte, ihn wegzuleugnen. Natürlich half es nichts. Und natürlich war es die einzige logische Erklärung dafür, daß die NAUTILUS nicht zu dem verabredeten Treffen gekommen war.

»Ich muß dort hinunter«, sagte ich.

Frane erbleichte. »Wohin? In... in den See?«

Ich nickte. »Ja. Ich... ich muß nachsehen, was passiert ist.« Sie sind wohl verrückt geworden!« keuchte Frane. »Was glauben Sie, dort unten ausrichten zu können? Sie...«

Ich schnitt ihm mit einer Bewegung das Wort ab, drehte mich herum und deutete mit einer Kopfbewegung zur Stadt zurück. »Sie gehen zurück zu Mrs. Borden«, sagte ich, während

ich bereits begann, mein Hemd aufzuknöpfen. »Sie warten genau bis eine Stunde vor Sonnenaufgang. Wenn ich bis dahin nicht zurück bin, dann bringen Sie sie aus der Stadt. Wenn es sein muß, gegen ihren Willen. Haben Sie das verstanden?«

Frane starrte mich an, schluckte ein paarmal heftig und nickte schließlich. Ich wußte, daß er gehorchen würde. Typen wie Frane sind zwar im allgemeinen kaum fähig, ohne Schwierigkeiten weiter als bis acht zu zählen, aber dafür sind sie leicht zu beeinflussen. Wenigstens für eine Weile.

»Helfen Sie mir!« befahl ich. Frane bückte sich gehorsam nach dem Atemgerät, wuchtete es hoch und hielt es so lange, bis ich die ledernen Riemen übergestreift und die Schnallen verschlossen hatte. Dann zog ich mir den leichten Helm über, überzeugte mich davon, daß die frischen Sauerstoffpatronen angeschlossen und zwei Ersatzpatronen sicher in meinem Gürtel verstaut waren, und schlüpfte zum Schluß in die Schwimmflossen. Nicht einmal hundert Schritte von McGillycaddy und seinen tanzenden Anhängern entfernt ließ ich mich ins Wasser gleiten.

Das Meer war sehr ruhig an diesem Abend. Fast ein bißchen zu ruhig für Lawrences Geschmack. Über den Wellen, die kaum handhoch und so träge wie geschmolzenes Blei waren, lag ein blaßgrauer Hauch von Nebel, und obgleich die Sicht im Grunde klar war, schien doch alles, was weiter als drei-, vierhundert Yards entfernt war, wie hinter einem unsichtbaren Schleier zu verschwimmen.

Lawrence mochte Abende wie diese nicht. Er kannte sie zu gut, diese Tage, an denen das Meer wie gelähmt dalag – wie in der Ruhe vor dem Sturm.

»Kapitän?«

Lawrence drehte sich herum, als er die Stimme seines Adjutanten vernahm, zwang ein berufsmäßiges Lächeln auf seine Lippen und wurde übergangslos wieder ernst. »Ja?«

Stayley drückste einen Moment herum. Lawrence sah ihm an, wie schwer es ihm fiel, zu sagen, weswegen er gekommen war. »Es ist... wegen der Mannschaft, Sir«, begann er schließlich.

Lawrence runzelte die Stirn. »Was ist mit der Mannschaft, Stayley?« fragte er.

»Sie wird allmählich unruhig, Sir«, antwortete sein Adjutant.

»So?« sagte Lawrence. »Wird sie das? Und wie äußert sich diese... Unruhe?«

Stayley antwortete nicht direkt auf seine Frage, sondern blickte einen Moment aus dem Fenster, wo sich das Mondlicht auf den schwarzen Felsen der Steilküste wie auf poliertem Stahl spiegelte. »Wir sollten nur einen Tag in dieser Bucht bleiben, Sir«, murmelte er. »Jetzt ist es fast eine Woche.«

»Unser genauer Befehl lautet, so lange hierzubleiben, bis wir Nachricht von Fregattenkapitän Spears bekommen«, sagte Lawrence strenger, als vielleicht nötig gewesen wäre. Er konnte Stayley nur zu gut verstehen, und erst recht die Mannschaft. Die kleine, halb hinter einer vorspringenden Felsnase verborgene liegende Bucht, nur wenige Meilen nördlich von Aberdeen, war ein vorzügliches Versteck, selbst für einen Kreuzer von der Größe der *King George*. Von See aus war sie praktisch unsichtbar, und die mächtigen Felsbarrieren schützten das Schiff selbst vor dem schlimmsten Sturm. Aber es war etwas... Lawrence suchte vergeblich in Gedanken nach einer passenden Bezeichnung ... etwas Unheimliches an dieser Bucht. Die lotrechten, völlig schwarzen Felsen strahlten selbst bei Tage etwas Düsteres aus, und Lawrence hatte sie ein paarmal schon mit steingewordener Nacht verglichen.

Trotzdem sagte er: »Wir sind nicht hier, um uns zu amüsieren, Mister Stayley, sondern weil wir einen Befehl ausführen. Und wenn irgendein Mitglied der Mannschaft anderer Auffassung sein sollte, dann schicken Sie es zu mir. Ich werde dem Betreffenden gerne den Unterschied zwischen einem Seemann und einem Mitglied der Marine Ihrer Majestät erklären.«

Stayley erbleichte, nickte beinahe übertrieben hastig und drehte sich auf dem Absatz herum, um die Brücke zu verlassen.

Aber er machte nur einen einzigen Schritt, und auch nur, um sofort wieder stehenzubleiben und aus zusammengekniffenen Augen auf den schmalen Ausschnitt offenen Meeres zu blicken, der zwischen den zyklopischen Felsen sichtbar war.

»Was haben Sie?« fragte Lawrence.

»Ich... weiß nicht, Sir«, antwortete Stayley. »Für einen Moment dachte ich, ich hätte etwas gesehen.«

»Dort draußen?«

Lawrence trat neben ihn, runzelte die Stirn und blickte ebenfalls

in die dunstig-graue Dämmerung hinaus. Es dauerte einen Moment, aber dann sah er es auch:

Es war nicht mehr als ein Schatten, ein gewaltiges, körperloses Etwas, das in unbestimmbarer Entfernung hinter der grauen Nebelwand aufgetaucht war, aber es war zu deutlich, um eine bloße Täuschung sein zu können.

»Was ist das, Sir?« fragte Stayley verstört.

Statt einer Antwort wandte sich Lawrence um, holte seinen Spektiv und trat erneut an die Scheibe. Aber seltsamerweise wurde der Schatten nicht deutlicher, als er durch das Glas sah. »Ich weiß es nicht«, gestand er schließlich. Er senkte das Glas, biß sich nachdenklich auf die Lippen und starrte dann wieder in die graue Unendlichkeit hinaus. Irgend etwas am Anblick dieses monströsen... Dinges berührte ihn, berührte ihn auf sehr unangenehme Art und Weise, ohne daß er das Gefühl irgendwie begründen konnte.

»Es ist viel zu groß für ein Schiff«, murmelte Stayley. In seiner Stimme war ein Beben, das Lawrence aufhorchen ließ. Alarmiert senkte er sein Glas ein zweites Mal und sah seinen Adjutanten an. Stayley starnte aus weit aufgerissenen Augen in den Nebel hinaus. Sein Gesicht war bleich, und Lawrence sah, daß sich seine Hände zu Fäusten geballt hatten und zitterten. Er spürt es auch! dachte er erschrocken.

»Unsinn, Leutnant«, sagte er streng. »Was soll es anderes sein als ein Schiff? Vielleicht ein Seeungeheuer oder der Fliegende Holländer?« Er lachte, aber es klang gepreßt und nicht sehr überzeugend. »Rufen Sie die Offiziere auf die Brücke, Mister Stayley. Und dann beordern Sie die Freiwachen zurück. Wir nehmen Fahrt auf. Ich möchte mir dieses sonderbare Schiff aus der Nähe betrachten.«

Stayley nickte nervös und eilte zur Tür, aber Lawrence rief ihn noch einmal zurück. »Noch etwas, Mister Stayley«, sagte er, zögernd und beinahe gegen seinen Willen. »Geben Sie Befehl, daß der Maat volle Gefechtsbereitschaft anordnen soll. Sicher ist sicher«, fügte er mit einem nervösen Lächeln hinzu.

Das Wasser war so kalt, daß ich für ein paar Sekunden ernsthaft befürchtete, erfrieren zu müssen. Meine Muskeln waren wie gelähmt, und die Luft, die aus dem Tank auf meinem Rücken strömte, schien wie flüssiges Feuer in meiner Kehle zu brennen. Ich sank, weniger durch meine eigenen

Bewegungen als vielmehr durch das Gewicht des Oxygentankes in die Tiefe gezerrt, in steilem Winkel nach unten, und ich schätzte, daß ich gute hundert Fuß unter der Oberfläche war, ehe es mir gelang, meine Muskeln zu einer ersten, mühsamen Schwimmbewegung zu zwingen, mit der ich wenigstens mein hilfloses Trudeln auffangen konnte.

Der See hatte sich verändert. Das grüne Leuchten, das noch am Morgen seinen ganzen Boden erfüllt hatte, war zu einem fleckigen blassen Muster geworden, in dem gewaltige, wie hineingefressen wirkende Löcher gähnten. Tangfetzen und aufgewirbelter Morast trieben wie wolkige große Gebilde durch das Wasser, und ein paarmal glaubte ich festere, dunkle Körper zu erkennen, die jedoch niemals so nahe kamen, daß ich mich bedroht fühlte.

Ich sah mich aufmerksam nach dem finsternen Etwas um, das ich vom Ufer aus gesehen hatte, konnte jedoch nirgends auch nur eine Spur davon erkennen – was nicht hieß, daß es nicht da war. Das Wasser war so finster, daß ich praktisch in sein Maul hineinschwimmen konnte, ehe ich es überhaupt bemerkte.

Hastig verscheuchte ich den Gedanken und schwamm schneller. Allmählich begannen mir meine Muskeln wieder zu gehorchen, und das Gewicht meines Atemgerätes tat ein Übriges, mich rasch in die Tiefe sinken zu lassen.

Je weiter ich mich dem Seeboden näherte, desto deutlicher wurden die Spuren der gewaltigen Schlacht, die hier vor Tagesfrist geschlagen worden war. War die Ruinenstadt bei meinem ersten Hiersein noch nahezu unbeschädigt gewesen, so schien jetzt im wahrsten Sinne des Wortes kein Stein mehr auf dem anderen zu stehen. Die Häuser und Paläste waren zerstört, die Brücken und Straßen zerfetzt und zu gewaltigen Haufen chaotisch aufeinandergetürmter Trümmer geworden, und im vordem noch fast glatten Seeboden gähnten jetzt gewaltige, ausgezackte Krater.

Und dann sah ich die NAUTILUS.

Sie befand sich unweit der Stelle, an der ich sie das letzte Mal gesehen hatte, als sie Feuer und Tod auf die Stadt Dagons spie. Aber aus dem todbringenden Giganten war ein Leichnam geworden. Jedenfalls war das der erste Eindruck, den ich hatte. Das Schiff lag auf dem Meeresboden, halb auf der Seite, den Bug mit dem gezackten Rammsporn tief in den weichen

Schlamm gegraben. Mit einer einzigen Ausnahme waren sämtliche Lichter erloschen, und neben der Backbordseite bewegte sich etwas Finsternes, Großes. Sie sah aus wie ein stählerner Riesenhai, der sich auf den Meeresboden gelegt hatte, um zu verenden.

Seltsamerweise konnte ich nicht die geringste Beschädigung an ihrem Rumpf feststellen, selbst als ich mich dem Schiff näherte und auf seine andere Seite schwamm. Die stählernen Panzerplatten hatten ihren bläulichen Glanz verloren und wirkten jetzt matt und blind, aber der Rumpf der NAUTILUS selbst schien nicht den geringsten Kratzer aufzuweisen.

Dafür sah ich die Toten. Drei, dann vier und schließlich fünf von Nemos Männern, die mit zerfetzten Taucheranzügen und zertrümmerten Helmen in der Nähe des Schiffes trieben, vom Gewicht ihrer Ausrüstungen auf dem Meeresgrund gehalten und zum Teil aufrecht stehend wie furchtbare Statuen. Die Strömung bewegte sie hin und her, so daß es aussah, als streckten sie verzweifelt die Arme nach dem Schiff aus.

Behutsam näherte ich mich dem Schiff – wohlweislich auf der dem finsternen Etwas abgewandten Seite – hielt in einem Abstand inne und besah mir die NAUTILUS genauer. Aber auch jetzt war nicht die Spur irgendeiner Beschädigung zu erkennen. Ich näherte mich dem Schiff bis auf Armeslänge und schwamm an seinem Rumpf entlang, bis ich das große Bullauge vor mir sah, hinter dem Nemos Salon lag. Ich paddelte heftig mit den Beinen, um den Sog der Strömung auszugleichen, der mich vom Schiff wegtreiben wollte, näherte mich mühsam der gewaltigen gebogenen Scheibe und schlug so heftig mit den Fäusten dagegen, wie ich nur konnte. Die Schläge dröhnten geisterhaft laut durch den Rumpf des Schiffes. So kristallklar das Glas des Bullauges von innen war, so schwer war es, von außen in das Schiff hineinzusehen; ich erkannte nicht mehr als verschwommene Umrisse. Aber immerhin bewegten sie sich, was mir bewies, daß an Bord des Schiffes zumindest noch ein paar Überlebende waren.

Als sie meine Faustschläge hörten, kam hektische Bewegung in die Gestalten hinter der Scheibe. Drei, vier von ihnen näherten sich dem Bullauge und begannen heftig zu gestikulieren, und in einer der Gestalten glaubte ich Nemo zu erkennen, war mir aber nicht sicher.

Ich schlug noch einmal mit der flachen Hand gegen das Glas, streckte die Arme nach beiden Seiten aus und hob die

Handflächen nach außen, um anzudeuten, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte. Nemo schien die Geste zu verstehen, denn er begann seinerseits heftig zu gestikulieren, deutete nach unten und dann zum Heck des Schiffes, und schließlich verstand ich. Immerhin hatte er mir die NAUTILUS nicht umsonst ganz genau gezeigt, bevor ich von Bord gegangen war. Offenbar wollte er mich auf die Schleuse aufmerksam machen, die unterhalb des Schiffes angebracht war und ein Aussteigen unter Wasser möglich machte. Selbst jetzt, wo die NAUTILUS mit deutlicher Schlagseite dalag, mußte sie noch zu passieren sein.

Ich nickte übertrieben heftig, um Nemo zu bedeuten, daß ich verstanden hatte, deutete in die gleiche Richtung wie er und wollte mich entfernen, aber Nemo fuhr fort, zu gestikulieren und wie wild mit den Händen zu fuchteln, so daß ich noch einmal zurückschwamm und das Gesicht gegen die Scheibe preßte.

Nemo schüttelte den Kopf, daß seine schütteren Haare flogen. Immer wieder deutete er auf den Boden, manchmal auch auf die Decke oder die Wände, schüttelte den Kopf und machte hektische Gesten, deren Bedeutung ich nicht verstand. Er wollte mir irgend etwas sagen, das war klar, aber ich begriff einfach nicht, was. Annähernd fünf Minuten blieb ich wassertretend vor dem Bullauge hängen, während Nemo auf der anderen Seite versuchte, die Weltmeisterschaft im Grimassenschneiden zu gewinnen, dann schüttelte ich entschieden den Kopf, drehte mich herum und begann zum Heck der NAUTILUS zurückzuschwimmen.

Ich schlug seine Warnung keineswegs in den Wind, sondern nahm sie sehr ernst. Aber so aufmerksam ich mich auch umsah, es schien nichts zu geben, was mir irgendwie gefährlich werden konnte. Ich sah nicht einmal einen Fisch. Der See schien in weitem Umkreis um die gestrandete NAUTILUS wie ausgestorben.

Wieder fiel mir die mattschwarze Färbung des Schiffsrumpfes auf. Das blauschimmernde Metall, aus dem das phantastische Schiff gebaut war, war blind und farblos geworden, und zwar überall, nicht etwa nur hier und da, was auf die Spuren einer Explosion hingedeutet hätte. Neugierig – und wider besseres Wissen – schwamm ich dicht an den Rumpf der NAUTILUS heran und streckte die rechte Hand aus. Der Stahl des Schiffsrumpfes glänzte noch wie früher, aber er war zur Gänze unter einer dünnen, lederartigen schwarzen Schicht

verschwunden, die das Schiff wie eine zweite Haut aus Gummi überzog und sich jeder Kante, jedem Vorsprung und jeder Niete anpaßte.

Und eine Sekunde später wußte ich auch, wovor mich Nemo hatte warnen wollen.

Im selben Augenblick, in dem meine Finger die schwarze Schicht berührten, lief eine zuckende Bewegung durch die Masse, und etwas wie ein fingerloser Arm schnappte hoch und schmiegte sich sanft, aber trotzdem sehr kraftvoll, um mein Handgelenk.

Verzweifelt warf ich mich zurück, aber so dünn und weich das schwarze Material aussah, so zäh war es in Wirklichkeit. Mein Arm saß so unverrückbar in der Masse fest, als wäre er angewachsen.

Und dann sah ich etwas, das mir schier das Blut in den Adern gerinnen ließ...

Die schwarze Gallerte umschloß meine Hand und einen Teil meines Unterarmes wie ein widerlicher Handschuh, aber sie gab sich nicht damit zufrieden, mich einfach festzuhalten, sondern kroch, langsam, aber unaufhaltsam, an meinem Arm empor!

Ich schrie auf und begann wie von Sinnen mit den Beinen zu stampeln – mit dem einzigen Ergebnis freilich, daß meine Füße den Schiffsrumpholz berührten und ich plötzlich auch dort festklebte. Ich bäumte mich auf, zerrte und zog mit aller Gewalt, kam aber keinen Zoll frei, sondern spürte im Gegenteil, wie das ekelige Zeug immer schneller an meinem Arm und den Beinen emporfloß. Plötzlich mußte ich an die toten Männer denken, die ich auf dem Meeresgrund gesehen hatte, vermeintlich vom Gewicht ihrer Anzüge gehalten, vielleicht aber auch von etwas anderem...

Plötzlich bemerkte ich einen Schatten, fuhr herum, soweit es meine unglückliche Lage zuließ, und – war ich schon übergescnappet vor Angst? Ich traute meinen Augen nicht, als ich die breitschultrige Gestalt in dem Taucheranzug erkannte, die sich mir mit hektischen Schwimmbewegungen näherte.

Der Mann gestikulierte heftig mit den Armen, und obwohl ich die Bedeutung seiner Gesten in diesem Moment nicht begriff, tat ich wohl instinktiv das Richtige, indem ich aufhörte, mich zu bewegen, denn er nickte zufrieden, löste einen gläsernen Behälter von seinem Gürtel und schraubte etwas auf sein oberes Ende, das wie eine übergroße Insektenspritze aussah. Er schwamm in weitem Bogen um mich herum, hielt in

respektvollem Abstand zum Rumpf des Schiffes inne und hob sein sonderbares Instrument.

Als er es betätigte, schoß eine Wolke einer gelblichen Flüssigkeit hinaus, verteilte sich im Meerwasser und senkte sich als feiner Nebel auf den schwarzen Überzug der NAUTILUS.

Wo sie ihn berührte, begann das Zeug zu verdorren, wurde grau und schrumpelig und löste sich in Sekundenschnelle in grauen schmierigen Schleim auf. Mein Retter nickte zufrieden, schwamm abermals um mich herum und betätigte seine sonderbare Waffe erneut, wobei er die Strömung ausnutzte, um die Flüssigkeit auf eine möglichst große Fläche zu verteilen.

Dann berührte etwas von dem gelben Zeug meine Haut. Und ich schrie vor Schmerz.

Es war nur ein Spritzer, den ich abbekam, aber er brannte sich wie glühendes Eisen in meinen Arm und hinterließ eine six pencegroße, heftig blutende Wunde.

Es war Säure, nichts anderes als Säure, was der Mann auf das schwarze Etwas spritzte, eine Säure, die scharf genug war, selbst den Rumpf der NAUTILUS anzugreifen, wo sie ihn durch die häßlichen Lücken, die plötzlich in dem schwarzen Überzug klafften, berührte.

Dann begannen meine Hände zu schmerzen. Zuerst war es nur ein Brennen, aber es steigerte sich in Sekunden zur Raserei, so daß ich abermals vor Pein aufschrie. Der schwarze Überzug, der mich hielt, begann grau und brüchig zu werden, denn die Säure tötete nicht nur da, wo sie die Plasmamasse unmittelbar berührte, sondern schien sich in ihr weiterzufressen, aber im gleichen Maße, in dem er zerfiel, steigerte sich auch der Schmerz in meiner Hand, und als der schreckliche schwarze Handschuh schließlich abfiel, war meine Hand bis hinauf zum Ellbogen rot von meinem eigenen Blut.

Ich war halb besinnungslos, als der Taucher mich unter den Armen ergriff und mit einem heftigen Ruck losriß. Wie in Trance registrierte ich, wie er mich ein gutes Stück fort von der NAUTILUS und gleichzeitig nach unten zog, zu ihrem Heck und der Tauchkammer hin.

Meine Sinne schwanden, kurz nachdem wir in das Schiff eingedrungen und in die halb geflutete Schleuse geschwommen waren. Aber sie schwanden trotz allem nicht schnell genug, um mich nicht das Gesicht meines Retters erkennen zu lassen. Seines und das der zweiten, ebenfalls in einen Unterwasseranzug

gehüllten Gestalt, die in der Kammer auf uns gewartet hatte.

Es waren die Gesichter von zwei Menschen, die ich nur zu gut kannte.

Die von Howard Phillips Lovecraft und seines Leibdieners Rowlf.

Das Haus war still. Die Geräusche, die von der Straße hereindrangen und düstere Geschichten erzählten, klangen gedämpft und sonderbar unwirklich; selbst das Licht wirkte blaß und seine Schatten länger und tiefer, als normal war.

Several dachte einen Moment lang fast interessiert über die sonderbare Verfassung nach, in der sie sich befand. Ihr Zustand war... erschreckend. Auf der einen Seite sah sie ihre Lage ganz klar, mit fast wissenschaftlicher Präzision. Auf der anderen war sie halb von Sinnen vor Angst und Entsetzen. Aber es war eine ganz andere Art von Angst, als sie sie bisher gekannt hatte. Eine Art Taubheit des Geistes, die ihr logisches Denkvermögen zur gleichen Zeit zu lahmen wie zu schärfen schien. Es war verwirrend.

Sie sah zur Uhr. Es war fast elf, und der Gesang vom Marktplatz her war im Laufe der letzten Stunde immer lauter und lauter geworden. Wenn die Mitternacht herankam, würde er zu einem dröhnenden Chor geworden sein, dem fanatischen Schreien aus Hunderten und Aberhunderten von Kehlen, mit dem sie IHN riefen.

Several runzelte verwirrt die Stirn, als ihr die Bedeutung dieses Gedankens klar wurde. Woher wußte sie das? Woher wußte sie mit einem Mal Dinge, die sie gar nicht wissen konnte? Sie kam zu keinem befriedigenden Ergebnis und verschob die Lösung dieses neuerlichen Rätsels auf später; wie die so vieler. Robert hatte gesagt, daß sie bis kurz vor Sonnenaufgang warten sollte, ohne das Haus zu verlassen, und irgend etwas war an seiner Art zu reden gewesen, was es ihr unmöglich machte, nicht zu gehorchen.

Sie stand auf und wollte zum Fenster gehen, aber noch bevor sie es erreichte, hörte sie die Tür im Erdgeschoß und blieb wieder stehen. Eine Stimme sagte etwas, das sie nicht verstand, und kurz darauf polterten die schweren Schritte von zwei oder auch drei Männern die Treppe hinauf. Several drehte sich zur Tür. Seltsam – sie hätte Angst haben müssen, aber sie fühlte nichts,

nicht einmal Erschrecken.

Nicht einmal, als die Tür aufging und die hochgewachsene Gestalt unter der Öffnung erschien. In ihr war nur ein sonderbares Gefühl, als wäre etwas eingetroffen, worauf sie schon lange gewartet hatte.

»Komm mit mir, Several«, sagte McGillycaddy.
Several gehorchte.

Ich hatte das Gefühl, nicht sehr lange ohne Bewußtsein gewesen zu sein. Ich fror erbärmlich, und nach der Kälte war das nächste, was ich fühlte, ein brennender Schmerz, als hätte ich einen nadelgespickten Handschuh über die rechte Hand gestreift. Ich blinzelte, unterdrückte ein Stöhnen und öffnete vorsichtig die Augen. Mildes elektrisches Licht erfüllte den Raum, in dem ich mich befand. Knapp zwei Meter über meinem Kopf spannte sich eine leichte gebogene Decke aus poliertem Metall, und rechts von meinem Bett war ein rundes, jetzt allerdings sorgsam mit einem schweren samtenen Vorhang abgedecktes Bullaugen-Fenster.

Der Anblick ließ meine Erinnerungen schlagartig zurückkehren. Erschrocken setzte ich mich auf – und fiel ziemlich unsanft wieder in die Kissen zurück, als mir jemand einen Stoß vor die Brust versetzte. Eigentlich war es kein wirklicher Stoß, sondern nur ein sanfter Schubser, aber benommen, wie ich war, ließ er eine Woge rasender Wut in mir aufsteigen.

»Bleiben Sie liegen, junger Mann«, sagte eine Stimme neben mir. Zornig wandte ich den Kopf und blickte in ein streng geschnittenes Gesicht mit fast schwarzer Haut und kurzem krausen Haar.

»Was soll das?« fragte ich ärgerlich. »Ich...«

»Was das soll, kann ich Ihnen erklären«, unterbrach mich mein Gegenüber. »Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen eine Injektion zu geben, die Ihre Schmerzen lindert. Aber Sie sollten noch zehn Minuten warten, bis das Medikament wirkt. Sonst wird Ihnen nämlich so übel wie noch nie zuvor in Ihrem Leben, mein Freund.«

Verwirrt starrte ich den Farbigen an, dann grub ich den Arm unter der Bettdecke hervor und hob ihn vor die Augen. Meine rechte Hand war unter einem weißen Verband verschwunden, der sich fast bis zum Ellbogen hinaufzog und so stramm angelegt war, daß ich nicht einmal einen Finger bewegen konnte. Und er

tat verdammt weh.

»Wer sind Sie?« fragte ich, schon etwas friedlicher gestimmt.
»Und was ist geschehen?«

Mein Gegenüber lächelte freundlich. »Mein Name ist Obote«, sagte er. »Ich bin Arzt. Und ich denke, ich hole Ihnen jemanden, der Ihnen alles viel besser erklären kann.« Er stand auf, ließ seine Injektionsspritze nachlässig in der Tasche seines weißen Kittels verschwinden und ging zur Tür, blieb aber noch einmal stehen und sagte: »Aber tun Sie sich selbst und dem armen Matrosen, der diesen Raum sauberhalten muß, einen Gefallen und bleiben Sie liegen, Mister Craven.«

Damit verschwand er, und ich blieb allein zurück. Neugierig sah ich mich um. Ich war nicht in der Kabine, in der ich mich bei meinem ersten Besuch auf der NAUTILUS aufgehalten hatte. Diese Kammer war größer und sehr viel kostbarer eingerichtet. Das Bett, in dem ich erwacht war, schien handgeschnitten und mußte mindestens hundert Jahre alt sein, und in den Bildern, die die Metallwände zierten, glaubte ich einige alte Meister zu erkennen, obgleich ich alles andere als ein Kunstskenner war. Die Einrichtung war spärlich, aber erlesen genug, dem Buckingham-Palast zur Zierde zu dienen. Ich vermutete, daß es sich um Nemos Privatkabine handelte.

Ich wartete etwa zehn Minuten, bis das halbrunde Metallschott wieder zur Seite glitt und den Weg für Nemo freigab. Der schlanke Kapitän der NAUTILUS lächelte übertrieben, als er meinem Blick begegnete, kam näher und streckte die Hand aus.

Ich beachtete sie gar nicht. Denn im selben Moment war mein Blick auf die beiden Gestalten gefallen, die hinter Nemo den Raum betraten.

Ich stieß überrascht die Luft zwischen den Zähnen hervor.

»Das ist doch...« Ich vergaß die Warnung des Arztes, setzte mich abrupt auf und fiel um ein Haar in Nemos Arme, als mir prompt schwindelig wurde. Mühsam rappelte ich mich hoch, stützte mich auf den unverletzten linken Arm und starre fassungslos die so wohlbekannten Gesichter an.

»Howard! Rowlf!« murmelte ich. »Wie zum Teufel...«

Die Vision, die ich gehabt hatte, kurz bevor mir die Sinne schwanden, war keine Vision gewesen!

»Nun, mon Ami«, sagte Nemo freundlich, »wenn Sie sich kräftig genug fühlen, können wir vielleicht reden.«

Ich hörte nicht einmal hin, sondern starre nur abwechselnd

Rowlf und Howard an, die vor meinem Bett standen und auf mich herabblickten. »Aber... aber wie... wie kommt ihr hierher?« stammelte ich. »Was... was bedeutet das alles?«

»Sei froh, daß wa hier sin«, polterte Rowlf auf seine unnachahmlich freundliche Art. »Wenn nicht, wärse nämlich jetz Fischfutter, weisse?«

»Du... du hast mich gerettet«, murmelte ich. »Du warst der Mann, der mich von diesem Zeug befreit hat.«

Rowlf nickte. »Warich«, sagte er. »Dich kamma wirklich nichn Moment alleinlassn, ohne dasse inne Bredouille geräts, wie?«

Verwirrt starrte ich ihn an, dann wandte ich mich an Howard. Er ahnte wohl, welche Fragen mir auf der Seele brannten, denn er hob rasch den Arm.

»Später«, sagte er. »Ich erkläre dir alles, Robert, aber im Moment ist keine Zeit dazu.«

Ich brannte vor Neugier und Ungeduld, aber etwas sagte mir, daß Howards Worte wirklich so ernst gemeint waren, wie sie sich anhörten, und so wandte ich mich wieder an Nemo. »Was ist passiert?« fragte ich. »Wieso liegt die NAUTILUS noch hier, und was ist mit Dagon?«

Nemos Gesicht verdüsterte sich. »Dagon hat wenig damit zu tun«, sagte er düster. »Ich fürchte, die Hauptschuld an unserem Unglück liegt bei mir.«

»Sie haben Dagon unterschätzt«, vermutete ich.

Nemo lachte, aber es klang nicht besonders amüsiert.

»Unterschätzt?« Er schüttelte heftig den Kopf. »Keineswegs, mein Junge. Dagon trägt nicht die Schuld an unserer Havarie.«

»So?« frage ich zweifelnd. »Ich kann mich täuschen, aber ich hatte den Eindruck, daß ihr neuer Tarnanstrich von Dagon ausgeführt wurde.«

Howard lachte leise, während mich Nemo einen Moment irritiert anstarrte, bis er begriff, was ich meinte. »Ach das«, sagte er. »Natürlich – diese Kreatur gehört zu ihm. Aber wir wußten davon und wären längst nicht mehr hiergewesen, wenn alles nach Plan verlaufen wäre.«

»Und was hat Ihre Pläne gestört?« fragte ich.

»Spears«, antwortete Nemo ernst.

»Spears? Aber wieso?«

»Ich ließ ihn zu meiner unterirdischen Basis bringen«, erklärte Nemo, »um mich später mit ihm zu unterhalten. Aber ich fürchte, ich habe ihn unterschätzt, Robert. Es gelang Spears, aus

seiner Unterkunft zu entfliehen. Das allein wäre noch keine Katastrophe gewesen, obgleich er einen meiner Männer getötet hat, denn meine Basis liegt hundert Yards unter dem Meeresspiegel. Aber dann geschah etwas, was niemals hätte geschehen dürfen.«

»Und was?« fragte ich, als Nemo nicht weitersprach, sondern mich nur gewichtig ansah.

Nemo atmete tief ein. »Es gelang ihm, sich an Bord der NAUTILUS zu schleichen«, sagte er. »Niemand hat es bemerkt. Er war hier, als wir in den See einliefen und Dagon und seine Kreaturen angriffen.«

Wieder sprach er nicht weiter, aber diesmal war es keine rein rhetorische Pause; er starre an mir vorbei, und seine Lippen preßten sich zu einem schmalen Strich zusammen. Die Erinnerung mußte ihm sehr unangenehm sein.

»Er muß den Verstand verloren haben«, murmelte er. »Er schlich sich in die Zentrale, nahm einen Schraubenschlüssel und zertrümmerte das Steuerpult.«

»Mit einem Schraubenschlüssel?« vergewisserte ich mich. »Sie wollen sagen, daß ein einzelner Mann mit einem ordinären Schraubenschlüssel ein Wunderschiff wie die NAUTILUS außer Gefecht setzen konnte?«

Nemo nickte betrübt. »Ich fürchte, es ist so. Es war eine Verkettung unglücklicher Zufälle, die niemand einkalkulieren konnte, aber Tatsache ist, daß die NAUTILUS seit annähernd sechzehn Stunden bewegungsunfähig ist.«

»Aber Ihre Mechaniker kriegen sie doch wieder flott, oder?« fragte ich.

Nemo nickte. »Das ist nicht das Problem. Der Schaden ist groß, zudem Spears Angriff einige Kurzschlüsse hervorgerufen hat, die wiederum andere Teile des Schiffes in Mitleidenschaft zogen, aber es ist nicht so schlimm, daß wir hier nie wieder wegkämen. In acht, spätestens zehn Stunden ist die NAUTILUS wieder manövrierfähig; zumindest notdürftig.«

»Wo liegt dann die Schwierigkeit?« fragte ich.

Diesmal war es Howard, der antwortete. »Du kennst sie, Robert. Du hast selbst schon mitten drin gesteckt. Hätte Rowlf dich nicht befreit...« Er sprach nicht weiter, aber das war auch nicht nötig.

»Diese... Masse, in der das Schiff steckt?«

Howard nickte. »Ja. Wir wissen nicht, was es ist, und wir wissen nicht einmal, wie Dagon es lenkt – wenn er das

überhaupt tut –, aber es wird uns nicht so viel Zeit lassen. Es erschien vor vier oder fünf Stunden und begann das Schiff ein zuhüllen.«

»Was tut es?« fragte ich. »Außer harmlose Passanten aufzufressen?«

Howard lächelte flüchtig. »Das wissen wir nicht. Ich glaube nicht, daß es sich um ein denkendes Wesen handelt, wenn es das ist, was du meinst. Es... es scheint eine Art Protoplasma-Masse zu sein, die nichts anderes tut, als sich fortzubewegen und zu fressen. Es greift die Schiffshülle an.«

Ich starre ihn an. »Aber der Rumpf der NAUTILUS ist aus Stahl!« keuchte ich.

»Und trotzdem greift ihn dieses Zeug an«, sagte Nemo düster. »Am Heck, wo die Panzerung dünner ist, sind bereits einige kleinere Lecks entstanden. Noch halten unsere Schotten, aber ich weiß nicht, wie lange noch. Ich befürchte, uns bleiben nicht mehr als zwei, allerhöchstens drei Stunden. Wenn überhaupt.«

»Und was tut ihr dagegen?« fragte ich, an Howard gewandt.

Howard sah mich ernst an. »Wir haben versucht, etwas zu tun, Robert«, sagte er leise. »Gleich als wir es bemerkten. Hast du die Toten draußen gesehen?«

Ich nickte.

»Es war ein halbes Dutzend meiner besten Männer«, murmelte Nemo. »Wir haben alles ausprobiert – Sprengstoff, Gift, Messer, Dieselöl – alles, was Sie sich denken können. Aber was immer diese Masse darstellt – sie scheint völlig unempfindlich gegen jede bekannte Waffe zu sein.«

Einen Moment lang sah ich ihn an, dann hob ich demonstrativ meinen bandagierten Arm in die Höhe. »Nicht ganz«, sagte ich. »Sonst würde ich wohl kaum noch leben.«

»Die Säure?« Howard schüttelte resigniert den Kopf. »Vergiß es, Junge. Sie tötet die Masse zwar ab, aber wir haben nicht genug, um ihr auch nur ernsthaften Schaden zufügen zu können. Das, was Rowlf dabei hatte, war unser gesamter Vorrat.«

»Wovon?« fragte ich.

»Königswasser«, erklärte Howard. »Hast du schon einmal davon gehört?«

Ich schüttelte den Kopf, und Howard fuhr mit einer Kopfbewegung auf meinen Arm hin fort: »Du kannst von Glück sagen, daß du nur einen tausendfach verdünnten Spritzer abbekommen hast. Es ist die gefährlichste Flüssigkeit, die es überhaupt gibt. Salzsäure ist das reinste Erfrischungsgetränk

dagegen. Außer Glas zerstört es alles. Aber wir haben nicht genug davon.«

»Und auch keine Möglichkeit, sie herzustellen?«

»Die NAUTILUS ist ein Unterseeboot, kein schwimmendes Chemielabor«, sagte Nemo gereizt. Dann lächelte er und fuhr sich mit einer fahrgen Geste durch das Gesicht. »Entschuldigen Sie, Robert«, sagte er. »Ich bin... nervös.«

»Schon gut.« Ich richtete mich weiter auf, schwang vorsichtig die Beine vom Bett und atmete erleichtert auf, als es mir gelang, die Füße auf den Boden zu setzen, ohne daß mir schwindelig oder übel wurde. »Was habt ihr jetzt vor?« fragte ich.

»Es gibt noch ein oder zwei Dinge, die wir versuchen werden«, antwortete Howard. »Fühlst du dich kräftig genug, uns in den Salon zu begleiten?«

»Natürlich.« Ich lächelte zuversichtlich, stand auf und wäre prompt auf die Nase gefallen, hätte mich Rowlf nicht aufgefangen.

»Soll ich dir tragen?« fragte er grinsend.

Ich schenkte ihm einen bösen Blick und schlug seinen Arm beiseite.

Mühsam bückte ich mich nach der trockenen Hose, die auf einem Stuhl neben dem Bett hing, schlüpfte hinein und angelte nach dem dazugehörigen Hemd, gab den Versuch, es mit nur einem Arm überzustreifen, aber schon bald wieder auf. Ich fröstelte. Zum erstenmal fiel mir auf, wie kalt es hier drinnen war.

Nemo stand ebenfalls auf und half mir, das Hemd über die Schultern zu hängen. Ich bedankte mich mit einem Kopfnicken, wandte mich an Howard und wies mit der unverletzten Hand zur Tür. »Wir können«, sagte ich.

Die See war noch ruhiger geworden, obgleich Lawrence dies vor einer halben Stunde noch für unmöglich gehalten hätte. Der graus schwarze Ozean lag jetzt glatt wie ein See aus geschmolzenem Pech da, und selbst die Bugwelle, die die mit voller Kraft laufende *King George* hinter sich herschleppte, schien viel kleiner und müder zu sein, als normal gewesen wäre. Und es war still, unheimlich still. Das rhythmische Dröhnen der gewaltigen Maschinen im Rumpf des Schiffes schien das einzige Geräusch auf der ganzen Welt zu sein. Nicht einmal das Klatschen der Wellen war zu hören.

Dafür war der Nebel dichter geworden. Und es war der sonderbarste Nebel, den Lawrence jemals erlebt hatte.

Er bewegte sich. Es war nicht so, daß ihn der Wind vor sich hertrieb – das war schlechterdings unmöglich, denn es wehte kein Wind – aber er schien sich auf fast magische Weise im gleichen Tempo von der *King George* zu entfernen, in dem der Kreuzer ihm näherzukommen versuchte; eine große, an den Rändern zerfaserte Wolke, die vom Himmel gefallen schien und auf dem Meer tanzte. Und in ihrem Zentrum, als wäre dieser graue Schleier ein schützender Schirm, den es um sich herum errichtet hatte, befand sich das Schiff.

Obgleich sie nähergekommen waren, vermochte es Lawrence noch immer nicht richtig zu erkennen. Er sah nur, daß es groß war, unglaublich groß, und daß es sich trotz seiner gigantischen Ausmaße mit erstaunlicher Eleganz und Leichtigkeit bewegte. Und völlig lautlos.

»Sir?«

Lawrence wandte den Blick, als er die Stimme seines Adjutanten hörte. »Was gibt es denn, Stayley?« fragte er ungeduldig.

Er war nervös wie alle hier auf der Brücke; wie alle auf dem Schiff. Aber er war der einzige, der dies nicht zeigen durfte.

»Ich glaube, wir holen langsam auf«, sagte Stayley.

Lawrence nickte. Während der letzten Minuten war der Abstand zwischen der *King George* und dem geisterhaften Schiff spürbar geringer geworden. Lawrence wußte nicht, ob das daran lag, daß ihre modernen Maschinen dem Dutzend seltsam gezackter Segel, das an den drei riesigen Masten prangte, überlegen waren, oder ob der Kapitän des anderen Schiffes *wollte*, daß sie ihn einholten. Er wußte vor allem nicht, welche Möglichkeit ihm lieber gewesen wäre, hätte er eine Wahl gehabt.

»Ich weiß«, antwortete er knapp. »Wir halten unser Tempo.« Damit wandte er sich um, blickte noch einmal zu dem verschwommenen Schatten weit vor der *King George* hinauf und verließ dann mit energischen Schritten die Brücke.

Die kalte Nachluft schien ihm wie eine eisige Hand ins Gesicht zu schlagen, als er die schmale Eisenleiter zum Deck hinunterging. Zwei Matrosen, die ihm entgegenkamen, salutierten eifrig, aber Lawrence bemerkte es nicht einmal, sondern stürmte grußlos an ihnen vorüber und eilte zum Bug.

Die beiden gewaltigen Buggeschütze der *King George* schienen wie mahnend ausgestreckte Riesenfinger auf den tanzenden Schatten zu deuten, als Lawrence das vordere Ende des Schiffes erreichte. Ihm war mit einem Male kalt, und jetzt, als er nicht mehr das schützende Glas des Brückenfensters zwischen sich und dem gewaltigen Schiff hatte, fühlte er sich auf sonderbare Weise ausgeliefert und schutzlos. Irgend etwas körperlos Drohendes umgab das Schiff.

Er hob seinen Feldstecher und fingerte sekundenlang nervös an der Feineinstellung herum, aber das Ergebnis war immer das gleiche; der monströse Schatten kam zwar näher, aber er wurde nicht deutlicher. Es war, als wäre außer dem Nebel noch etwas zwischen ihm und diesem Schiff, etwas, das aufs Gründlichste verhinderte, daß er es genauer erkennen konnte. Plötzlich schien ein deutlicher Ruck durch den Schatten zu gehen, und als Lawrence sein Glas senkte, sah er, daß die Nebelwand ein gutes Stück nähergekommen war und jetzt schnell auf die *King George* zuglitt. Das fremde Schiff hatte seine Geschwindigkeit abermals gedrosselt.

Lawrence drehte sich herum und winkte einen Matrosen heran. »Gehen Sie zur Brücke«, sagte er. »Sie sollen auf halbe Fahrt heruntergehen. Und dann bringen Sie mir eine Flüstertüte. Und beeilen Sie sich.«

Der Mann entfernte sich hastig, und Lawrence blickte wieder auf die Nebelwand.

Plötzlich hatte er Angst. Das Gefühl war ganz plötzlich da, von einer Sekunde auf die andere, und so warnungslos wie ein Raubtier, das ihn aus einem Versteck heraus ansprang, aber es war so heftig, daß er sich kaum dagegen wehren konnte. Der Nebel wogte und waberte hin und her, und je näher die *King George* der brodelnden Wand aus Grau und huschender Bewegung kam, desto stärker wurde die Furcht, die Lawrence verspürte. Es war, als flüstere ihm der Nebel zu, wegzubleiben, auf der Stelle kehrtzumachen und zu verschwinden, so lange er es noch konnte.

Er versuchte, den Gedanken zu verscheuchen, aber es ging nicht. *Geh weg!* flüsterte die Stimme des Nebels hinter seinen Gedanken. *Geh weg, Mensch! Geh! Fliehe diesen Ort, der den deinen nur Unglück bringt!*

Lawrence biß sich so heftig auf die Lippen, daß sie zu bluten begannen. Der Schmerz ließ ihn aufstöhnen, aber er vertrieb

auch die bizarren Visionen und schuf wenigstens für einen Moment wieder Klarheit hinter seiner Stirn.

Aber die Stimme blieb; leiser zwar, doch noch immer verständlich, und für einen ganz kurzen Augenblick war Lawrence ernsthaft versucht, auf ihre Warnung zu hören und das Kommando zum Abdrehen zu geben.

Dann kam der Matrose zurück und reichte ihm die Flüstertüte, und seine Ankunft riß Lawrence endgültig in die Wirklichkeit zurück.

Gebannt blickte er nach vorne.

Die *King George* hatte bereits merklich an Tempo verloren, aber ihr stählerner Bug pflügte das Meer noch immer mit der Geschwindigkeit eines Rennpferdes, und die Grenze des unheimlichen Nebels kam rasch näher.

Als das Schiff in ihn hineinglitt, geschah etwas Merkwürdiges. Lawrence war sich nicht sicher, es wirklich zu sehen, aber für einen Moment hatte er den Eindruck, daß der zollstarke Stahl des Rumpfes durchsichtig wie Glas würde, und für einen noch kürzeren Moment verspürte er ein heftiges, unangenehmes Kribbeln, als berührten ihn Tausende unsichtbarer winziger tastender Finger, überall am Körper zugleich. Dann war es vorbei, und im selben Moment sah er das Schiff.

Der Nebel schien wirklich eine Art Schutzwand gewesen zu sein, den kaum hatte die *King George* seine Grenze passiert, konnte Lawrence das unbekannte Schiff in normaler Schärfe erkennen. Und auch die warnende Stimme hinter seiner Stirn hörte abrupt auf zu flüstern.

Das Schiff war ein Gigant.

Es war mehr als zehnmal so groß wie die *King George*, hatte drei riesige, scheinbar bis in den Himmel reichende Masten und eine Unzahl Segel, die, gewaltigen Schwimmhäuten gleich, prall gebläht an den Masten zerrten, obgleich sich nicht der leiseste Windzug rührte. Seine Bordwände ragten hoch wie ein Mietshaus aus dem Wasser, und weit über seinem Kopf konnte Lawrence die – jetzt allerdings geschlossenen – Luken einer gleich fünffachen Reihe von Geschützen erkennen, die das Schiff zu einer schwimmenden Festung machen mußten. Nirgends an Bord dieses schwimmenden Riesen war auch nur das mindeste Licht zu sehen, und trotz der prall geblähten Segel und der bis zum Zerreissen gespannten Taue war es noch immer unheimlich still.

Lawrence hob seinen Feldstecher und blickte mit kloppendem Herzen zu dem Riesenschiff auf. Das Gerät funktionierte jetzt

wieder einwandfrei; Lawrence sah jede noch so winzige Einzelheit des Schiffes, als läge es auf Armeslänge vor ihm: der hölzerne Rumpf, der ihn auf skurrile Weise an eine chinesische Dschunke erinnerte und dessen Planken so sorgsam bearbeitet waren, daß es fast aussah, als wäre er aus einem einzigen Stück gearbeitet; die gigantischen Masten, die so dick sein mußten, daß drei Männer sie nicht umfassen konnten; die Decksaufbauten, die aus seiner ungünstigen Position heraus betrachtet seltsam geduckt und klein erschienen, und zum Heck hin in einem gewaltigen Turm ausliefen, und schließlich den Namenszug, der in übermannsgroßen goldenen Lettern am Bug prangte:

DAGON

Lawrence setzte sein Glas ab und runzelte die Stirn. Dieser Namenszug berührte etwas in ihm, tief in seiner Seele, und er tat es auf sehr unangenehme Art und Weise. Aber er wußte nicht, was es war.

Langsam glitt die *King George* näher an den schwimmenden Giganten heran, und das unangenehme Gefühl in Lawrence nahm an Intensität zu. Er versuchte sich einzureden, daß er keinen Grund hatte, Angst zu haben. Die *King George* war ein Zwerg gegen die *Dagon*, aber das Schiff war trotz seiner imposanten Erscheinung nicht viel mehr als ein schwimmender Anachronismus, der zwei- oder auch dreihundert Jahre zu spät kam, während die *King George* das Nonplusultra der englischen Seemacht darstellte. Sie war eine verbesserte – und größere – Ausführung der berühmt-berüchtigten Kanonenboote, auf deren Macht ein Großteil der britischen Seeüberlegenheit beruhte, und sie war gut bewaffnet, es selbst mit diesem Giganten aufzunehmen, wenn es sein mußte. Sicher, gegen die *Dagon* wirkte sie klein und verloren – aber schließlich war auch ein Piranha nicht sonderlich groß.

Trotzdem wurde das nagende Gefühl von Furcht in Lawrence immer stärker, je weiter sie sich dem Riesenschiff näherten.

Die *King George* wurde langsamer und drehte längsseits, und schließlich war aus dem Dröhnen der Maschinen ein leises Tuckern geworden, als das Schiff – ein Hecht neben einem Wal – längs der *Dagon* auf den Wellen schaukelte.

Lawrence hob die Flüstertüte an die Lippen. »Kapitän der

Dagonl« rief er. »Hier spricht Kapitän Lawrence von der HMS *King George*. Sie befinden sich in britischen Hoheitsgewässern. Drehen Sie bei und identifizieren Sie sich.«

Das Instrument verzerrte seine Stimme so sehr, daß er sie selbst kaum wiedererkannte, und es schien Lawrence, als schluckte der Nebel noch einen großen Teil ihres Klanges, bis nur noch düstere, unheimliche Töne übrigblieben, die kaum mehr Ähnlichkeit mit einer menschlichen Stimme hatten. Er schob den Eindruck auf seine Nervosität und wiederholte seine Durchsage drei-, vier-, fünf-, schließlich sechsmal, ohne daß auch nur die geringste Reaktion erfolgte. Die *Dagon* folgte weiter unabirrbar ihrem Kurs, und die *King George* lief neben ihr her wie ein Jagdhund neben einem Elefanten.

Lawrence ließ seine Flüstertüte sinken und hob die rechte Hand. Die Matrosen hinter ihm hatten nur auf dieses Zeichen gewartet. Für gute zwei Minuten schien sich das Deck der *King George* in einen wimmelnden Ameisenhaufen zu verwandeln, während sich das halbe Dutzend großer Zwillingsgeschütze auf den riesigen Leib der *Dagon* ausrichtete. Dann kehrte wieder Ruhe ein.

Kapitän Lawrence hob sein Instrument erneut. »*Dagonl*« rief er, so laut er konnte. »Dies ist die letzte Warnung. Nehmen Sie Fahrt weg, oder ich lasse das Feuer eröffnen.«

Wieder verging fast eine Minute, dann erschien hinter der Reling des Riesenschiffes, etwa auf der Höhe der *King George*, eine Gestalt.

Sie war zu weit entfernt und zu hoch über Lawrence, als daß er Einzelheiten erkennen konnte, aber er hatte das sichere Gefühl, daß der Mann direkt auf ihn herabsah; nicht etwa auf das Schiff oder die drohend ausgerichteten Kanonen, sondern auf ihn.

Aber das war auch alles, was geschah. Die *Dagon* jagte weiter, und mit Ausnahme der einen Gestalt hinter der Reling zeigte sich nicht eine Spur von Leben auf ihrem Deck.

Lawrence schauderte. Womit hatte er das Schiff verglichen, vorhin, bei seinem ersten Gespräch mit Stayley? Mit dem Fliegenden Holländer? Vielleicht war dieser Vergleich gar nicht so lächerlich gewesen.

»Sie da oben!« schrie er. »Können Sie mich verstehen? Antworten Sie!«

Der Mann antwortete nicht. Er rührte sich nicht einmal,

sondern stand starr wie eine Statue da, nicht mehr als ein Schatten in der Nacht. Lawrence rief noch ein halbes Dutzend Male, in allen Sprachen, die er kannte – und das waren eine ganze Menge, denn er hatte genug Jahre seines Lebens auf See und in den verschiedensten Häfen verbracht, um aus sehr vielen Sprachen einige Brocken aufzuschnappen –, aber die Gestalt reagierte nicht auf eines seiner Worte.

Schließlich hob Lawrence schweren Herzens den linken Arm, stieß die Faust zweimal hintereinander rasch nach oben und senkte sie wieder.

Eines der Buggeschütze stieß ein ohrenbetäubendes Donnern und eine yardlange, funkensprühende Flammenzunge aus, und eine halbe Sekunde später explodierte dicht vor dem hochgereckten Bugsprior der *Dagon* die See.

Der Warnschuß war so knapp plaziert, daß Lawrence für einen Moment fürchtete, er hätte die *Dagon* getroffen. Aber das Schiff jagte ungerührt weiter.

»Das war die letzte Warnung!« schrie Lawrence. »Der nächste Schuß ist gezielt. Sie haben genau eine Minute Zeit, die Segel zu streichen und beizudrehen!«

Erschöpft ließ er sein Sprechinstrument sinken, fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen und warf einen raschen Blick nach rechts und links. Seine Männer standen an den Geschützen, wohin sie geeilt waren, als er das Schiff in Gefechtsbereitschaft versetzen ließ, und er wußte, daß sie seinem Befehl Folge leisten würden, wenn er die *Dagon* wirklich unter Beschuß nehmen würde. Aber ihre Gesichter wirkten bleich und verkrampft, und Lawrence las die gleiche Angst in ihren Augen, die er auch selbst verspürte. Viele von ihnen waren altgediente Marinesoldaten und hatten auf zahlreichen Kriegsschauplätzen ihren Mann gestanden, aber keinem war je etwas wie die *Dagon* begegnet. Und auch in Lawrence sträubte sich etwas bei dem Gedanken, das Feuer auf diesen Giganten zu eröffnen. Er wußte nicht, ob er es wirklich tun würde, wenn der Kapitän dieses bizarren Schiffes auch seine letzte Warnung mißachtete.

Die Minute war längst um, aber Lawrence wartete weiter. Selbst, wenn man dort oben sofort auf den Warnschuß reagierte, würde es bei einem solchen Riesenschiff wohl seine Zeit dauern, bis irgend etwas von dieser Reaktion sichtbar wurde. Eine weitere Minute verstrich, dann noch eine und noch eine und noch eine, und schließlich begriff Lawrence, daß das

Schiff nicht anhalten würde.

Dann...

Es begann beinahe unsichtbar. Etwas an der *Dagon* veränderte sich, ohne daß Lawrence gleich zu sagen vermochte, was. Irgend etwas geschah mit den Schatten, und mit einem Male schien der Nebel wieder dichter zu werden und die Umrisse des Schiffes aufzulösen.

Es dauerte endlose Sekunden, bis Lawrence begriff, was wirklich vorging. Der Nebel blieb, wie er war – aber die *Dagon* begann zu verblassen!

Ihre Konturen wurden schwächer. Die gewaltigen, erdfarbenen Segel schienen mit einem Male durchsichtig zu werden, so daß der sternenubersäte Nachthimmel dahinter sichtbar wurde, dann begannen ihre Umrisse zu zerfließen, als nage der Nebel wie unsichtbare Säure an dem Schiff und löse es auf.

Und dann verschwand sie.

Von einer Sekunde auf die andere war die *Dagon* verschwunden wie ein Spuk, und mit ihr der unheimliche Nebel. Nur noch die Nacht und das Meer und die *King George* waren da.

Und ein hundert Fuß tiefes und zehnmal so langes Loch in der Meeresoberfläche, wo das Geisterschiff gewesen war.

Kapitän Lawrence hatte nicht einmal mehr genug Zeit, zu erschrecken, ehe die Wassermassen mit einem urgewartigen Krachen über der Lücke zusammenschlugen, die die *Dagon* hinterlassen hatte.

Der Sog erfaßte die *King George* wie eine unsichtbare Riesenfaust, drückte sie zehn, zwanzig Yards tief unter die Wasseroberfläche und zermalmte sie.

Der Salon der NAUTILUS hatte sich drastisch verändert. Aus dem gepflegten Etablissement, das mehr in ein Pariser Luxushotel paßte als in ein Unterwasserschiff, war ein Chaos geworden, in dem nichts mehr an dem Platz war, an dem ich es das letzte Mal gesehen hatte. Selbst die Fußbodenplatten waren herausgerissen worden, so daß ich aufpassen mußte, wo ich hintrat, wollte ich mir nicht noch ein gebrochenes Bein einhandeln.

»Gemütlich haben Sie es, Nemo«, sagte ich.

Nemo lächelte, deutete auf eine Sitzgruppe und machte eine

einladende Bewegung mit der Hand. Ich folgte der Geste, und auch Howard und Rowlf nahmen Platz.

»Was bedeutet das alles, Howard?« fragte ich. »Warum seid ihr hier?«

Howard drehte den Kopf und blickte noch einmal zu Nemo und den beiden Mechanikern hinüber, als müsse er sich erst davon überzeugen, daß noch genug Zeit sei, ehe er antwortete. Dann begann er auf seine leise, präzise Art zu erzählen. »In jener Nacht, Robert, in der ich aus London verschwand, erhielt ich einen Brief. Er erreichte mich auf eine...« Er tauschte einen fragenden Blick mit Nemo, und mir entging keineswegs das nur mit den Augen angedeutete Kopfschütteln des Kapitäns der NAUTILUS; offensichtlich gab es doch wohl noch immer Dinge, die ich nicht zu wissen brauchte.

»... eine recht ungewöhnliche Weise«, fuhr Howard schließlich fort. »Gleichwie – dieser Brief enthielt eine dringende Aufforderung Nemos, zu kommen. *Sofort* zu kommen. Deshalb konnte ich dir auch keine Nachricht hinterlassen, obwohl ich mir denke, daß dich mein plötzliches Verschwinden ziemlich überrascht haben muß.«

»Überrascht?« krächzte ich. »Ich bin fast verrückt geworden vor Sorge, Howard. Wir waren in diesem unterirdischen...« Howard unterbrach mich mit einer Handbewegung, sog an seiner Zigarre und blies eine übelriechende Qualmwolke in meine Richtung.

»Ich weiß«, sagte er, während ich keuchend nach Atem rang. »Ich kenne die ganze Geschichte. Aber es mußte sein, glaube mir. Die Existenz dieses Schiffes muß unter allen Umständen geheimgehalten werden.«

»Auch vor mir?«

Es war eine dumme Frage, und Howard machte sich nicht einmal die Mühe, sie zu beantworten, sondern fuhr mit seiner unterbrochenen Erzählung und einer neuerlichen Rauchattacke in meine Richtung fort: »Nemo hatte seine Gründe, es so dringend zu machen. Er stieß auf einer seiner letzten Fahrten auf eine unterseeische Stadt, die von sonderbaren, höchst erschreckenden Kreaturen bewohnt war – muß ich dir sagen, von welchen?«

»Dagon?« vermutete ich keuchend und wedelte mit der Hand in der Luft vor dem Gesicht herum.

»Dagon«, bestätigte Howard paffend. »Du mußt wissen, Robert, daß Nemo und ich einen gemeinsamen Freund hatten.

Roderick Andara.«

»Meinen Vater?«

»Ja«, bestätigte Nemo an Howards Stelle. »Wir waren sehr gute Freunde, Robert.« Eine unbestimmte Trauer klang in diesen Worten mit.

»Von ihm wußte er genug über die GROSSEN ALTEN, um Dagons Hofstaat als das zu erkennen, was sie wirklich sind – Shoggoten«, sagte Howard. »Nemo ist ein Mann, der keine Furcht kennt – aber er ist auch kein Narr. Er wußte, mit wem er es zu tun hatte...«

»... und daß es nur einen Menschen auf der Welt gibt, der weiß, wie man diese Ungeheuer aufhalten kann«, führte Nemo den Satz zu Ende.

Howard sagte nichts darauf, aber er lächelte geschmeichelt, und Nemo fügte hinzu:

»Du, Robert.«

»Ich?«

»Nun ja«, sagte Howard mit einem schrägen Seitenblick in Nemos Richtung. »Er nahm an, daß du das eine oder andere von deinem Vater erfahren hättest. Andererseits konnte er nicht mit dir direkt Kontakt aufnehmen, und so wandte er sich zuerst an mich.« Er sog wieder an seiner Zigarre. Ich hielt instinktiv den Atem an, aber Howard blies seine Qualmwolke diesmal in Nemos Richtung. Nemo hustete und schenkte ihm einen bösen Blick. »Den Rest der Geschichte kennst du. Noch in derselben Nacht fuhren wir hierher, und ich überzeugte mich davon, daß sich Nemo nicht getäuscht hatte. Anschließend sorgte ich dafür, daß du abgeholt wurdest.«

Nun war ich an der Reihe, zu erzählen. Howard hörte schweigend zu, aber sein Gesichtsausdruck wurde immer besorgter, je weiter sich mein Bericht dem Punkt annäherte, an dem wir wieder zusammengetroffen waren.

»Die THUL SADUUN.«

Howard wiederholte das Wort ein paarmal, leise und nur für sich, aber es verlor dadurch nichts von seinem unheimlichen Klang.

»Ja«, fügte ich säuerlich hinzu. »Als ob wir nicht genug mit den GROSSEN ALTEN zu schaffen hätten.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das ein solch großer Unterschied ist«, murmelte Howard. »Wir sollten...«

In diesem Moment erschien Nemo hinter ihm, und Howard brach mitten im Wort ab und sah den Kapitän der NAUTILUS

fragend an.

»Wir sind soweit«, sagte Nemo.

Howard nickte, drehte sich mit einer schwerfällig wirkenden Bewegung herum und starnte zum Fenster.

»Was habt ihr vor?« fragte ich.

»Ich sagte Ihnen doch, daß wir noch ein oder zwei Dinge ausprobieren werden, ehe wir aufgeben«, erwiderte Nemo mit einem flüchtigen Lächeln. »Wir wollen sehen, wie Dagons Kreatur eine anständige Ladung elektrischer Energie schmeckt. Achtung!«

Es ging so schnell, daß ich kaum mitbekam, was geschah. Ein dumpfes, knisterndes Rauschen lag plötzlich in der Luft. Das Licht flackerte, aber dafür sah ich einen unheimlichen, blauen Glanz, der das Meer jenseits des Bullauges aufglühen ließ. Irgend etwas Schwarzes, Formloses huschte an der riesigen Panzerglassscheibe vorbei.

»Es funktioniert!« schrie einer der Männer. »Es stirbt, Kapitän!«

Wir stürzten fast alle gleichzeitig zum Fenster.

»Scheinwerfer an!« befahl Nemo, und plötzlich erwachten im Rumpf des Schiffes ein halbes Dutzend runder weißer Augen zu grelleuchtendem Leben.

Das blendende Licht gewährte uns den Ausblick auf ein Bild, das ebenso furchtbar wie faszinierend war.

Der schwarze Überzug, der die NAUTILUS wie eine furchtbare Haut eingehüllt hatte, war an zahllosen Stellen gerissen. Die Masse war grau und schrumpelig geworden wie abgestorbene Haut, und überall stiegen Wolken einer grauen, widerlichen Flüssigkeit hoch und verteilten sich im Wasser. An zahlreichen Stellen war das Metall des Schiffsrumpeles wieder zum Vorschein gekommen, und gerade, als ich hinaussah, löste sich ein gut zwanzig Fuß großes Stück der furchtbaren Masse und sank zum Meeresboden hinab, wo es zerfiel.

Aber ich sah noch mehr.

Einer der gewaltigen Scheinwerfer war herumgeschwenkt und schnitt eine grelle Lichtbahn in die Schwärze auf dem Meeresgrund. Und an seinem Ende hockte das DING.

Es war der gigantische Schatten, den ich vom Ufer aus beobachtet hatte:

Eine riesige, formlose Masse aus geronnener Schwärze, ohne feste Umrisse, pulsierend wie ein übergroßes dämonisches

Herz. Oberschenkelstarke Tentakel und Arme wuchsen gleich zu Dutzenden aus dem finsternen Klumpen, verzweigten sich immer und immer wieder und verwandelten den Meeresgrund in weitem Umkreis um das Monstrum in ein finsteres Spinnennetz, in dem es immer wieder pulsierte und zuckte, als wäre jeder Teil dieser titanischen Scheußlichkeit für sich wiederum von eigenem Leben erfüllt. Der Anblick ließ mich an einen Haufen wimmelnder schwarzer Ameisen denken, oder ein Nest sich windender, schleimiger Würmer. Ein unangenehmer Geschmack begann sich in meinem Mund auszubreiten, und aus meinem Magen kroch Übelkeit empor.

Auf einen Befehl Nemos hin schwenkte der Scheinwerferstrahl herum und folgte dem Netz. Mehr und mehr der schwarzen Scheußlichkeit tauchte im grellweißen Licht des Scheinwerfers auf. Der Meeresboden schien durchdrungen von dem furchtbaren Etwas. Selbst, wo es nicht zu sehen war, zeichneten sich gewundene Linien unter dem feinkörnigen Sand ab, und hier und da wuchsen ganze Nester mattschwarzer peitschender Tentakel wie furchtbarer Tang aus dem Boden. Keiner von uns war überrascht, als wir sahen, daß es sich in gerader Linie auf die NAUTILUS zuzog. Ein Teil davon war grau geworden und abgestorben, aber der allergrößte Teil war unbeschadet. Und das Netz begann sich zu erneuern, so schnell, daß man zusehen konnte. Die Bestie stieß die abgestorbenen Teile einfach ab und ersetzte sie durch neue Stränge und Fäden, die wie blind tastende Würmer auf die NAUTILUS zukrochen. Schließlich konnte der Scheinwerfer nicht weiterschwenken und leuchtete einen Teil des Bodens vielleicht zehn Fuß vor dem Rumpf der NAUTILUS ab. Das schwarze Netz wuchs mit phantastischer Schnelligkeit weiter, verließ den Bereich grellweißer Helligkeit und näherte sich dem Schiff. Ich glaubte das Geräusch zu hören, mit dem es die Panzerplatten der NAUTILUS berührte.

»Verdamm«, murmelte Nemo. »Es... es erneuert sich.«

»Und wenn wir es wiederholen?« schlug ich vor. »Vielleicht gibt es auf, wenn wir ihm jedes Mal eins verpassen, wenn...«

Ich sprach nicht weiter, als ich Nemos Blick begegnete. Wäre es so einfach, dann wäre Nemo wohl schon von selbst auf diese Idee gekommen.

»Unsere Batterien sind halb leer«, sagte er schließlich. »Und so, wie dieses Vieh aussieht, verträgt es wohl auch die zehnfache Ladung« Er seufzte, schüttelte den Kopf und ballte in

hilfloser Wut die Hände zu Fäusten. »Wir hätten warten sollen«, murmelte er, »bis die NAUTILUS wieder voll manövriertfähig ist. Vielleicht hätte die Zeit gereicht, ihm zu entkommen.«

»Kaum«, sagte Howard. »Außerdem bleibt uns nicht soviel Zeit.« Er hob die Hand und klopfte Nemo auf die Schulter. »Wir müssen uns mit dem Gedanken abfinden«, sagte er. »Hier kommen wir nicht mehr lebend raus.«

Nemo starre ihn an, sagte aber nichts. Und ich spürte fast körperlich die Hoffnungslosigkeit, die ihn überkam. Es war mehr, als ich ertragen konnte.

Ohne ein weiteres Wort drehte ich mich herum und stürmte aus dem Salon. Wäre eine Tür dagewesen, hätte ich sie hinter mir zugeworfen.

Das Feuer war lange nicht mehr so gewaltig wie zu Anfang. Die Flammen schlugten noch immer fünfzehn, zwanzig Fuß hoch in die Luft und tauchten den Himmel über der Stadt in blutiges Rot, aber die Männer von Firth'en Lachlайн hatten aufgehört, Reisig und trockenes Holz nachzuwerfen, und der Scheiterhaufen war dabei, sich selbst zu verzehren. Wenn die Sonne aufging, würde nur noch ein kleiner Haufen rauchender Asche an das gewaltige Feuer erinnern, das hier gebrannt hatte.

Aber es würde niemand mehr da sein, der ihn sehen konnte. Der Platz hatte sich geleert. Von den gut zweihundert Personen, die noch vor Stundenfrist in weitem Umkreis um das Feuer gestanden hatten, war nur noch ein Bruchteil da, und auch diese begannen langsam, einer nach dem anderen, zu gehen. Frane preßte sich schutzsuchend in den Schatten eines Hauses, fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen und spähte aus eng zusammengekniffenen Augen zu dem zweistöckigen Gebäude auf der anderen Seite des Platzes hinüber. Er hätte seine rechte Hand für einen Schluck Schnaps gegeben, aber Craven hatte gesagt, daß er auf die Borden aufpassen sollte, und das war wichtiger. Frane verstand nicht ganz, wieso die Worte dieses sonderbaren Mannes mit der weißen Strähne im Haar eine solche Wichtigkeit für ihn hatten – immerhin war Craven ihr Feind, und noch vor wenigen Stunden hätte er ihm mit Freuden die Kehle durchgeschnitten –, aber es war ihm einfach unmöglich, sich dem Befehl zu widersetzen. Es war ihm nicht einmal möglich, wirklich darüber nachzudenken, warum das so war. Jedes Mal, wenn er es auch nur versuchte, schien ein unsichtbarer Besen durch seinen Kopf zu fahren und

seine Gedanken gründlich durcheinanderzuwirbeln.

So wie jetzt.

Frane blieb reglos stehen, bis der Schwindelanfall vorüber war, dann trat er mit einem entschlossenen Schritt aus dem Schatten heraus und begann den Platz zu überqueren. Niemand nahm Notiz von ihm – warum sollten sie auch? –, und er erreichte das Haus der Borden unbehelligt.

Als er die Tür öffnen wollte, trat ihm McGillycaddy entgegen. Der hochgewachsene, schwarzbartige Schotte hatte im Schatten gewartet, so daß Frane ihn nicht hatte sehen können, und der Ausdruck auf seinem Gesicht war alles andere als freundlich.

»Wo bist du gewesen?« fuhr er Frane an, ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten. »Loyd und du hatten Befehl, auf die Borden aufzupassen.«

»Ich weiß«, erwiderte Frane trotzig – und mit aller Kraft darum bemüht, sich seinen Schrecken nicht zu deutlich anmerken zu lassen. »Dieser Craven ist gekommen, und...«

»Das weiß ich selber«, schnauzte McGillycaddy.

»Habt ihr... habt ihr die Borden wieder eingefangen?« fragte Frane stockend.

McGillycaddy nickte. »Das war nicht nötig. Aber ich habe dich gefragt, wo du gewesen bist.«

Etwas im Klang seiner Worte ließ Frane aufhorchen.

McGillycaddys Stimme klang lauernd. Auf eine boshafte warnende Art lauernd. Frances Gedanken überschlügen sich. Wenn sie die Borden wieder eingefangen hatten, mußte er damit rechnen, daß McGillycaddy alles wußte. Er mußte vorsichtig sein.

»Craven hat mich gezwungen, ihm den Weg zum See zu zeigen«, sagte er. »Aber ich konnte ihm entkommen.«

»Wo ist er jetzt?« schnappte McGillycaddy. »Im Gut?«

Frane schüttelte den Kopf. »Im See«, antwortete er. »Er ist hinuntergetaucht, mit so 'nem komischen Apparat. Er sagte, daß er damit unter Wasser atmen kann.«

Ein häßliches Lächeln huschte über McGillycaddys Gesicht. »In den See, so?« wiederholte er. »Nun, dann wird man sich um ihn kümmern. Dieser Narr nimmt uns sogar die Arbeit ab, ihn zu erledigen. Gut.« Er überlegte einen Moment. »Warte hier«, sagte er dann. »Es wird Zeit, daß wir zur Küste kommen, aber vorher habe ich noch eine Aufgabe für dich.«

Er drehte sich herum und verschwand im Haus, und Frane blieb allein zurück. Seine Hände zitterten, und eine lautlose Stimme in seinen Gedanken flüsterte ihm zu, daß er sich umdrehen und verschwinden sollte, solange er das noch konnte.

Aber er blieb. Schließlich war da noch Cravens Befehl, die Borden in Sicherheit zu bringen.

Seine Geduld wurde nicht lange strapaziert. Nach wenigen Augenblicken schon kam McGillycaddy zurück, von zweien seiner Anhänger begleitet – und Several Borden, die mit steinernem Gesicht zwischen den beiden Männern einherging.

Auf einen Wink McGillycaddys hin überquerten sie den Platz, blieben aber dicht neben dem Scheiterhaufen noch einmal stehen. McGillycaddy blickte sich suchend um, schüttelte den Kopf und begann mit leiser Stimme zu einem seiner beiden Begleiter zu sprechen.

Langsam und mit Bewegungen, die wie zufällig aussehen sollten, näherte sich Frane Several Borden. Die Frau blickte ihn an, aber in ihren Augen stand nicht das geringste Erkennen. Der Schock, abermals in die Hände der fanatischen Dagon-Anbeter gefallen zu sein, mußte sie betäubt haben.

Frane blieb stehen, drehte sich so, daß McGillycaddy sein Gesicht nicht sehen konnte, und berührte Several Borden an der Hand, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

»Lassen Sie sich nichts anmerken«, wisperte er. »Aber ich bin auf Ihrer Seite. Craven schickt mich. Ich bringe Sie hier weg. Wir hauen ab, sobald keiner hersieht. Haben Sie das verstanden?«

Several Borden drehte ganz langsam den Kopf. Auf ihrem Gesicht erschien ein verwunderter Ausdruck. »Aber warum sollte ich das?« fragte sie laut.

Frane fuhr zusammen wie unter einem Hieb. »Sind Sie verrückt?« keuchte er.

»McGillycaddy wird Sie hören!«

Several blinzelte verwirrt, dann drehte sie sich herum, deutete auf Frane und sagte laut: »Dieser Mann ist in Cravens Auftrag hier, McGillycaddy. Er will, daß ich mit ihm fliehe.«

Frane schrie vor Schrecken auf, wirbelte herum – und erstarrte, als ihm einer von McGillycaddys Männern den Weg vertrat. Dann ergriffen starke Hände seine Arme und drehten sie auf den Rücken. Eine Hand krallte sich in sein Haar und riß seinen

Kopf in den Nacken.

»So?« sagte McGillycaddy lächelnd. Er kam näher, blieb in zwei Schritten Entfernung stehen und grinste hämisch. »Du bist also in Cravens Auftrag hier, wie? Hast du dich entschlossen, die Seiten zu wechseln, oder hast du mittlerweile auch noch den letzten Rest deines bißchen Verstandes versoffen?«

»Bittet« keuchte Frane. »Craven hat... hat mich gezwungen. Ich hatte keine Wahl!«

McGillycaddy lachte häßlich. »Das ist dein Pech, Frane«, sagte er »Du hättest eben aufpassen müssen. Jedenfalls war es dein letzter Fehler.« Das Lächeln auf seinen Zügen erlosch übergangslos. Plötzlich hob er den Arm und deutete auf die beiden Männer, die Frane hielten.

»Werft ihn ins Feuer«, sagte er.

Frane schrie auf. Wie von Sinnen begann er um sich zu treten und gegen den Griff der beiden Männer anzukämpfen. Aber sie waren stark.

Viel zu stark für Frane.

Ich ging nicht in Nemos Kabine zurück, wie er wohl erwartete, sondern stürzte geradewegs hinunter zum Heck der NAUTILUS. Hinter meiner Stirn schienen die Gedanken wild durcheinanderzuwirbeln; ich hatte Mühe, mich überhaupt auf den Weg zu konzentrieren, und noch viel mehr Mühe, mir darüber klarzuwerden, was ich eigentlich wollte.

Nun, so genau wußte ich das selbst nicht in diesem Moment. Das einzige, was ich wußte, war, daß ich den Teufel tun und in meine Kabine gehen und warten würde, was geschah. Vielleicht würde ich sterben, wenn ich hinausging. Es machte keinen großen Unterschied. Ob ich in einer Minute oder ein paar Stunden tot war, konnte mir im Grunde egal sein. Hauptsache, ich unternahm etwas.

Ich erreichte die Tauchkammer, bückte mich unter der niedrigen Tür hindurch und atmete erleichtert auf, als ich den kuppelförmigen Raum menschenleer fand. Wasser war durch die Luke eingedrungen und hatte die Kammer mehr als zur Hälfte geflutet. Rasch verriegelte ich das Schott hinter mir, watete durch das eiskalte Wasser zur gegenüberliegenden Wand und begann einen der schweren Unterwasseranzüge aus seiner Halterung zu lösen. Meinen Stockdegen hatte ich in Nemos Kabine zurückgelassen, aber ich verwarf den

Gedanken, zurückzugehen und ihn zu holen. Howard kannte mich mindestens ebensogut wie ich ihn. Ich konnte von Glück sagen, wenn er aus meinem dramatischen Abgang nicht bereits die richtigen Schlüsse gezogen hatte und sich auf dem Weg hier herunter befand, um mich von meinem Tun abzuhalten.

Mühsam legte ich den klobigen Unterwasseranzug an, überzeugte mich davon, daß das Atemgerät auf seinem Rücken mit frischen Oxygenpatronen gefüllt war, und schraubte den Helm auf. Es war ein sonderbares Gefühl, im Inneren dieser zweiten, zähen Haut zu stecken.

Tausend Gründe, aus denen mein Vorhaben gar nicht gut gehen konnte, schoßten mir durch den Kopf, während ich Stück für Stück meine Ausrüstung vervollständigte. Ich verwarf sie alle. Ich hatte das sichere Gefühl, daß unser aller Leben ohnehin keinen Penny mehr wert war, wenn wir Dagon nicht aufhielten. Als ich fertig war, war ich in Schweiß gebadet, denn im Inneren des Anzuges herrschte eine geradezu mörderische Hitze, und hinter meiner Stirn war noch immer ein unangenehmes, wenn auch nicht mehr heftiges Schwindelgefühl. Meine Knie zitterten, als ich zur Mitte der Kammer ging und mich in den runden Schacht fallen ließ, der nach draußen führte.

Die Schwärze schien zugenommen zu haben. Um mich herum war vollkommene Dunkelheit. Ich merkte nicht einmal, daß ich die NAUTILUS verließ, bis unter meinen Füßen plötzlich der feine Sand des Seebodens war.

Ich zögerte einen Moment, versuchte mich zu erinnern, in welche Richtung ich gehen mußte, und tastete mich blind durch das tintenschwarze Wasser.

Der Rumpf der NAUTILUS wölbte sich wie ein Berg aus Stahl über mir. Meine Augen begannen sich langsam an die Dunkelheit zu gewöhnen, und ich nahm meine Umgebung wenigstens in Schemen wieder wahr.

Ich stolperte ein paar Schritte weiter – sorgsam darauf bedacht, nicht mit dem Rumpf der NAUTILUS und seinem tödlichen Überzug in Berührung zu kommen, blieb stehen und sah mich abermals um.

Dagons Kreatur hatte bereits wieder damit begonnen, das Schiff einzuhüllen. Da und dort lugte noch der bläuliche Stahl seiner Panzerung hervor, aber der größte Teil der NAUTILUS war bereits wieder unter dem stumpfen Schwarz des Monstrums verschwunden; das Schiff wirkte pockig, als wäre es krank.

Und dann sah ich etwas, das mich noch mehr erschreckte.

Über dem schwarzen Teppich, der die NAUTILUS einhüllte, begann sich ein engmaschiges Netz zu bilden. Im ersten Moment glaubte ich, es wären Teile der Kreatur, die sich so formierten, um sich später auf das Schiff herabzusenken, aber dann sah ich, daß das nicht stimmte. Als ich die Bedeutung meiner Beobachtung begriff, brach mir der kalte Schweiß aus.

Das Amöbenmonster war nicht halb so stumpfsinnig, wie wir alle angenommen hatten. Es mußte sehr wohl begriffen haben, daß der elektrische Schlag, den die NAUTILUS ihm versetzt hatte, seine Umklammerung – und sei es nur für Minuten – sprengte. Dieses zweite Netz war ein teuflischer Plan, ein Entkommen der NAUTILUS zu verhindern.

Ich sah, daß es an keiner Stelle mit der ersten, völlig geschlossenen Haut verbunden war, die die NAUTILUS hielt. Selbst wenn es Nemos Leuten gelang, das Schiff zu reparieren, und selbst wenn sie den Klammergriff des Monstrums ein zweites Mal mit einer elektrischen Entladung sprengten, würde sich dieses Netz blitzartig auf die NAUTILUS herabsenken und die verbrannten Teile des Gewebes ersetzen...

Ich drehte mich um, ging zehn, fünfzehn Schritte weit von dem reglos daliegenden Schiff weg und stieß mich mit den Beinen ab. Es war schwerer, als ich erwartet hatte, in dem klobigen Anzug zu schwimmen. Sein Gewicht wollte mich immer wieder hinabzerren, und meine Arme und Beine wurden durch die Kautschukumhüllung stark behindert.

Ganz langsam entfernte ich mich von der NAUTILUS und ihrem schrecklichen Wächter.

Meine Augen begannen sich an das herrschende Halbdunkel zu gewöhnen, und je weiter ich mich der versunkenen Stadt näherte, desto zahlreicher wurden die unzerstört gebliebenen Flecken der grünen Leuchttalgen, so daß ich mich schon bald wieder zu orientieren vermochte.

Nicht, daß das besonders viel nutzte. Ich hatte nämlich noch immer keine Ahnung, wohin ich überhaupt wollte. Ich wußte nur, daß ich Dagon finden mußte.

Dann stand ich am Rande des gewaltigen Schachtes, aus dem die NAUTILUS aufgetaucht war, und obwohl die Temperatur im Inneren der Tauchermontr noch immer unangenehm hoch war, schauderte ich.

Ich hatte das Gefühl, direkt in einen Höllenpfuhl zu blicken.

Der Durchmesser des Kraters – denn um nichts anderes

handelte es sich – betrug eine gute viertel Meile. Seine Wände fielen lotrecht ab, bis sie sich in unbestimmter Entfernung in Dunkelheit und Nacht verloren. Aber vor ihnen...

Irgend etwas bewegte sich dort unten.

Ich wußte nicht, was, denn es war nur ein Wogen noch dunklerer Schwärze vor einem finsternen Hintergrund, aber ich sah deutlich, daß der Krater von wimmelndem Leben erfüllt war.

Die warnende Stimme in meinem Inneren mißachtend, ließ ich mich über den Kraterrand gleiten und sank in die Tiefe. Es war wie eine Reise in die Nacht. Licht und Wirklichkeit blieben über mir zurück, aber der Kraterboden kam nicht näher, denn der Schacht führte senkrecht in die Erde hinein, und er schien kein Ende zu nehmen. Aber ich näherte mich dem wimmelnden Etwas, und trotz des immer schwächer werdenden Lichtes erkannte ich es jetzt deutlicher.

Es waren Körper. Langgestreckte, klumpige schwarze Dinge, die mit grotesk wirkenden Bewegungen durch das finstere Wasser glitten. Ab und zu versuchte einer von ihnen, nach oben zu schwimmen, aber es gelang ihm nie; auf halber Höhe sank er regelmäßig zurück und fing sich mit plumpen Schwimbewegungen wieder.

Dann war ich tief genug, sie wirklich zu erkennen.

Es waren die Kaulquappen-Monster, denen ich schon mehrmals begegnet war. Aber sie waren anders als diese, und obwohl ich den Unterschied nicht genau zu erkennen vermochte, schwamm ich weiter auf sie zu, wobei ich mir Mühe gab, nahe an der Wand in Deckung zu bleiben.

Ein überaus nutzbringendes Verhalten bei Lebewesen, die keine Augen haben und sich auf andere Weise orientieren, dachte ich spöttisch.

Eine der Bestien näherte sich mir, und ich verharrte reglos auf der Stelle, bis ich sie genauer sehen konnte. Das Biest war weitaus kleiner als das, welches ich oben im See getötet hatte, selbst kleiner als die, die Spears und mich in den Abwasserkanälen von Aberdeen überfallen hatten.

Und es wirkte irgendwie... unfertig.

Ja, das war der richtige Ausdruck. Sein aufgeblähter Balg war schwarz wie ein Sack und glatt, ohne Augen-, Nasen- oder Ohrenöffnungen, und das furchtbare Maul mit dem Haifischgebiß war noch nicht mehr als ein dünner Schlitz, als hätte jemand mit einem Messer in die widerliche Masse

geschnitten. Zwischen seinen lächerlich kurzen Froschbeinen ragte der Rest eines halbverkümmerten Schwanzes hervor.

Es ist ein Jungtier, dachte ich verblüfft. So wie dieses eine wirkten auch die anderen Bestien, die ich sah, mehr oder weniger unfertig. Einige schienen nur aus schwarzen, aufgeblasenen Hautsäcken zu bestehen, andere wiederum sahen wirklich aus wie gewaltige Kaulquappen, rund und augenlos und mit einem hektisch peitschenden Schwanz, und wieder andere ähnelten dem Ungeheuer, das mich am Tage zuvor als Frühstück auserkoren hatte.

Ich hatte die Brutstätte der Ungeheuer gefunden! Der schwarze Krater war nichts anderes als Dagons Kindergarten!

Einen Moment lang starnte ich noch auf die schreckliche wimmelnde Brut unter mir, dann drehte ich mich herum und begann mit plumpen Bewegungen wieder nach oben zu schwimmen.

Wieder näherte ich mich der Stadt – oder dem, was Nemos Angriff davon übrig gelassen hatte. Erst, als ich in das Labyrinth aus zerborstenen Mauern und zusammengestürzten Gebäuden eindrang, kam mir die ganze Tragweite der Zerstörung zu Bewußtsein, die die NAUTILUS angerichtet hatte.

Es schien buchstäblich kein Stein mehr auf dem anderen zu stehen. Zwischen den zerborstenen Wänden gähnten gewaltige Krater. Die Häuser und Brücken waren wie Spielzeuge durcheinandergewirbelt worden. Ein einziger, nicht einmal zu Ende geführter Angriff der NAUTILUS hatte ausgereicht, alles zu zerstören, was fünftausend Jahre lang den Angriffen der Natur und der Zeit standgehalten hatte.

Es war sonderbar – es war unzweifelhaft meine Partei, die diese Vernichtung angerichtet hatte –, aber das Bild erfüllte mich mit einer Mischung aus Niedergeschlagenheit und Wut.

Obwohl diese ganze unterseeische Stadt keinem anderen Zweck als der Anbetung einer dämonischen Gottheit gedient hatte, empfand ich es einfach als falsch, sie zerstört zu sehen. Es war nicht richtig, daß Menschen die Macht haben sollten, so etwas zu tun. Vielleicht, dachte ich zornig, war der nächste Schritt der, daß sie Waffen entwickelten, mit denen sie diesen ganzen Planeten in die Luft zu sprengen vermochten.

Ich verscheuchte den absurd Gedanken, sah mich suchend um und gewahrte die Tempelpyramide, in der ich Dagon das

letzte Mal gesehen hatte, in einer Entfernung von einer knappen halben Meile – genauer gesagt das, was davon übrig war. Das gewaltige Gebäude war zur Hälfte eingestürzt, und auch in den stehengebliebenen Wänden gähnten riesige, wie hineingefressen wirkende Löcher. Der Boden um die Pyramide war in weitem Umkreis mit Trümmern und pulverisiertem Stein bedeckt. Nemo mußte mehrere seiner furchtbaren Torpedos direkt auf dieses Gebäude abgeschossen haben. Ich schwamm weiter, wobei ich vorsichtshalber die zu dem Anzug gehörende Harpune zur Hand nahm und entsicherte.

Aber meine Vorsicht war überflüssig. Schon in der Nähe des Schiffes war mir aufgefallen, wie tot und ausgestorben der See wirkte; nur hatte ich es da auf das schwarze Ungeheuer geschoben, das alles in seiner Reichweite befindliche Leben vernichtet haben mochte.

Aber auch hier, fast eine Meile von der NAUTILUS entfernt, rührte sich nicht das kleinste Anzeichen von Leben. Dabei war der See voll von Fischen und anderem Getier gewesen, als ich das erste Mal hier herabgetaucht war. Jetzt schien ich durch ein ausgestorbenes Gewässer zu schwimmen. Hier unten regierten nur die Nacht und das Schweigen.

Meine Handflächen wurden feucht vor Erregung, als ich mich dem Gebäude näherte. Der dreieckige Eingang war zusammengestürzt, so daß es dort kein Durchkommen mehr gab, aber die Löcher in den Wänden waren groß genug, einen Riesenhai hindurchzulassen. Ich wechselte die Harpune von der rechten in die linke Hand, tastete mich mit der rechten an den zerborsteten Felsen entlang und drang zum zweitenmal ins Innere von Dagons Pyramide ein. Auch hier drinnen rührte sich nichts. Die einzige Bewegung war der Schlamm, den ich durch meine eigenen Schwimmbewegungen aufwirbelte. Ich schwamm durch fast völlige Finsternis, und zwei- oder dreimal stieß ich so heftig mit dem Helm gegen ein Hindernis, daß ich ernsthaft befürchtete, den Anzug zu beschädigen.

Dann erreichte ich einen größeren Raum. Die Wände wichen zurück und schufen einen gewaltigen, fünfeckigen Saal, der fast vollkommen von den grünen Leuchttalgen erfüllt war. In seiner Mitte thronte ein finsterer, schwarzer Altar.

Es war ein getreuliches Ebenbild der Kammer, die ich unter McGillycaddys Gut gefunden hatte. Und diesmal beschloß ich, sie näher zu untersuchen. Nach einem letzten, sichernden Blick in die

Runde steckte ich meine Harpune ein, schwamm zu einer der Wände hoch und begann die Zeichen und Bilder zu betrachten, die sie bedeckten.

Das meiste davon war mir unverständlich; Worte in einer Sprache, die untergegangen war, lange, ehe das römische Reich entstand, ja, lange vor Troja und Hellas.

Aber dafür verstand ich die Bilder.

Sie waren fünftausend Jahre alt, aber sie erzählten eine Geschichte, die auch jetzt noch nichts von ihrem Schrecken verloren hatte. Dagens Geschichte, vor zweitausend Generationen in den Fels geschlagen und für die Ewigkeit aufbewahrt. Dagon war erschienen, als dieses Land von primitiven Volksstämmen bewohnt gewesen war, Menschen, für die Blitz und Donner mächtige Götter und eine Sonnenfinsternis schreckliches Unheil bedeuteten.

Er war als Gott erschienen, und sie hatten ihn verehrt wie einen Gott. Sie hatten ihm Menschen- und Tieropfer gebracht, Erntegaben und die Schätze, die sie ihrem Land entrissen hatten. Sie hatten ihn als Gott verehrt, und er hatte ihnen – wie es sich für einen richtigen Gott gehörte – das Paradies versprochen. Bis zu diesem Punkt war die Geschichte Dagens ganz genau so, wie ich sie erwartet hatte. Und dann änderte sie sich. Schlagartig.

Es war schwer, die zum Teil verwirrenden Bilder in die richtige Reihenfolge zu bringen und ihre Botschaft zu entziffern, aber es gelang mir, und was ich aus den steinernen Fresken las, ließ mich schaudern.

Dagens Versprechen auf das Paradies und das ewige Glück waren ungleich deutlicher als etwa die der Bibel oder des Korans. Er versprach ihnen ein neues Land, eine Welt, in der sie allein und glücklich zu leben vermochten, ohne Feinde, ohne Furcht, ohne Krankheiten oder feindliche Götter.

Und er sagte ihnen sogar, wie sie dorthin kommen würden. Zwischen den steinernen Fresken, die Menschen, Tiere, bizarre Rituale oder einfach nur unverständliche Dinge zeigten, tauchte immer wieder ein Bild auf. Ein Schiff. Ein Schiff, das ich kannte. Ich hatte es gesehen; zumindest ein naturgetreues Modell davon. Das Modell eines bizarren, dreimastigen Schiffes, groß wie ein schwimmender Berg und mit einem goldenen Namenszug am Bug.

Das Modell der DAGON.

Es war mehr als ein Modell, das begriff ich plötzlich. Mehr als

ein Fetisch, den er seinen Jüngern hingeworfen hatte, damit sie ihn anbeteten. Sie bauten dieses Schiff.

Und sie bauten es mit Blut.

Lange Zeit – sicherlich eine Viertelstunde – blieb ich in der Altarkammer und starre die Bilder an, und das Entsetzen, das sich in meinem Inneren ausbreitete, wurde immer schlimmer. Dagon mußte geherrscht haben wie ein Dämon, blutrünstiger und schlimmer als der Teufel. Auf den Fresken waren Massenopferungen abgebildet, Zeremonien, bei denen nicht Hunderte, sondern gleich Tausende unschuldiger Opfer hingeschlachtet worden waren, dazu andere, schlimmere Dinge, die mein Verstand als wahr anzuerkennen sich weigerte.

Ich fühlte mich wie betäubt, als ich mich schließlich von dem furchtbaren Anblick losriß und aus der Kammer schwamm. Die Bedeutung des fünfeckigen schwarzen Steines in ihrer Mitte war mir jetzt klar. Wie hatte ich jemals auch nur eine Spur von Menschlichkeit an diesem Dämon zu entdecken geglaubt? Wie hatte ich jemals – auch dieses gestand ich mir ein – auch nur einen Hauch von Sympathie für dieses Monster empfinden können? Dagon war schlimmer als der Teufel.

Erst als ich die Pyramide wieder verließ und in die zerstörte Stadt zurückschwamm, wachte ich aus dem Zustand dumpfer Benommenheit auf, in den ich beim Betrachten der Bilder versunken war.

Fast gewaltsam riß ich meine Gedanken in die Wirklichkeit zurück, sah mich um und schwamm auf den noch am wenigsten zerstörten Teil der Stadt zu. Ich war nicht hier, um über Dagons Grausamkeiten nachzusinnen, sondern um ihn aufzuhalten.

Um ihn zu töten.

Eine halbe Stunde später war der Vorrat an atembarer Luft in meinen Tanks nahezu erschöpft, aber ich hatte noch immer keine Spur von Dagon gefunden. Und auch kein anderes Leben. Der See war wie ausgestorben.

Ich fühlte mich ratlos und dazu erschöpft und müde wie schon lange nicht mehr, denn das Gewicht des Anzuges zehrte unbarmherzig an meinen Kräften. Ich hatte den See einmal zur Gänze durchquert und das gegenüberliegende Ende der versunkenen Stadt erreicht, ohne meinem Ziel auch nur ein

Stück nähergekommen zu sein. Jetzt stand ich auf den Ruinen eines zusammengesunkenen Kuppelbaues und sah mich um. Als ich das letzte Mal hiergewesen war, hatte es hier von Leben gewimmelt, aber seither war nicht nur die Stadt unter mir zerstört worden, sondern...

Die Bewegung war blitzschnell, nur ein Huschen, das ich am Rande meines Gesichtsfeldes wahrnahm. Ich fuhr herum, starre angestrengt in die Richtung und griff vorsichtshalber nach meiner Waffe.

Dann sah ich es wieder.

Es war keine Bewegung, sondern beinahe das Gegenteil. Ein Flecken der grünen Leuchttalgen war verblaßt. Und noch während ich hinsah, erlosch ein weiteres, hausgroßes Stück der lebenden Lichtquelle so abrupt, als hätte man eine Kerze ausgeblasen.

Ich zögerte einen Moment, dann nahm ich Schwung und zwang meine protestierenden Muskeln noch einmal, das Zentnergewicht des Anzuges zu tragen. So rasch ich konnte, schwamm ich auf den zerrissenen Flickenteppich aus Grün und Schwarz zu und verlor dabei allmählich an Höhe.

Als ich genau über ihm war, erlosch ein weiteres Stück der grünleuchtenden Algenmasse. Und diesmal sah ich, was es war. Aus dem See, aus der Richtung, in der die NAUTILUS und die Riesenamöben waren, kroch ein mannsdicker schwarzer Strang heran, glitzernd und sich windend wie ein gigantischer Wurm. Sein Ende war zerfasert wie eine ins Absurde vergrößerte Seeanemone. Dutzende, wenn nicht Hunderte von verschiedenen dicken Strängen tasteten in alle Richtungen.

Und wo sie die Leuchttalgen berührten, erlosch deren Licht. Die Pflanzenmasse wurde stumpf und unansehnlich, begann zu zerfließen und ihre Form zu verlieren, bis...

Ja, dachte ich entsetzt – bis sie sich in etwas verwandelt hatte, das der schwarzen Masse glich.

Dann begriff ich, warum dieser See plötzlich auf so unheimliche Weise tot und ausgestorben wirkte.

Das Leben hatte ihn nicht verlassen. Es hatte sich verwandelt! Um ein Haar hätte mich mein Entsetzen selbst das Leben gekostet, denn der peitschende Strang schien meine Nähe zu wittern wie ein Bluthund die Beute: Ein gut oberarmdicker Strang der gräßlichen Masse spaltete sich ab, zuckte mit einer schlängelnden Bewegung nach oben und versuchte, sich um meine Beine zu wickeln. Im letzten Moment wich ich ihm aus,

machte ein paar hastige Schwimmbewegungen, um aus seiner unmittelbaren Reichweite zu kommen, und hielt in sicherem Abstand wieder inne. Der schwarze Schlangenarm zuckte noch eine Weile hin und her und senkte sich dann wieder auf die Masse der Leuchtalgen herab, um damit fortzufahren, sie zu absorbieren.

Ich wollte mich umwenden, um vollends wegzuschwimmen, tat es aber dann doch nicht, als mir etwas auffiel. Der Strang kam aus der Dunkelheit, aus der ungefährnen Richtung, in der die NAUTILUS und die gewaltige Hauptmasse des Dinges lagen – und wenn ich die schwarze Linie in Gedanken verlängerte, kam ich auf einen Punkt, der ziemlich genau am Rande des Kraters liegen mußte.

Und plötzlich wußte ich, wo ich Dagon finden würde. Es war der einzige logische Ort.

Hastig kontrollierte ich noch einmal meinen Luftvorrat – er reichte noch für gute zehn Minuten, und das war mehr Zeit, als ich vermutlich brauchte –, zog meine Harpune aus dem Gürtel und schwamm los.

»Ist er fort?«

Howards Stimme drang nur verzerrt unter dem geschlossenen Helm hervor, und die bizarre Akustik der halb mit Wasser gefüllten Tauchkammer verzerrte sie noch mehr, bis sie kaum noch Ähnlichkeit mit einer menschlichen Stimme hatte. Nemo schauderte. »Ja«, sagte er, leise und ohne Howard oder seinen hünenhaften Begleiter direkt anzusehen. »Wie du gesagt hast.«

»Dann ist es gut«, murmelte Howard. »Ich hoffe, er hat Glück.«

»Dagon hat ihn hier herunter gelassen«, sagte Nemo. »Er wird ihn auch wieder gehen lassen.«

Howard sah ihn an und schien etwas sagen zu wollen, aber dann nickte er bloß, wandte sich um und streckte auffordernd die Hand in Rowlf's Richtung aus. »Das Kabel.«

»Seid bloß vorsichtig«, sagte Nemo warnend, als Rowlf das armdicke, mit schwarzem Kautschuk isolierte Kabel aus seiner Halterung löste und Howard reichte. »Eine Berührung, und...«

Er sprach nicht weiter, aber das war auch nicht nötig. Die beiden Männer vor ihm wußten so gut wie er, wie gefährlich

der harmlos aussehende, schwarze Schlauch war. »Viel Glück«, sagte Nemo leise.

Aber das hörten weder Howard noch Rowlf unter ihren geschlossenen Helmen. Und wenige Sekunden später war Nemo allein in der Tauchkammer.

Aber er blieb noch lange und reglos stehen und starre auf das glitzernde Wasser hinunter, in dem die beiden ungleichen Männer verschwunden waren. Er fragte sich, ob er sie jemals wiedersehen würde.

Und wenn, dann in welcher Welt...

Der Weg war nicht weit, aber er wurde zu einem Alptraum. Der See unter mir war schwarz, durchdrungen von glitzernden schwarzen Strängen, die den Sand wie ein gräßliches Spinnennetz bedeckten, furchtbares Nicht-Leben, das sich gegen alle Naturgesetze bewegte und immer wieder wie in Krämpfen zuckte und zitterte. Vielleicht hätte ich den Anblick ertragen, hätte ich nicht gewußt, was es war, das ich da unter mir sah. So aber war es furchtbar.

Ich war in Schweiß gebadet, als ich den Krater erreichte, ein gutes Stück von der Stelle entfernt, an der ich das erste Mal hinuntergetaucht war. Der schwarze Hauptstrang der Amöbenmasse ringelte sich zwanzig Fuß unter mir dahin und verschmolz mit der Schwärze am Grunde des Schachtes, und unter ihm bewegten sich Dagens Kinder. Ich packte meine Waffe fester und ließ mich ein zweites Mal in die Tiefe fallen. Der Protoplasmastrang führte schier endlos weit in die Tiefe hinab. Ein paarmal kamen mir Kaulquappen-Monster nahe, aber die Bestien zogen sich jedes Mal hastig wieder zurück, wenn ich meine Harpune hob, als spürten sie die Gefahr, die von der Waffe ausging. Nun, ich hatte gesehen, wie furchtbar Nemos Harpunen unter Dagens Kreaturen gewütet hatten, und konnte die Bestien verstehen. Schon die geringste Berührung der Harpunenspitze löste sie auf wie eine tödliche Säure. Auch das war etwas, wonach ich Nemo vergessen hatte zu fragen.

Aber im Moment gab es Wichtigeres. Ich gab mich damit zufrieden, Dagens Killerquappen mit der Harpune auf Distanz zu halten und folgte dem Protoplasmastrang.

Wie ich erwartet hatte, verschwand er nach einer Strecke von einer guten viertel Meile in einer Höhlenöffnung, die jäh in der Kraterwand aufklaffte, und wie ich gehofft hatte, war der

Felsspalt groß genug, daß ich hineinschwimmen konnte, ohne mit der tödlichen Masse in Berührung zu kommen.

Trotzdem begann mein Herz wie rasend zu hämmern, als ich in den Tunnel hineinschwamm, nicht einmal einen Yard über der schwarzen Amöbenmasse und in dem sicheren Bewußtsein, daß meine erste falsche Bewegung zugleich auch meine letzte sein würde.

Der Tunnel zog sich etwa hundert Schwimmstöße weit waagerecht dahin, knickte plötzlich nach oben weg und wurde zu einem senkrechten Schacht, der so steil in die Höhe führte wie der Schacht zuvor hinab. Ich folgte ihm.

Es gab ein paar mehr als nur unangenehme Augenblicke, als der Stollen plötzlich so eng wurde, daß ich mich auf Handbreite an dem schwarzen Killergewebe vorbeitasten mußte, um überhaupt noch von der Stelle zu kommen, aber dann verbreiterte sich der Schacht jäh, und mit einem Male schwamm ich in einem gewaltigen, nur zur Hälfte mit Wasser gefüllten Saal, fünfeckig wie beinahe alles hier unten und von grünleuchtenden Algen erfüllt.

Erleichtert schwamm ich die letzten Yards nach oben, durchstieß die Wasseroberfläche und sah mich mißtrauisch um. Der schwarze Strang, der jetzt viel mehr Ähnlichkeit mit einer finsternen Wurzel als mit einer Schlange hatte, wand sich wenige Yards neben mir aus dem Wasser, kroch ein Stück weit die Wand empor und verschwand in einem weiteren, allerdings nicht mehr mit Wasser gefüllten Tunnel. In respektvollem Abstand zu meinem bizarren Wegweiser kletterte ich aus dem Wasser und ließ mich auf dem schmalen felsigen Sims, der den Raum umgab, zu Boden sinken. Meine Hände zitterten so heftig, daß ich Mühe hatte, mein Atemgerät auszuschalten und den Helm abzuschrauben.

Die Kälte traf mich wie Eis, und bei den ersten Atemzügen glaubte ich, meine Lungen würden verbrennen. Minutenlang blieb ich hocken und wartete, bis die Schmerzen und die Schwäche wenigstens halbwegs vorüber waren, dann fuhr ich fort, den Anzug abzulegen. Ich brauchte sehr lange dazu, und als ich endlich, zitternd vor Kälte und Kraftlosigkeit, am Eingang des Tunnels stand, fühlte ich mich nackt und schutzlos. Obwohl ich gesehen hatte, wie wenig Sicherheit die Monturen gegen Dagens lebenfressendes Ungeheuer boten, hatte mir das bizarre Kleidungsstück doch ein Gefühl des Schutzes gegeben.

Ich verscheuchte auch diesen Gedanken, nahm meine Harpune zur Hand und betrat den Gang.

Er war nicht sehr lang. Schon nach wenigen Dutzend Schritten teilte sich der Stollen in zwei unterschiedlich große Gänge auf. Der schwarze Strang verschwand in dem kleineren, während der andere Stollen leer zu sein schien und an seinem Ende ein verlockendes Licht leuchtete. Ich dachte an die Geschichte, in der der Teufel den Weg zur Hölle mit Gold gepflastert hatte, zuckte mit den Achseln – und betrat den breiteren Gang.

Nach einer Weile hörte ich Stimmen, und als ich mich dem hellen Fleck am Ende des Ganges näherte, erkannte ich, daß er in einem weiten, domartig gewölbten Saal endete. Seine Architektur ähnelte der der unterseelischen Stadt; alles war fünfeckig und mit Hieroglyphen und Fresken bedeckt, was mich in meiner Überzeugung bestärkte, mich in einer unterirdischen Fortsetzung der Tempelstadt zu befinden.

Dann sah ich Dagon.

Er stand, mit dem Rücken zu mir und tief über einen altarähnlichen – und natürlich fünfeckigen – Steinblock gebeugt, da, und ein Stück neben ihm stand ein nacktes, dunkelhaariges Mädchen, Jennifer.

Ich blieb am Ende des Ganges stehen, preßte mich in den Schatten und sah mich um. Mit Ausnahme Dagons und Severals Tochter schien niemand in dem riesigen Saal zu sein, aber ich blieb mißtrauisch. Es war beinahe zu leicht gewesen, hierher zu kommen.

Aber so sehr ich mich auch umsah, wir waren allein. Vielleicht rechnete Dagon nicht damit, daß es jemandem gelingen konnte, an seinem höllischen Wächter vorbei bis zu diesem Punkt vorzudringen.

Vielleicht, dachte ich schaudernd, gab es außer mir und den Männern an Bord der NAUTILUS auch kein Leben mehr im See.

»Das ist richtig, Robert Craven«, sagte Dagon laut und drehte sich herum. »Und bald wird es nur noch dich geben.«

Ich erstarrte. Die Harpune in meiner Hand ruckte nach oben und deutete auf Dagons Kopf, aber die Geste schien nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen, denn sein Lächeln wurde eher noch breiter.

»Du enttäuscht mich schon wieder, Robert Craven«, sagte er sanft. »Ein Mann wie du sollte wissen, daß es sinnlos ist, sich

an jemanden heranschleichen zu wollen, der in deinen Gedanken lesen kann.«

»Dann... dann wußtest du, daß ich komme?«

Dagon seufzte. »Ich hätte dich schon vernichten können, als du diese lächerliche Maschine verlassen hast, du Narr«, sagte er. »Glaubst du wirklich, du wärst bis hierhin gekommen, wenn ich dich nicht beschützt hätte?« Er schüttelte den Kopf, trat einen Schritt auf mich zu und streckte fordernd die Hand aus.

»Und jetzt gib mir diese alberne Waffe, bevor du noch jemanden damit verletzt«, sagte er.

Für einen ganz kurzen Moment war ich beinahe versucht, zu gehorchen. Aber dann trat ich statt dessen zurück, preßte mich mit dem Rücken gegen die Wand, um vor einem Angriff von hinten sicher zu sein, und richtete die Spitze der Harpune genau auf sein Gesicht.

»Bleib stehen, Dagon«, sagte ich.

Dagon gehorchte. Auf seinem Gesicht erschien ein fast mitleidiger Ausdruck. Aber es war auch eine Spur von Unsicherheit in seinem Blick, die mir nicht entging.

»Was soll der Unsinn?« fauchte er. »Ich habe dich bis zu diesem Punkt kommen lassen, weil ich mit dir reden will. Außerdem«, fügte er unwillig hinzu, »kann mich eine von Menschenhand geschaffene Waffe ohnehin nicht verwunden.«

Er wollte weitergehen, blieb aber sofort wieder stehen, als ich drohend mit der Harpune zu fuchteln begann.

»Du bist ein lebendes Wesen, nicht?« sagte ich lauernd. »Du magst die Macht eines Gottes haben, Dagon, aber dein Leib besteht aus Fleisch und Blut. Wenn du unsterblich wärest, dann wäre all dies hier nicht nötig gewesen.«

Ich war nicht sicher, ob das wirklich so ganz der Wahrheit entsprach, aber Dagons Reaktion nach zu schließen, mußte ich ihr zumindest nähergekommen sein, als ihm lieb war. Dagon wurde blaß vor Zorn, rührte sich aber nicht von der Stelle, sondern starre mich nur aus haßerfüllten Augen an.

Dafür drehte sich Jennifer herum, sah mich an, lächelte – und trat mit einem raschen Schritt zwischen mich und den Fischgott.

»Was, zum Teufel, tun Sie?« schrie ich. »Gehen Sie aus der Schußlinie!«

Jennifer lächelte noch freundlicher, schüttelte den Kopf und kam langsam auf mich zu. »Sie werden nicht schießen,

Robert«, sagte sie. »Dann würden Sie nämlich mich treffen, und das wollen Sie doch ganz bestimmt nicht, oder?«

Damit trat sie auf mich zu, drückte die Spitze der Harpune mit dem Zeigefinger zur Seite und nahm mir die Waffe mit sanfter Gewalt aus den Händen.

Dagon begann zu lachen. Sehr laut und sehr ausdauernd.

Es war zu kalt für diese Zeit des Jahres, aber wie oft in besonders kalten Nächten war die Sicht über die Maßen gut. Es ist schwer, auf dem offenen Meer, das dem Blick keinen Widerstand bietet, Entfernung zu schätzen, aber der Horizont schien weiter entfernt als normal.

Und zwischen ihm und der Küste war das Schiff.

Es bewegte sich lautlos, einem Schatten gleich und halb verborgen hinter brodelnden grauen Nebeln, die es begleiteten wie unwirklicher Atem. Seine Segel waren, obgleich nahezu Windstille herrschte, gebläht, seine schaumige Bugwelle hoch wie ein kleines Schiff.

Niemand bemerkte den gigantischen Dreimastsegler, der sich der Ostküste Schottlands näherte, schnell und lautlos wie ein Schatten.

So, wie niemand die einsame Gestalt auf seinem Vorderdeck bemerkte, die hoch aufgerichtet hinter der Reling stand und nach Osten sah.

Es war ein Mann; aber vielleicht auch nur etwas, das die Form und das Aussehen eines Menschen angenommen hatte. Es war alt, uralt. Älter als das älteste Wesen auf dieser Welt, ja, älter als das Leben auf diesem Planeten selbst; vielleicht älter als die Sonne, die diese kleine Welt beschien. So genau wußte es das nicht mehr. Irgendwann, vor hundert oder zweihundert Millionen Jahren vielleicht, hatte es vergessen, wann und wo es geboren war, und irgendwann, in weiteren zwei- oder dreihundert Millionen Jahren würde es auch dieses kurze Zwischenspiel in seinem nach Äonen zählenden Leben vergessen haben.

Und trotzdem. Wäre es in der Lage gewesen, Humor zu empfinden, hätte es vielleicht gelacht. Es war gewohnt, in Zeitspannen zu denken, die die Vorstellung der Menschen sprengten, aber jetzt empfand es Ungeduld.

Es hatte zu lange gewartet auf diesen Moment. So lange,

daß ihm die wenigen Stunden bis Sonnenaufgang wie eine Ewigkeit vorkamen, das rasende Pflügen des Schiffes durch das Meer wie ein quälend langsames Kriechen.

Bald, dachte es. Bald war es soweit. Bald war der Moment gekommen, auf den es so lange wartete, der Augenblick, auf den es sich seit zweimal hundert Millionen Jahren vorbereitet hatte. Der Grund seiner Existenz in dieser Ebene des Seins. Und den fürchtete es wie nichts anderes.

Bald.

Sehr bald.

Die *Dagon* raste weiter.

»Du bist ein verdammter Narr, Robert Craven«, sagte Dagon zornig. »Glaubst du wirklich, ich habe dich so weit kommen lassen, nur um dich zu töten?« Er spie das letzte Wort beinahe aus. »Ich habe es dir schon einmal gesagt – ich bin nicht dein Feind. Im Gegenteil. Ich trage dir an, mit mir zusammenzuarbeiten.«

»Und ich habe schon einmal abgelehnt«, erwiderte ich trotzig. Dagon schürzte abfällig die Lippen. »Du redest über Dinge, über die du nicht voreilig entscheiden solltest«, sagte er. »Es mag sein, daß du nicht mehr die Wahl hast, irgend etwas abzulehnen oder anzunehmen.«

»So?« fragte ich, in einem trotzig herausfordernden Ton, der ganz und gar nicht dem entsprach, was ich fühlte. Und der Dagon keine Sekunde zu täuschen vermochte, wie ich an dem boshaften Lächeln sah, das über sein Fischgesicht huschte. Er nickte. »Ich hoffe, du bist nicht so närrisch, auf Hilfe zu rechnen, Robert Craven«, sagte er. »Deine Freunde werden tot sein, ehe die Sonne aufgeht. Es sei denn...«

»Es sei was?« fragte ich, als er nicht weitersprach. Vermutlich war das ganz genau die Reaktion, die er hatte haben wollen, aber ich war einfach zu erschöpft, um noch Spielchen zu spielen.

»Es sei denn, du tust, was ich von dir verlange«, sagte er.

»Und was wäre das?«

Dagon lachte. »So gefällst du mir schon besser. Aber gut – es sind zwei Dinge. Das eine wirst du ohnehin tun, wie ich die Sache sehe, deshalb lohnt es sich nicht, darüber zu streiten. Du wirst verhindern, daß die Sieben Siegel erbrochen werden,

schon aus eigenem Interesse.«

»Dazu müßte ich erst einmal wissen, wo und was diese Sieben Siegel überhaupt sind«, antwortete ich.

Dagon verzog die Lippen. »Glaubst du, ich hätte sie nicht schon längst, wenn ich wüßte, wo sie zu finden sind oder wie sie aussehen?« schnappte er. »Finde es heraus, Hexer. Aber bedenke, daß dir nicht viel Zeit bleibt.« Plötzlich erlosch das gehässige Grinsen auf seinen Zügen, und als er weitersprach, klang seine Stimme so ernst, daß ich mich eines Schauderns nicht erwehren konnte.

»Es ist wichtig, Robert Craven«, sagte er leise. »Vielleicht hängt das Überleben deines gesamten Volkes davon ab, daß es dir gelingt. Die Sieben Siegel müssen geschlossen bleiben. Finde und vernichte sie, ehe ein anderer es tut und millionenfaches Unheil über euch schickt.«

»Und... das andere?« fragte ich stockend. Es fiel mir schwer, Dagon weiter anzusehen. Seine Worte hatten etwas in mir berührt, von dem ich bis zu diesem Moment nicht einmal gewußt hatte, daß es da war. *Die Sieben Siegel...*

»Ich möchte mein Eigentum zurück«, antwortete Dagon, in sehr viel kälterem, befehlenderem Ton als zuvor. »Das Amulett, das du gestohlen hast, als dieser Narr Nemo meinen Palast angriff.«

Es dauerte Sekunden, bis ich überhaupt begriff, was er meinte. Dann erinnerte ich mich. Dagon meinte den fünfstrahligen goldenen Stern, den ich in seinem Palast gefunden und eingesteckt hatte.

»Ich habe es nicht hier«, sagte ich zögernd. »Es ist noch an Bord der NAUTILUS. Ich hielt es nicht für wichtig.«

»Nicht für wichtig?« Dagon keuchte. »Du Narr – es ist wichtiger als alles, was du dir vorstellen kannst. Ohne dieses Amulett ...«

»Wird aus deiner Flucht nichts, wie?« unterbrach ich ihn. Dagon starre mich an und sagte kein Wort, aber sein Schweigen allein war Antwort genug.

Wie hatte ich nur so blind sein können? Dagon hatte jede Spur von Leben aus diesem See getilgt – hatte ich mir wirklich eingebildet, durch pures Glück noch am Leben zu sein? Oder vielleicht gar, weil er mich aus irgendwelchen Gründen besonders nett fand und deshalb verschonte? Nein – die Lösung war viel einfacher. Dagon brauchte etwas, zu dem nur ich ihm verhelfen

konnte. Das Amulett.

Andaras Amulett.

Ich wußte nicht, woher dieser Gedanke kam. Er war plötzlich da, so unvermittelt, als hätte er in einer finsternen Ecke meines Bewußtseins gewartet, um im rechten Moment hervorzuspringen, und obgleich ich nicht den geringsten Beweis dafür hatte, wußte ich doch, daß es die Wahrheit war.

Der fünfstrahlige goldene Stern, den ich in seinem Palast gefunden hatte, war nichts anderes als das Amulett meines Vaters. Der magische Talisman, der zusammen mit der *Lady of the Mist* in den Fluten des Meeres versunken war, als wir vor der Küste Englands von Yog-Sothoth angegriffen wurden. Dagon starrte mich weiter schweigend an, aber der Ausdruck auf seinem Gesicht sprach Bände.

»Es ist also die Wahrheit«, sagte ich. »Es ist das Amulett meines Vaters, nicht wahr? Du hast es gefunden, du oder eine deiner Kreaturen, nachdem das Schiff versunken war.« Und plötzlich begriff ich, welchen weiteren, furchtbareren Gedanken diese Erkenntnis mit sich brachte. Meine Stimme zitterte, als ich weitersprach.

»Wahrscheinlich warst du sogar dabei, Dagon. Du hast es gesehen, nicht wahr? Du hast tatenlos zugesehen, wie diese Bestie die *Lady of the Mist* in die Tiefe gezogen hat und zahllose Menschen tötete. Du... du hast zugesehen, wie mein Vater umgebracht wurde.«

»Ich konnte nichts tun«, verteidigte sich Dagon. »Yog-Sothoth ist ein Gott.«

»Wie du!« sagte ich zornig. »Du konntest nichts tun! Du konntest diese Männer ertrinken lassen, ohne einen Finger zu rühren. Und du verlangst, daß ich dir helfe? Du mußt verrückt sein!«

»Ich verlange nur mein Eigentum zurück«, sagte er.

»Dieses Amulett gehört dir nicht«, antwortete ich. »Es gehörte meinem Vater.«

»Er hat es gestohlen wie alle anderen, die es zuvor besaßen!« schnappte Dagon. »Wie alles, was angeblich ihm gehörte, Robert Craven. Dieser Mann, den du deinen Vater nennst, hat sich alles zusammengestohlen, was er haben wollte, selbst seine magische Macht.«

»Nun, dann seid ihr euch ähnlicher, als ich dachte«, erwiederte ich böse.

Dagon schien antworten zu wollen, aber dann preßte er nur

die Lippen aufeinander und machte eine ungeduldige, herrische Handbewegung.

»Genug davon!« sagte er. »Du wirst mir dieses Amulett bringen, oder alle deine Freunde werden sterben.«

Ich blickte ihn an, lächelte – und schüttelte den Kopf.

»Nein.«

Dagon atmete hörbar aus. Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut, aber ich sprach ungerührt weiter. Nicht nur das Wissen um das Amulett war plötzlich in mir. Es war, als wäre ein Schleier von meinen Gedanken genommen worden, etwas, das mich bisher daran gehindert hatte, mit der gewohnten Schärfe zu denken. »Ich werde es nicht tun, Dagon. Nicht ohne eine Gegenleistung von dir.«

»Du Narr!« keuchte der Fischgott. »Du wagst es, Forderungen zu stellen? Ich könnte mir nehmen, was ich will, und dich vernichten, so mühelos, wie ich eine Fliege zertrete!«

»Das kannst du eben nicht«, erwiderte ich ruhig. »Du könntest mich töten, und wahrscheinlich könnte deine Kreatur die NAUTILUS auch zerstören«, fuhr ich fort, »aber das würde dir nichts nutzen. Du brauchst nicht nur das Amulett.

Du brauchst mich.«

Dagon starrte mich an. Er schwieg, aber wie zuvor spürte ich, daß ich ins Schwarze getroffen hatte.

Schließlich schürzte er wütend die Lippen und schwang die Faust, als wolle er mich schlagen, tat es aber natürlich nicht. »Ein interessanter Gedanke«, sagte er böse. »Warum warten wir nicht, bis die NAUTILUS zerstört ist, und probieren es aus?«

»Weil du nicht soviel Zeit hast«, antwortete ich und seufzte. »Versuche nicht, mich zu übertölpeln, Dagon. Spielst du Schach?«

Der plötzliche Gedankensprung schien sein Heringsgehirn zu überfordern, denn er starre mich nur mit offenem Mund an. »Tätest du es«, fuhr ich unbeeindruckt fort, »wüßtest du, wie man diese Situation nennt, mein Freund. Ein klassisches Patt.«

»Glaubst du?« fauchte Dagon. Er hatte fast jede Ähnlichkeit mit einem menschlichen Wesen verloren. Jetzt, als er wütend war und die Kontrolle über sich zu verlieren begann, sah ich ihn vielleicht zum ersten Male als das, was er wirklich war: ein Ungeheuer, das mehr zufällig in einen Körper geschlüpft war, der dem eines Menschen ähnelte. Vielleicht war er irgendwann einmal ein Mensch wie ich gewesen, aber wenn, dann mußte es

sehr lange her sein.

»Keiner von uns kann dem anderen etwas antun, und keiner kommt weiter ohne den anderen«, fuhr ich fort. »Warum hören wir nicht auf, uns wie Kinder zu benehmen, Dagon? Dieses Amulett ist wertlos für dich. Du brauchst mich. Ich weiß nicht, wie, aber Andara hat etwas damit getan, was es schützt. Nur in meinen Händen kann es das tun, wozu du es brauchst. Was gibt es dir? Die Gewalt über dein Schiff?«

Dagon nickte abgehackt. »Was verlangst du?« fragte er.

»Das Leben der Männer an Bord der NAUTILUS«, antwortete ich. »Freiheit für mich und die Bewohner von Firth'en Lachlайн.«

»Mehr nicht?« schnappte Dagon höhnisch.

Ich nickte. »Doch. Bannermann und dieses Mädchen da«, ich deutete auf Jennifer, die ein Stück abseits stand und bisher wortlos zugehört hatte. Obwohl ich sie nicht direkt ansah, bemerkte ich, wie sie bei meinen Worten erschrak.

Dagon lachte. »Du bist ein Narr, Robert Craven. Ich kann dir nichts geben, was mir nicht gehört. Dieses Mädchen ist freiwillig bei mir. Sie ist zurückgekommen, als du sie fortgebracht hast, und sie würde wieder zurückkommen, ganz gleich, wie oft du sie wegbringst. Du glaubst, ich hätte diese Menschen gezwungen, mir zu dienen?« Er schüttelte den Kopf. »O nein. Sie tun es freiwillig.«

»Und sie lassen sich freiwillig umbringen?«

Dagon schnaubte. »Ich bin nicht verantwortlich für das, was McGillycaddy tut, Robert Craven. Er ist ein Mensch, und es ist nicht meine Sache, wenn ein Mensch den Menschen Gewalt antut. Ist es meine Schuld, daß ihr ein Volk seid, das der Verlockung der Macht nicht gewachsen ist? Die Männer und Frauen, die mit mir an Bord der *Dagon* gehen werden, folgen mir aus freien Stücken.«

»Sie folgen deinen Versprechungen!« behauptete ich. »Lügen, mit denen du sie gefügig gemacht hast, damit sie dir dienen!«

»Es sind keine Lügen, Robert.«

Ich erstarrte, drehte mich halb herum und blickte Jennifer an. Sie war nähergekommen und sah mir mit großem Ernst in die Augen. »Es sind keine Lügen, Robert«, wiederholte sie. »Dagon hat uns eine neue Welt versprochen, ein Land ohne Furcht und Unterdrückung. Eine Welt ganz für uns allein. Wir folgen ihm freiwillig.«

Ich war verwirrt, aber es waren weniger Jennifers Worte, die

mich verstörten, als vielmehr das, was ich dabei spürte.

Sie glaubte an das, was sie sagte. Ich versuchte, in ihren Geist einzudringen, und es fiel mir erstaunlich leicht.

Da war kein Zwang. Bisher hatte ich stets angenommen, daß Dagon seine Jünger geistig gefesselt hätte, ähnlich wie ich es mit Frane tat, aber das stimmte nicht, zumindest nicht in Jennifers Fall. Sie war völlig Herr ihrer selbst. Was sie sagte und tat, entsprach ihrem freien Willen.

»Aber es... es wird SEINE Welt sein, Jennifer«, sagte ich stockend. »Er braucht euch dort, damit ihr ihm dient und ihn verehrt.«

»Und?« fragte Jennifer. »Was ist so schlimm daran, Robert? Jedes Volk dient irgendeinem Gott, jede menschliche Gesellschaft verehrt irgendeine Macht.«

»Das ist etwas anderes!« sagte ich heftig, aber wieder schüttelte Jennifer nur den Kopf, und wieder spürte ich, wie ich ein Stück Boden verlor.

»Wieso?« fragte sie. »Nur weil euer Gott unsichtbar ist, vielleicht nur ein Prinzip? Wer sagt dir, daß der Gott der Moslems oder der Christen besser oder schlechter ist als Dagon? Was verlangt er mehr als Jehova oder Allah? Welche Schreckenstaten sind in seinem Namen getan worden, die schlimmer wären als die, die im Namen Gottes vollbracht wurden?«

Ich mußte an die Tempelritter denken und schwieg. Noch weigerte ich mich, den Gedanken zu akzeptieren, aber ich begann bereits zu spüren, daß diese Weigerung nicht lange Bestand haben würde. Waren nicht die Reiche der Christenheit – und auch die der anderen großen Religionsgemeinschaften – auf Fundamenten aus Blut und Tränen errichtet worden?

Dann fiel mir der Denkfehler auf.

»Es gibt einen Unterschied, Jennifer«, sagte ich. »Gott, Buddah und Allah sind Prinzipien der Gerechtigkeit. Erst die Menschen haben Schlechtes in ihrem Namen getan. Dagon ist ein Mensch, der sich dämonischer Kräfte bedient.«

»Selbst wenn«, sagte Jennifer kopfschüttelnd. »Es ändert nichts, Robert. Du verlangst unsere Freiheit, und doch ist es gerade diese Freiheit, die er uns versprochen hat. Er wird uns in eine neue Welt führen. Wir müssen ihm dienen und ihn verehren, aber das ist ein geringer Preis.«

»Ich hoffe, du täuscht dich nicht«, sagte ich leise.

Jennifer machte eine weit ausholende Bewegung mit dem

Arm. »Sieh dich doch um, Robert«, sagte sie. »Du hast diese Stadt gesehen, bevor die NAUTILUS kam und sie zerstörte. Sie wurde von Menschen geschaffen, die Dagon liebten, so wie wir ihn lieben. Du hast gesehen, wie großartig sie war? Glaubst du, Menschen würden so etwas vollbringen, nur aus Furcht? Die Kraft, die dazu nötig ist, gibt nur die Liebe.«

Ich widersprach nicht mehr. Es wäre sinnlos gewesen. Und vielleicht hatte Jennifer sogar recht. Das Leben, das meine Freunde und ich führten, war nicht der richtige Maßstab. Ich war reich und im Grunde ledig aller Sorgen – aber was erwartete die Bewohner der kleinen Küstenstadt? Was hatten sie von der kurzen Spanne des Lebens zu erwarten, die ihnen verblieb, außer sechzehn Stunden harter Arbeit am Tag, außer einem Leben voller Furcht vor Krankheiten und Kriegen und dem Alter?

Was hatten sie zu verlieren?

Dagon mußte meine Gedanken gelesen haben, denn er trat in genau diesem Moment zwischen uns und deutete mit der Hand nach oben, zur Höhlendecke. »Überzeuge dich selbst, Robert Craven«, sagte er. »Du wirst mich begleiten, morgen früh, wenn die Sonne aufgeht. Geh hin und frage jeden einzelnen, der an Bord der *Dagon* geht, ob er zurückbleiben will. Ich werde niemanden zwingen, gegen seinen freien Willen mit mir zu kommen. Sie alle handeln aus freien Stücken.«

Er schwieg – für eine ganz genau berechnete Zeitspanne –, schüttelte abermals den Kopf und legte den Arm um Jennifers Schultern. »Ich bin nicht euer Feind, Robert Craven«, sagte er. »Ich hätte gehen und euch eurem Schicksal überlassen können, aber ich habe euch gewarnt, obgleich ihr alles zerstört habt, was ich geschaffen habe. Ich werde meinen Diener zurückrufen und die NAUTILUS freilassen, aber ich kann dir nicht geben, was mir nicht gehört.«

»Und Bannermann?« fragte ich.

»Er wartet an Bord der *Dagon* auf uns«, antwortete Dagon. »Wenn es sein Wunsch ist, wird er zu dir zurückkehren. Nun – wie hast du dich entschieden?«

Ich schwieg; für eine sehr, sehr lange Zeit.

Und obwohl ich ganz genau wußte, daß ich in diesem Moment vielleicht den größten Fehler meines Lebens beging, nickte ich schließlich.

Obwohl er es noch vor Augenblicken für unmöglich gehalten hatte, schien es Howard, als wäre das Wasser rings um die

NAUTILUS noch finsterer geworden. Der armdicke Strahl der Lampe, die er an seinem Helm befestigt hatte, verlor sich schon nach wenigen Schritten in trübschwarzer Finsternis, und die See war von kleinen, treibenden Flecken erfüllt, als wäre die Alpträumbestie nun dabei, selbst das Wasser zu verwandeln. Ein zweiter, trüber Lichtfleck tauchte wenige Schritte neben ihm aus dem Schatten auf, und als Howard den Blick hob, erkannte er Rowlf's breitflächiges Gesicht hinter der runden Sichtscheibe des Helmes. Ein bitterer Zug lag um seine Lippen, seines Leibdieners und Freundes, und seine Bewegungen wirkten noch abgehackter und steifer, als es der unpraktische Anzug ohnehin nötig machte. Das gewundene Kabel in seinen Händen sah aus wie eine schwarze Schlange, die ein Kupfergebiß gebleckt hatte.

Howard hob langsam den Arm und deutete in die Richtung, in der er Dagons Kreatur wußte, und Rowlf antwortete mit einem übertriebenen Nicken darauf. Nebeneinander schwammen sie los.

Es war nicht nur eine Täuschung gewesen, das sah er, als sie sich mit schwerfälligen Schwimmbewegungen vom sandigen Boden des Sees lösten und sich von der NAUTILUS entfernten. Das Wasser war nicht mehr klar, sondern von Millionen und Abermillionen winziger körniger Partikel durchsetzt, die wie tanzende Stäubchen im Wind aussahen. Vermutlich war es wirklich so, wie er gedacht hatte: Auch im kleinsten Wassertropfen war noch eine Unzahl lebender Organismen zu finden. Dagons Mörderkreatur mußte auch sie in schwarzes Protoplasma verwandelt haben. Der Gedanke ließ Howard frösteln. Wenn sie der Entwicklung nicht Einhalt geboten, dann würde bald dieser ganze See zu einer gewaltigen, auf unheimliche Art lebenden Teermasse geworden sein. Und vielleicht würde die Entwicklung gar weitergehen, dunkle Arme bis ins Meer oder gar auf das Land erstreckend, bis...

Howard zwang sich, an etwas anderes zu denken, schwamm dichter an Rowlf's Seite und starre nach vorne, in die Dunkelheit.

Er wußte nicht, wieviel Zeit verging – sicher nicht mehr als wenige Minuten, denn die gewaltige Kreatur war nur einen Steinwurf von der NAUTILUS entfernt gewesen, als er sie das letzte Mal gesehen hatte –, aber für ihn vergingen Ewigkeiten, bis er schließlich den riesigen, aufgedunsenen Körper der Bestie vor

sich sah.

Der Anblick löste ein heftiges Ekelgefühl in Howard aus. Das Ding – er weigerte sich selbst in Gedanken, es ein Wesen zu nennen – war auf die Größe eines Fischkutters angeschwollen und schien zu pulsieren, obwohl er nirgends wirklich eine Bewegung wahrzunehmen vermochte. Ein unglaubliches Gewirr mannsdicker Stränge bedeckte den Seeboden in weitem Umkreis, und da und dort glaubte Howard klumpige Verdickungen zu erkennen, die ihrerseits wiederum zuckten und bebten, als wären nun schon andere Teile des furchtbaren Netzes zu grausigem Leben erwacht. Vielleicht kamen sie bereits zu spät, dachte er. Vielleicht reichte es nicht mehr, die Bestie zu zerstören, weil schon Dutzende da waren, zahllose schwarze Junge des Ungeheuers, die wie eine Herde gefräßiger Monster über die Welt herfallen würden, unaufhaltsam, unzerstörbar, unsterblich...

Rowlf berührte ihn am Arm und deutete nach unten. Die dünnen, schimmernden Kupferdrähte, mit denen seine Tauchermontur genau wie die Howards überzogen war, gaben ihm das Aussehen eines bizarren mittelalterlichen Ritters. Sie waren genau über dem Ungeheuer, einem gigantischen Berg schwarzen zuckenden Fleisches, und unter ihnen schien ein ganzer Wald peitschender Fangarme zu wogen. Der Anblick erschreckte Howard. Er hatte hilflos zusehen müssen, wie Dutzende dieser furchtbaren Tentakel Nemos Männer gepackt und getötet hatten. Vielleicht würden sie nicht einmal in die Nähe des Monsters kommen. Trotzdem signalisierte er Rowlf, tiefer zu gehen, und ließ sich gleichzeitig ebenfalls auf den bebenden Fleischberg herabsinken. Die Tentakelarme des Ungeheuers begannen stärker zu peitschen, als fühlten sie die Nähe der Beute. Ein übler Geschmack breitete sich auf Howards Zunge aus. Die Luft schien plötzlich bitterer zu sein. Er fror. Was war das? dachte er. Angst vor dem Tod? Kaum. Er hatte ihm so oft ins Auge geblickt, daß er seinen Schrecken vor ihm verloren hatte, beinahe jedenfalls.

Kurz bevor sie den zuckenden Tentakelwald erreichten, stoppten sie ihre Sinkbewegung, und Howard drehte sich schwerfällig im Wasser um. Langsam hob er die Hand an die Lampe, richtete den Strahl in die Richtung, in der er die NAUTILUS vermutete, und schaltete den Lichtstrahl zweimal kurz hintereinander aus und wieder ein.

Es dauerte lange, bis die Antwort erfolgte, so lange, daß Howard bereits zu befürchten begann, sie wären zu weit entfernt, oder das trübe Wasser hätte ihr Signal geschluckt, aber dann blitzte der große Turmscheinwerfer der NAUTILUS zweimal hintereinander auf, und Howard drehte sich wieder herum und nickte Rowlf zu. Zwei Minuten, hatte Nemo gesagt. Eine verdammt kurze Zeit. Und doch eine Ewigkeit.

Rowlf signalisierte mit der Hand, und Howard schwamm noch dichter an ihn heran und ergriff das Kabel, kurz hinter der Stelle, an der Rowlf den schwarzen Schlauch gepackt hielt. Im ersten Moment spürte er nichts, aber dann ging ein fühlbarer Ruck durch das Kabel, und plötzlich schienen die beiden Kupferelektroden an seinem Ende in sanftem, bläulichem Licht aufzuglühen.

Howard drehte sich herum, bis sein Helm den Rowlf's berührte und sie so miteinander sprechen konnten. »Jetzt!« sagte er.

Wie Steine fielen sie in die Tiefe.

Gleich Dutzende der schwarzen Tentakel griffen nach ihnen, ringelten sich um ihre Arme und Beine oder zogen sich wie tödliche Schlingen um ihre Leiber zusammen – und starben ab.

Es war ein bizarrer, erschreckender Vorgang. Die schwarzen Schlangenarme zuckten wie unter Schmerzen, kaum daß sie die Anzüge der beiden Männer berührt hatten, wurden grau und rissig – und zerfielen zu Staub, der sich im aufgewühlten Wasser wie brodelnder Schlamm verteilte.

»Es funktioniert!« brüllt Rowlf. »Es geht, H. P.! Das Viech krepiert!«

Howard antwortete nicht, denn er brauchte jedes bißchen Atem, das er hatte, um weiter in die Tiefe und auf den zuckenden Balg der Bestie zuzuschwimmen. Wo die Kupferelektroden oder die mit elektrischer Energie geladenen Anzüge der beiden Männer die schwarze Masse berührten, starb diese sofort ab – aber die Bestie war groß, so unglaublich groß!

Und sie schien die Gefahr zu spüren, die von den beiden Männern und ihrem tödlichen Mitbringsel ausging, denn mit einem Male hörten ihre Angriffe auf, so unvermittelt, wie sie begonnen hatten. Der Wald peitschender Arme teilte sich unter ihnen wie der Kopf einer grotesken schwarzen Seeanemone und versuchte, ihrer Berührung auszuweichen. Howard schrie triumphierend auf, warf sich nach vorn und zerrte das Kabel hinter sich her, die stromgeladene Spitze wie einen Speer nach

unten stoßend.

Eine zuckende, wellenförmige Bewegung lief durch den Berg aus wogender Schwärze, als die Kreatur versuchte, vor dem tödlichen Kabel zurückzuweichen.

Sie war nicht schnell genug. Wie ein lebendes Geschoß krachte Howard auf sie hinunter, versank fast bis zu den Hüften in der widerwärtigen Masse – und stieß das Kabel mit aller Macht nach unten.

Es war wie ein Weltuntergang.

Ein ungeheurer, blauweißer Blitz zerfetzte den Körper der Alpträumkreatur. Howard und Rowlf wurden von einer unsichtbaren Riesenfaust gepackt und zurückgeschleudert. Dort, wo das Kabel den Riesenshoggoten berührte, schien ein Vulkan aus schwarzem und grauem Schlamm zu eruptieren. Die Bestie bäumte sich auf, hob sich in ihrer ganzen Größe vom Seeboden hoch und fiel mit einer schwerfälligen Bewegung wieder zurück, während das Blitzen und Zischen in der gräßlichen Wunde, die Howard ihr geschlagen hatte, anhielt und mehr und mehr ihres unheiligen Protoplasmas unter den tödlichen Stromschlägen der NAUTILUS verkochte.

Der See brodelte. Plötzlich zuckten haarfeine, tausendfach verästelte Blitze aus der gewaltigen Kreatur hervor, griffen wie spinnenfüßige Lichtwesen nach ihren Ausläufern und Armen und rasten daran entlang, eine Spur aus Tod und Vernichtung hinterlassend. Überall in dem Netz aus Schwärze und finstrem Protoplasma, das das Ungeheuer über den Meeresboden geworfen hatte, blitzte es auf. Der Sand explodierte an zahllosen Stellen, erbrach Flammen und Schaum und grauen zerkochenden Schleim, während die schiffsgroße Hauptmasse des Ungeheuers noch immer wie in furchtbaren Krämpfen zuckte.

Und dann war es vorbei. Das peitschende Kabel kam zur Ruhe, und das Gewitter aus Flammen und blauweißen Entladungen erlosch, als der Zufluß elektrischen Stromes von der NAUTILUS aufhörte. Die zwei Minuten waren um, die Batterien des Unterwasserschiffes leer. Aber der furchtbare Vorgang, einmal in Gang gekommen, hörte nicht auf. Howard sah, wie mehr und mehr der schwarzen Stränge verdornten, zuerst grau wurden und sich dann in wirbelnde Schwaden auflösten, während der gewaltige Leib der Kreatur noch immer zitterte und bebte. Seine nachtschwarze Farbe war längst einem fleckigen Grau gewichen, aus dem Wolken wie grausiger Rauch

quollen.

»Es stirbt, Rowlf!« keuchte Howard. »Bei Gott, es hat funktioniert! Es stirbt!«

Das Ende kam schnell. Lautlos, wie sich ein Tintenfleck in Löschpapier ausbreitet, griff die graue Farbe auf den Leib der gigantischen Bestie über, bis aus dem lebenden Alpträum ein dampfender grauer Klumpen geworden war, der immer schneller in sich zusammenfiel.

»Es stirbt, Rowlf«, sagte Howard noch einmal. »Wir... wir haben es getötet. Und wir leben noch.«

Seltsamerweise antwortete Rowlf nicht, sondern starrte an ihm vorbei auf einen Punkt jenseits der NAUTILUS.

Und als sich Howard herumdrehte und seinem Blick folgte, wußte er auch, warum. Der See war noch immer in Aufruhr. Das Blitzen und Explodieren hatte aufgehört, aber an Hunderten und Aberhunderten von Stellen quollen Wolken aus grauem Schleim aus dem Boden, und hier und da zuckte noch ein Stück des grausigen Gewebes, während der graue Tod heranraste. Trotzdem hatte sich die Sicht wieder geklärt.

Gut genug zumindest, um die NAUTILUS zu erkennen, die wie ein gestrandeter Riesenwal ein Stück entfernt auf dem Meeresgrund lag. Sie und den gewaltigen schwarzen Krater, der nur wenige hundert Yards hinter ihr im Boden gähnte.

Aus seinem gewaltigen Schlund erhoben sich Körper. Sie waren noch sehr weit entfernt und schienen dadurch winzig, aber Howard wußte es besser. Er hatte diese kaulquappenähnlichen Ungeheuer zu deutlich gesehen, um sich auch nur eine Sekunde lang selbst belügen zu können. Dagens Kinder, die gleich zu Hunderten aus dem Leib der Erde quollen und sich wie ein Schwarm blutgieriger Riesen-Piranhas auf die NAUTILUS stürzten.

Die Tauchkammer der NAUTILUS war leer, als ich aus dem Wasser stieg. Das Licht, das schon bei meinem Weggehen nur noch sehr blaß gewesen war, war zu einem trübblauen Flackern geworden, und als ich den Helm abstreifte, sprang mich die Kälte an wie ein Raubtier. Die Batterien des Schiffes mußten nahezu erschöpft sein. Mühsam befreite ich mich von dem Atemgerät auf meinem Rücken, legte es zu Boden und warf Helm und Handschuhe hinterher, behielt den Anzug aber an. Ich hatte nicht vor, lange zu bleiben. Und das Risiko, in meinem abenteuerlichen Aufzug aufzufallen, mußte ich eben eingehen.

Der Gang war verlassen, als ich die Tür öffnete, aber das kam mir nur gelegen. Wahrscheinlich war jede Hand an Bord der NAUTILUS mit Reparaturarbeiten beschäftigt, und wenn ich sehr viel Glück hatte, würde ich das Schiff vielleicht sogar wieder verlassen können, ohne überhaupt gesehen zu werden. So schnell es mir in der schwerfälligen Taucherausrüstung möglich war, eilte ich durch den Gang, schlich die gewendelte Metalltreppe nach oben und betrat Nemos Privatkabine. Sie war leer, wie ich gehofft hatte, und das Glück schien mir sogar noch holder zu sein, als ich zu träumen gewagt hatte, denn ich fand das Bündel mit meinen Kleidern praktisch auf Anhieb.

Andaras Amulett lag obenauf.

Ich stutzte. Ich war ziemlich sicher, das vermeintlich nutzlose Schmuckstück in die Tasche gesteckt und nicht wieder hervorgezogen zu haben. Natürlich konnte es sein, daß Nemo oder Howard es gefunden und begutachtet hatten, aber wenn, warum hatten sie es dann nicht zurückgesteckt oder gleich ganz mitgenommen, sollten sie ihm irgendeine Bedeutung zugemessen haben?

Und plötzlich fiel mir noch mehr auf. Ich hatte nicht sehr gründlich auf meine Umgebung geachtet, bisher, aber nach allem, was ich über Nemo wußte, schien er ein sehr ordentlicher Mensch zu sein.

Seine Kabine war ein einziges Chaos.

Die Schubladen der Schränke waren zum Teil geöffnet worden, ihr Inhalt über den Boden verstreut, selbst das Bettzeug war herausgerissen. Jemand hatte die Kabine durchsucht.

Verwirrt nahm ich das Amulett auf, schob es in eine Tasche meines Anzuges und richtete mich wieder auf. Was mochte hier geschehen sein? Welchen Grund sollte Nemo oder einer seiner

Leute haben, die Kabine auf diese Weise zu durchsuchen?

Ich beschloß, die Lösung dieses weiteren Rätsels auf später zu verschieben, wandte mich um und verließ den Raum wieder. Erneut fiel mit die Stille auf, die von der NAUTILUS Besitz ergriffen hatte. Das dumpfe Dröhnen der Maschinen, das mich bisher wie die Lebensäußerungen des Schiffes begleitet hatte, war verstummt.

Aber das war es nicht allein.

Das Schiff war still. Völlig still!

Abrupt blieb ich stehen, blickte einen Moment unentschlossen zum unteren Ende der Treppe hinab – und drehte mich noch einmal um, um zum Salon des Schiffes zu gehen. Meine Schritte dröhnten unheimlich in dem niedrigen Metallkorridor; das Geräusch schien die Stille zu betonen, statt sie zu vertreiben, und das leise Scharren, mit dem das halbrunde Schott der Zentrale vor mir aufglitt, klang wie ein kreischender Schrei in meinen Ohren.

Der Salon war leer.

Und er bot ein ebenso chaotisches Bild wie Nemos Kabine.

Es waren nicht nur die Spuren der Reparaturarbeiten, die ich sah. Teile der Einrichtung waren zertrümmert worden, auf dem Boden lagen zerbrochenes Glas und Stoffetzen und die Reste zertrümmerter Möbel.

Und direkt vor dem großen Aussichtsfenster stand Dagon. Jede Spur von Freundlichkeit war aus seinem Fischgesicht gewichen. Sein Blick war kalt wie Eis, als er mich ansah.

»Du warst schnell«, sagte er anerkennend. »Beinahe hätten wir es nicht geschafft.«

Ich schwieg. Das Gefühl, einen nicht wiedergutzumachenden Fehler begangen zu haben, breitete sich in mir aus. »Also... hast du doch gelogen«, sagte ich mühsam.

Dagon lächelte geringschätzig. »Nein«, sagte er. »Ich weiß, daß es sinnlos wäre, dich belügen zu wollen. Ich habe... nun, sagen wir, einen Teil der Wahrheit weggelassen.« Er trat auf mich zu und streckte die Hand aus. »Du hast das Amulett?«

Ich tat so, als hätte ich seine Frage gar nicht gehört. »Wo ist Nemo?« fragte ich. »Und seine Männer? Wo sind Rowlf und Howard?«

»An einem sicheren Ort«, antwortete Dagon. »Du wirst sie wiedersehen, sobald du getan hast, was ich verlange. Du hast nicht wirklich erwartet, daß ich allein deinem Wort vertraue,

oder?«

Ich antwortete nicht, aber seine Worte schienen wie böser Hohn hinter meiner Stirn widerzuhallen. Ich hatte ihm vertraut. Ich Narr.

»Was... soll ich tun?« fragte ich stockend. Es fiel mir schwer, überhaupt zu reden. Ich hätte schreien mögen, aber es hätte nicht viel genutzt. Wie hatte ich so wahnwitzig sein können, dieser... Kreatur auch nur eine Sekunde lang zu glauben?

»Du tust mir Unrecht, Robert Craven«, sagte Dagon, der meine Gedanken las. Seine Stimme klang beinahe traurig. »Ich halte mein Wort. Nemo und die anderen werden frei sein. Sobald wir an Bord des Schiffes gegangen sind.«

»Wir?«

Dagon nickte. »Du wirst mich begleiten«, antwortete er. »Das ist meine Bedingung. Ich brauche dich.« Seine Hand wies auf die Tasche meiner Montur, in der ich Andaras Amulett trug. »Dieses Ding allein ist nutzlos für mich. Nur ein Träger der MACHT kann seine Kräfte entfesseln. Jemand wie du.«

»Ich weiß ja nicht einmal, welche Macht du meinst«, antwortete ich leise. »Geschweige denn, was ich tun muß.«

Dagon winkte ab. »Ich werde es dir zeigen, wenn der Moment gekommen ist. Aber du mußt es freiwillig tun. Du mußt mir aus freien Stücken folgen, und die Kräfte, die du mir zur Verfügung stellst, müssen freiwillig für mich wirken. Ich will dir nichts vormachen, Robert Craven: Du kannst mich vernichten, mit Andaras Amulett. Du kannst es jetzt, und du kannst es erst recht, wenn wir an Bord des Schiffes sind.«

»Warum erzählst du mir das?« fragte ich.

Dagon sah mich sehr ernst an. »Weil ich will, daß du weißt, woran ich bin, Robert Craven. Und ich auch. Wir sind beide stark genug, einander zu vernichten, aber keiner könnte es, ohne den eigenen Tod in Kauf zu nehmen. Ich für meinen Teil halte nicht sehr viel von solchen Geschäften. Nun?«

»Und wenn ich mich weigere?« fragte ich. »Möglicherweise ist mir mein eigenes Leben nicht so viel wert wie dir das deine?«

»Humbug«, schnappte Dagon. »Du vergißt immer wieder, daß ich weiß, was du denkst, Robert Craven. Aber ich habe mit deiner Narrheit gerechnet. Deine Freunde befinden sich in meiner Gewalt. Vielleicht bist du wirklich verrückt genug, dein eigenes Leben fortzuwerfen... aber das deiner Freunde?« Er lachte böse und schüttelte den Kopf. »Gib mir dein Wort, mich an Bord der

Dagon zu begleiten, und sie können gehen. Wenn nicht, überlasse ich sie ihnen.«

Damit hob er die Hand, und hinter einem Vorhang trat... etwas hervor.

Ich hatte Furchtbare erwartet, aber der Anblick überstieg selbst meine Vorstellungskraft.

Das Wesen sah aus wie eine gräßliche Kreuzung zwischen einem Menschen und einer Kaulquappe. Es war eines von Dagens Kindern, aber es war in einem Entwicklungsstadium, das viel fortgeschritten war als das derer, die ich bisher zu Gesicht bekommen hatte.

Es war größer als Rowlf und bewegte sich auf zwei kräftigen, froschartigen Beinen vorwärts. Sein Körper war gerippt wie die Kautschukschlüche meines Atemgerätes, und der monströse Schädel wuchs ohne sichtbaren Hals direkt daraus hervor: eine furchterregende Halbkugel mit einem geschlitzten Maul, zwei dünnen, wie senkrechte Wunden wirkenden Nasenöffnungen und beinahe faustgroßen, gelblichen Augen. Dicht unter dem Schädel wuchsen zwei Arme aus seinem Balg, lang und kräftig wie die von Gorillas und in furcheinflößenden Krallen endend. Das Schlimmste aber war der Blick seiner Augen. Es waren, trotz allem, die Augen eines denkenden Wesens, keiner stumpfsinnigen Kreatur. In dem gelben Glühen der riesigen Pupillen loderte eine tückische, berechnende Intelligenz. Ich unterdrückte mit Mühe ein Stöhnen. »Ist... ist das das Paradies, das du Jennifer und ihren Leuten versprochen hast?« fragte ich.

Dagon schürzte die Lippen. »Was geht es dich an?« fragte er. »Ich sehe, mein Diener hat seine Wirkung auf dich nicht verfehlt. Nun – wie entscheidest du dich?«

Ich wollte antworten, aber Dagon schüttelte den Kopf und sprach schnell weiter: »Bedenke, daß ich deine Gedanken lese, bevor du antwortest, Robert Craven. Du kannst mich nicht belügen oder hintergehen. Deine Freunde werden frei sein, wenn du willst. Oder sie werden sterben. Einen schlimmeren Tod, als du ihn dir auch nur vorstellen kannst.«

»Du... du Ungeheuer«, murmelte ich.

Dagon lächelte. »Danke für das Kompliment. Aber das ist keine Antwort, mit der ich etwas anfangen kann.«

Ich schwieg verbissen, aber im Grunde wußte Dagon die Antwort bereits. Ich konnte Nemo und seine Männer nicht in die Hände dieser... dieser Kreaturen fallen lassen. Selbst wenn es

mein eigenes Leben kostete.

»Du hast gewonnen«, flüsterte ich tonlos. »Ich werde dich begleiten.«

Dagon nickte. »Gut«, sagte er. »Der Handel gilt. Schlag ein, Robert Craven – das macht ihr Menschen doch so, um einen Handel zu besiegen, oder?«

Und damit trat er auf mich zu und streckte mir seine schwimmhautbewehrte Hand entgegen.

Nach einer Ewigkeit löste ich mich von meinem Platz unter der Tür, ging auf ihn zu und ergriff seine Hand. Das Gefühl war nicht einmal so unangenehm, wie ich erwartet hatte: Seine Haut war trocken und kühl und fühlte sich viel mehr wie die einer Schlange an – als die eines Fisches.

»Es gilt, Robert Craven«, sagte er noch einmal.

Ich nickte. »Es gilt«, bestätigte ich.

Und dabei hatte ich das immer stärker werdende Gefühl, meine Seele einem Wesen verschrieben zu haben, das tausendmal schlimmer als der Teufel war.



Der Bug des Schiffes deutete ins Nichts. Zeit und Raum hatten ihre Bedeutung verloren, seit ich das steil aufragende Achterkastell der *Dagon* betreten und das Gesicht in den Wind gedreht hatte, um zu sehen, wohin wir fuhren. Hinter und neben uns war die ölglatte See nördlich des englischen Kleinkontinents, aber vor dem Schiff, dort, wo eigentlich Norden sein sollte, war – *nichts*.

Es war mir unmöglich, einen anderen Ausdruck dafür zu finden, ein anderes Wort für die wirbelnden grauweißen Schemen, die dort tobten, wo der Himmel und das Meer sein sollten.

Es hatte begonnen, nachdem die *Dagon* die Küste verlassen und Kurs auf das offene Meer genommen hatte. Zuerst war es nicht mehr als ein Schemen gewesen, eine dünne, mit bloßem Auge kaum sichtbare Linie wie ein Haar, das senkrecht über den Horizont gelegt worden war, so dünn, daß es sich dem Blick zu entziehen schien, wenn man versuchte, es genauer zu betrachten.

Dann war es gewachsen.

Aus dem Haar war eine klar erkennbare Linie geworden, aus der Linie eine Schlucht, die in der Wirklichkeit klaffte, und zum Schluß ein gewaltiges, alles verschlingendes Maul, das ein Viertel des Horizontes einnahm. Brodelnde weiße Nebelschwaden quollen wie wolkiges Blut aus dieser Wunde, die allein düstere Magie geschlagen hatte, und mit ihnen wehte ein Hauch unheimlicher Kälte heran, der durch meine Kleider und meine Haut drang und irgend etwas in mir zum Erstarren brachte.

Es fiel mir schwer, den Blick von dem Etwas zu lösen, auf das die *Dagon* zusteuerte. So sehr mich der Anblick erschreckte, so sehr faszinierte er mich zugleich. Vor uns lag eine andere Welt. Vielleicht nicht direkt, sondern nur der Weg dorthin, die Bresche, die *Dagon* mit seiner erschreckenden Magie in die Barriere zwischen den Wirklichkeiten geschlagen hatte, um sich und den seinen den Weg zu ebnen.

Mit aller Gewalt riß ich mich von dem Anblick los und stieg die steile Treppe zum Hauptdeck hinunter. Ich habe Schiffe niemals besonders gemocht, und das, was ich auf der NAUTILUS und jetzt auf ihrem schrecklichen Gegenspieler erlebt hatte, trug nicht dazu bei, meine Abneigung gegen alles, was schwimmt, zu verringern. Dazu kam, daß ich mich alles andere als wohl fühlte, unabhängig von der Furcht, die der Anblick des Dimensionsrisses in meine Seele gepflanzt hatte. Ich hatte während der letzten fünf Tage so viel Schlaf bekommen wie ein ehrlicher Christenmensch normalerweise in einer Nacht, und obwohl ich eine alles andere als schwächliche Konstitution habe, begann mein Körper nun nachhaltig die Ruhe zu monieren, die ich ihm vorenthalten hatte. Ich hätte meinem rechten Arm für eine Stunde Schlaf gegeben. Aber gleichzeitig wußte ich auch, daß ich keine Ruhe finden würde – wie konnte ich auch! Müde machte ich ein paar Schritte, blieb stehen und blinzelte aus entzündeten Augen über das Deck. Die *Dagon*

war groß, das mit Abstand größte Schiff, das ich jemals gesehen hatte, wahrscheinlich das größte Schiff, das jemals auf den Weltmeeren gefahren war, und ihr Hauptdeck erstreckte sich wie drei aneinandergelegte Fußballplätze vor und unter mir, unterbrochen von zahllosen Aufbauten, deren Bedeutung ich nur zum allergeringsten Teil kannte, und auf mehreren neben- und übereinanderliegenden Ebenen angeordnet. Die gigantischen, erdfarbenen Segel blähten sich über mir, obgleich die See noch immer fast windstill war, und das Gewirr aus Kabeln und Drahtseilen, das sie hielt, war so straff gespannt, daß ich das Summen des belasteten Materials hören konnte. Trotzdem war ich allein auf Deck.

Die knapp zweihundert Männer und Frauen, die zusammen mit Dagon an Bord des gleichnamigen Schiffes gekommen waren, waren irgendwo in seinen unergründlichen Tiefen verschwunden, und ich hatte wenig Lust, mit einem von ihnen zusammenzutreffen. Mit Ausnahme Jennifers hatte ich mit niemandem mehr geredet, und mir stand auch nicht der Sinn danach, denn es wäre ein Gespräch gewesen, das ohnehin keinen Sinn hatte. Die Menschen, die Dagon folgten, waren Fanatiker, und es hat noch niemals zu irgend etwas anderem als Zorn und Kopfschmerzen geführt, mit einem Fanatiker diskutieren zu wollen. Außerdem hatte ich keine sonderliche Lust, mit McGillycuddy zusammenzutreffen – wer unterhält sich schon gern mit einem Mörder?

Trotzdem bereute ich meinen Entschluß, an Deck zu kommen, in diesem Moment schon fast wieder. Die unnatürliche Kälte war unter Deck zwar genauso unangenehm zu spüren wie hier, und die Dagon war groß genug, trotz der sicherlich zwanzig Knoten, mit der sie die Wellen pflügte, ruhig wie ein Stein im Wasser zu liegen, so daß mich sogar die Seekrankheit verschonte, unter der ich normalerweise schon litt, wenn ich nur Wasser rauschen hörte. Aber es war etwas anderes, das mich erschreckte. Es war die Einsamkeit.

Ich habe sie normalerweise nie gefürchtet; im Gegenteil. Ich schätze das Alleinsein sehr, aber die Stille an Deck der *Dagon* hatte etwas Unheimliches. Es war keine wirkliche Stille; keine Stille der Geräusche. Das Schiff war voll von Lauten – dem Knarren der Masten und Spieren, dem gelegentlichen Flappen der Segel, das sich anhörte wie das langsame Schlagen gigantischer lederner Flügel, dem Sirren und Singen der straffgespannten Kabel und Taue, dem Klatschen der Wellen, die an den haus-

hohen Flanken des Schiffes zu weißem Schaum zerbarsten – und trotzdem, so absurd es mir selbst in diesem Moment vorkam, war das Schiff *still*. Es war eine Stelle jenseits des Hörbaren, ein Schweigen, als wäre ein Stück der Wirklichkeit um mich herum erloschen. Dafür war etwas anderes da. Etwas, das weder mit Worten noch mit Gedanken zu beschreiben war und das mich tief erschreckte. Es war, als wispern die Schatten, als erzählten die Dunkelheit und das Schweigen düstere Geschichten; Geschichten von verbotenen Dingen und verfluchten Orten, an denen dieses Schiff gewesen war und zu denen es wieder fuhr...

Mühsam schüttelte ich den Gedanken ab, drehte mich auf dem Absatz herum, um nun doch wieder nach unten zu gehen – und erstarrte.

Am Fuße der Treppe lag ein Mann.

Ich war absolut sicher, daß er vor wenigen Augenblicken noch nicht dort gelegen hatte – schließlich war ich vor weniger als einer Minute selbst die steile Holztreppe hinuntergestiegen –, ebenso wie ich vollkommen sicher war, keine Schritte gehört zu haben.

Aber jetzt war er da.

Und er war tot.

Ich hätte die dunkle Blutlache, die sich langsam unter seinem Körper ausbreitete, nicht einmal zu sehen brauchen, um das zu wissen. Man erkennt einen Toten, wenn man ihn sieht.

Der Mann lag verkrümmt da, mit dem Gesicht in der größer werdenden Pfütze seines eigenen Blutes, die rechte Hand um den Griff eines armlangen Säbels geschlossen und die andere zu einer Kralle verkrümmt, als hätte er in seinen letzten Sekunden versucht, sich an die harten Planken des Schiffsrumpfes zu klammern. Zehn, fünfzehn Sekunden lang stand ich völlig reglos da und starre den Toten an. Es war nicht der Anblick der Leiche, der mich so erschreckte – der Anblick eines Toten, der noch dazu auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen ist, ist niemals sehr erbaulich, und er gehört wohl zu den wenigen Dingen, an die man sich nie gewöhnen kann –, aber es war etwas an ihm, was diesen Schrecken überdeckte und mich mit schierem Entsetzen erfüllte.

Seine Kleidung.

Der Mann trug einen schwarzen Umhang, bestickt mit dünnen, silbernen Fäden, die die Umrisse eines stilisierten Drachen abbildeten, darunter ebenfalls schwarze Hosen und eine Art lose fallender Bluse in der gleichen Farbe, dazu Stiefel und

Handschuhe und eine turbanähnliche Kopfbedeckung, an der ein Tuch befestigt war, das sein Gesicht bis auf einen knapp fingerbreiten Streifen über den Augen bedeckte. Alles an ihm war schwarz.

Ich *kannte* diese Kleidung. Ich war Männern wie ihm begegnet, vor nicht einmal sehr langer Zeit, die mir trotzdem vor kam, als läge sie Ewigkeiten zurück. Und ich hatte zu allen mir bekannten Göttern gebetet, sie nie, nie wiedersehen zu müssen. Einen Moment lang versuchte ich mit aller Gewalt, mir einzureden, daß ich mich täuschte, daß meine Erinnerungen und meine überreizten Nerven mir einen bösen Streich spielten. Aber ich sah rasch ein, daß das nicht stimmte.

Der Gedanke war völlig widersinnig; das Geschehen hier hatte keinerlei Beziehungen zu ihnen, und selbst wenn, hätten sie nicht hier sein dürfen. Aber der Tote war da, und alles Leugnen brachte ihn nicht fort. Es gab nur eine Gruppe von Menschen auf dieser Welt, die sich auf diese Weise zu kleiden pflegten. *Necrons Drachenkrieger!* Ich starnte den Toten an, unfähig, irgend etwas anderes zu denken als diese beiden Worte, unfähig, etwas anderes zu empfinden als Erschrecken und Unglauben und Zorn – und einen langsam aufkeimenden, immer stärker und stärker werdenden Haß.

Necron.

Wenn es einen Namen auf der Welt gab, der für mich alles Schlechte und Böse und Verabscheungswürdige versinnbildlichte, dann diesen.

Necron, der geheimnisumwitterte Herr der Drachenburg.

Der Meistermagier, Herr des Bösen und aller dunklen Kräfte.

Und der Mann, der mir den einzigen Menschen genommen hatte, den ich jemals wirklich geliebt hatte... Meine Priscylla.

Es war wie ein Schlag in den Magen, schnell, warnungslos und so hart, daß ich mich für Sekunden krümmte, als hätte ich wirklich einen Hieb bekommen, der mir den Atem nahm. Die Vergangenheit hatte mich eingeholt, endgültig und in einem Moment, in dem ich am allerwenigsten damit gerechnet hatte. Der Tote vor mir war mehr als ein Toter, mehr als das Opfer eines heimtückischen Mordes. Er war ein Fanal, ein boshafter Wink des Schicksals, mit dem es mir mit aller Brutalität zeigte, wie wenig ich ihm hatte davonlaufen können. Der Anblick seiner schwarzen Kleidung und das, was sie für mich bedeutete, ließ die Vergangenheit auferstehen, die Bilder, die ich mit aller

Macht aus meinem Bewußtsein zu verdrängen versucht hatte, und plötzlich begriff ich, daß alles, was ich seither erlebt und getan hatte, all diese verrückten und haarsträubenden Abenteuer, alle Gefahren, in die ich mich kopfüber gestürzt hatte, nur diesem einem Zweck gedient hatten – dem Vergessen.

Ich hatte versucht, meine Vergangenheit zu begraben, sie mit einem Gebirge aus Gefahren und Abenteuern zu erschlagen. Aber das ging jetzt nicht mehr. Der Tote lag vor mir, und er war real.

Nachdem die erste Woge von Zorn und Haß – der in Wahrheit wohl nur ein Ausdruck meiner eigenen Hilflosigkeit sein möchte – vorüber war, begannen mir tausend Fragen durch den Kopf zu schießen. Wie kam der Mann hierher? Und – und das war das Wichtigste – warum?

Zögernd kniete ich nieder, drehte ihn auf den Rücken und besudelte mir dabei die Hände mit seinem Blut. Als ich in sein Gesicht blickte, hätte ich um ein Haar aufgeschrien.

Er war tot, aber seine Kehle war nicht durchschnitten worden, wie ich bisher angenommen hatte. Was ich sah, waren nicht die Spuren eines Messers, sondern Wunden, wie sie nur furchtbare Raubtierfänge schlagen konnten. Schaudernd drehte ich mich in der Hocke um, löste das Schwert aus seinen schlafenden Fingern und hielt die Klinge ans Licht. Auf dem rasiermesserscharfen Stahl war nicht der kleinste Blutstropfen zu sehen. Der Drachenkrieger war nicht einmal dazu gekommen, sich zu wehren. Ich hatte Männer wie ihn im Kampf erlebt und wußte, wozu sie fähig waren. Ein Wesen, das einen solchen Krieger derart rasch und auf so furchtbare Weise zu töten vermochte, mußte zehnmal gefährlicher als ein Tiger sein. Als ich an diesem Punkt meiner Überlegungen angekommen war, hörte ich Schritte. Gleichzeitig legte sich ein riesiger, verzerrter Schatten auf den Körper des Toten.

Im Reflex wirbelte ich herum, sprang in die Höhe, hob gleichzeitig das Schwert – und brach die Bewegung im letzten Moment wieder ab, als ich den Mann erkannte, der hinter mir aufgetaucht war. »Bannermann!«

Der ehemalige Kapitän der *Lady of the Mist* nickte, lächelte auf die flüchtige unechte Art, in der man lächelt, um jemanden zu begrüßen, und wurde sofort wieder ernst. Sein Blick huschte über das bleiche Gesicht des Toten, glitt über die noch immer zum Schlag erhobene Klinge in meiner Hand und blieb auf

meinem Gesicht haften.

Hastig senkte ich das Schwert und trat einen halben Schritt vom Leichnam des Drachenkriegers fort. »Verzeihen Sie«, sagte ich mit einer Kopfbewegung auf die beidseitig geschliffene Klinge. »Das... das galt nicht Ihnen. Ich bin ein wenig nervös.« Bannermann schien meine Worte gar nicht gehört zu haben. »Haben Sie ihn getötet?« fragte er leise.

Ich starrte ihn an, blickte dann erschrocken auf das Schwert in meiner Hand und meine blutigen Finger und ließ die Klinge hastig zu Boden fallen. »Nein«, sagte ich. »Er... er lag plötzlich da. Ich weiß nicht, wer ihn umgebracht hat. Ich weiß nicht einmal, wer er ist.«

Bannermann musterte mich einen Moment lang stirnrunzelnd, ging dann ohne ein weiteres Wort vor dem Toten in die Hocke und untersuchte mit kundigen Bewegungen die Wunde an seinem Hals. Als er fertig war, waren seine Finger ebenso blutbesudelt wie meine.

»Nein«, sagte Bannermann, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte. »Sie haben ihn nicht getötet. Das war kein Mensch.«

»Danke, daß Sie es mir bestätigen«, sagte ich, schärfer, als ich eigentlich beabsichtigt hatte. Aber Bannermanns Worte hatten mich mit einem Zorn erfüllt, den ich mir selbst nicht so recht zu erklären vermochte. Ich begann erst jetzt zu spüren, *wie* nervös ich war.

»Wo kommt dieser Mann her?« fragte Bannermann. »Er war nicht bei den Leuten, die heute morgen an Bord gekommen sind. Ich hätte ihn bemerkt.«

»Zum Teufel, das weiß ich nicht«, antwortete ich gereizt. Bannermann begann rasch und methodisch die Taschen des Drachenkriegers zu durchsuchen. Seine Ausbeute war mager – der Krieger trug genug Waffen bei sich, um eine kleine Armee auszurüsten, aber das war auch schon alles. Bannermann schüttelte enttäuscht den Kopf und stand wieder auf. »Nichts.«

»Was haben Sie erwartet?« fragte ich spöttisch. »Einen Passsport und eine gültige Schiffspassage, erster Klasse und Einzelkabine?«

»Nein«, antwortete Bannerman ungerührt. »Ein schriftlicher Marschbefehl von Necron hätte gereicht.«

Eine Sekunde lang starrte ich ihn nur an, und schon wieder stieg eine Woge heißen, völlig unbegründeten Zornes in mir

empor. Dann senkte ich betreten den Blick.

»Verzeihen Sie, Bannermann«, sagte ich. »Ich bin nervös. Nehmen Sie mich nicht zu ernst.«

Bannermann winkte ab. »Schon gut, Craven. Dazu ist im Moment wirklich keine Zeit. Helfen Sie mir.«

Er bückte sich nach dem Toten, griff schnaufend unter seine Arme und machte eine ungeduldige Kopfbewegung, als ich zögerte, seine Beine zu ergreifen.

»Was haben Sie vor?« fragte ich, ohne mich von der Stelle zu rühren.

»Wir müssen ihn fortschaffen«, sagte Bannermann. »Fassen Sie an.«

Ich reagierte noch immer nicht. »Was soll das heißen?« fragte ich. »Wir müssen den anderen Bescheid sagen und...«

»Und eine kleine Panik auslösen, wie?« fiel mir Bannermann ins Wort. »Natürlich werden wir die anderen warnen, Craven. Aber was glauben Sie, was hier los ist, wenn jemand zufällig hier heraufkommt und diesen Mann findet, so wie er aussieht? Helfen Sie mir, ihn über Bord zu werfen.«

Zwei, drei Sekunden lang blickte er mich auffordernd an, dann stieß er ein zorniges Schnauben aus, lud sich den leblosen Körper des Drachenkriegers allein auf die Arme und trug ihn, schwankend, aber sehr schnell, zur Reling.

»Zum Teufel, Bannermann, warten Sie!« rief ich. »Ich...«

Es war zu spät. Bannermann hob den schwarzverhüllten Leichnam ächzend über die Reling und ließ ihn los. Wie ein Stein stürzte er in die Tiefe. Bannermann grunzte zufrieden, kam zurück und bückte sich nach den Waffen, die er aus der Kleidung des Toten gezogen hatte. Nacheinander schleuderte er alles über Bord und behielt nur einen zweischneidigen Dolch und eine Anzahl kleiner fünfzackiger Wurf Sterne zurück, die er mir reichte.

»Was soll ich damit?« fragte ich verwirrt.

Bannermann winkte ungeduldig mit der Hand. »Stecken Sie sie ein, Craven. Vielleicht sind Sie bald froh, überhaupt eine Waffe zu haben. Was immer diesen Mann getötet hat, ist noch an Bord, vergessen Sie das nicht. Und jetzt kommen Sie. Ich denke, wir sollten Dagon berichten, was hier geschehen ist.«

Der Raum um Necron war still wie immer. Die Geräusche der

Außenwelt hatten hier keine Bedeutung, und die gleiche Macht, die ihn vor dem Griff der Zeit schützte, bewahrte ihn auch vor den Geräuschen des Draußen, vor seinen Lauten und Störungen, vor jedem Einfluß, der das Unwandelbare hätte wandeln können.

Und doch hatte sich etwas geändert, hier, wo nichts verändert werden durfte, dachte Necron schaudernd. Wie alle wirklich großen Veränderungen war sie noch nicht sichtbar, begann sie lautlos und unsichtbar, beinahe unbemerkt. Niemand würde sie spüren, bis es zu spät war, niemand mit Ausnahme einiger weniger Berufener. Oder Verfluchter.

Necron wußte selbst nicht zu sagen, zu welcher Gruppe er gehörte. Manchmal, in all den ungezählten Jahren, die er gelebt hatte, hatte er begonnen zu zweifeln, hatte mit dem Schicksal gehadert und sich gewünscht, der Verlockung der Macht nicht nachgegeben zu haben, in diesem einen, einzigen Moment vor so langer Zeit, der sein Leben so vollkommen geändert hatte. Seines und das zahlloser anderer Männer und Frauen...

Ein Schatten bewegte sich vor ihm; nicht wirklich, nicht so, als bewege sich wirklich etwas in der großen, stillen Kammer.

Es war nur ein Huschen von Dunkelheit, ein flüchtiger, zeitloser Augenblick, als griffe ein Finger aus Finsternis aus den Dimensionen jenseits der Nacht hervor, richte sich drohend auf ihn, aber Necron verstand die Warnung. Er hatte den GROSSEN ALTEN einmal zu hintergehen versucht, und Cthulhu würde keinen zweiten Verrat dulden. Nicht einmal einen Moment des Zweifels.

Gehorsam wandte er seine Gedanken von solcherlei verbotenen Dingen ab und ging mit gemessenen Schritten zur anderen Seite der Kammer, wo zwei übermannshohe, rechteckige Behältnisse aus Glas auf schwarzen Marmorsockeln aufgestellt waren.

Seine harten, grausamen Gesichtszüge spiegelten sich verzerrt in dem glasklaren Kristall, als er sich über den ersten beugte und das Gesicht des schlafenden Mädchens darin musterte. Er hatte es oft getan in den letzten Monaten, zahllose Male, und doch hatten die schmalen, beinahe eingefallen wirkenden Züge dieses kindlichen Wesens nichts von ihrem Geheimnis verloren. Necron konnte es sich nicht erklären, aber das Antlitz der schlafenden Frau faszinierte ihn; weit mehr als es beim Anblick einer schönen Frau normal gewesen wäre.

Was ihn so in seinen Bann schlug, war das... Geheimnis...

das ihre Züge zu verbergen schienen.

Necron richtete sich auf und wandte sich dem zweiten Kristallsarg zu. Unter dem spiegelnden Deckel lag die entkleidete Gestalt eines jungen Mannes, schlank, aber so wohlproportioniert, wie sie nur sein konnte, das Gesicht kantig und hart, dabei aber von einer offenen, freundlichen Art; ein Gesicht, zu dem man sofort Zutrauen fassen mußte. Ein Jungengesicht, trotz *der* harten Züge, die um Kinn und Mund lagen. In Necron löste es nichts anderes als eine Woge brodelnden Zorns aus.

Shannon! dachte er haßerfüllt.

Sein bester Schüler. Seine größte Hoffnung seit so vielen Jahrhunderten.

Und seine größte Enttäuschung.

Was hätte er darum gegeben, ihn vernichten zu können, ihn bezahlen zu lassen für den zweifachen Verrat, den er begangen hatte.

Aber er durfte es nicht. Noch nicht.

Mit einer entschlossenen Bewegung drehte sich Necron herum, ging zu einem niedrigen Tisch auf der anderen Seite des Raumes und kam kurz darauf zurück, einen braunen Lederbeutel in der Hand. Seine Lippen formten lautlose Worte, während er den Beutel öffnete und mit spitzen Fingern eine winzige Prise eines grauen Pulvers hervornahm, um es über den Sarg zu streuen.

Etwas Sonderbares geschah: Als wäre der Deckel aus stahlhartem Kristall gar nicht vorhanden, glitt das Pulver hindurch, senkte sich leicht wie fallender Schnee auf das Gesicht des bewußtlosen Mannes und schien in seine Haut einzudringen wie Wasser in einem Schwamm.

Necron trat zurück, knotete sorgfältig seinen Beutel wieder zu und wartete. Es dauerte lange – zehn, fünfzehn, schließlich zwanzig Minuten, aber dann begann sich die leblose Gestalt unter dem spiegelnden Kristall zu verändern; erst langsam, dann immer schneller und schneller. Seine Haut verlor ihre leichenhafte Blässe, wurde dunkler und nahm einen kräftigen, beinahe gesunden Farnton an, und schließlich hob sich seine Brust in einem ersten, noch mühsamen Atemzug.

Necron machte einen halben Schritt auf den Sarg zu und brach die Bewegung wieder ab. Er mußte sich gedulden. Er hatte so lange gewartet – was machten da wenige Minuten?

Trotzdem wurde die Zeit für ihn zur Qual, bis der Junge endlich die Lider hob. Sein Blick war noch trüb, es war der Blick eines Menschen, der aus einem tiefen, unendlich tiefen Schlaf erwachte und sich nicht gleich in der Wirklichkeit zurechtfand. Er versuchte die Hand zu heben, aber seine Kraft reichte nicht.

Mit einem entschlossenen Schritt trat Necron an den Kristallsarg heran und berührte den Deckel. Seine Lippen formten ein einzelnes, düster klingendes Wort, und wie von Geisterhand bewegt, schwang die mannlange Kristallscheibe nach oben und zur Seite.

»Steh auf«, sagte Necron befehlend.

Shannon gehorchte. Seine Bewegungen waren ungelenk und steif wie die eines Kindes, das noch nicht richtig gelernt hatte, seinen Körper zu beherrschen, aber bereits während er aus dem gläsernen Sarg stieg und sich nach den bereitgelegten Kleidern bückte, auf die Necron schweigend deutete, wurde aus dem abgehackten Rucken seiner Glieder mehr und mehr ein fließendes, ungemein elegantes Gleiten. Als er sich schließlich herumdrehte und seinen Herrn ansah, schien seine Gestalt Kraft zu verströmen wie eine unsichtbare, dafür aber um so deutlicher fühlbare Aura. Necron spürte einen flüchtigen Anflug von Stolz, als er die schlanke Gestalt des jungen Mannes betrachtete, die Art von Stolz, die ein Vater beim Anblick seines wohlgeratenen Sohnes empfinden möchte, oder ein Künstler beim Betrachten seines bisher besten Kunstwerkes. Shannon war *sein* Geschöpf, ganz allein. Er hatte ihn zu sich genommen, als er nicht einmal alt genug gewesen war, aus eigener Kraft zu stehen, und alles, was dieser junge Magier wußte, all die unglaublichen Kräfte, die tief in ihm schlummerten und die er zum allergrößten Teil noch nicht einmal selbst entdeckt hatte, jedes bißchen Wissen, stammte von ihm. In einem gewissen Sinne war Shannon viel mehr Necron als Shannon, vielleicht mehr als Necron selbst. Und trotzdem würde er ihn zerstören müssen, wenn alles vorbei war. Selbst in Gedanken scheute Necron vor dem Wort *töten* zurück, denn für ihn war Shannon immer ein Werkzeug gewesen, erst in zweiter Linie ein Mensch, wenn überhaupt. Er hatte zweimal versagt, und er würde wieder versagen, wenn er nicht sehr achtgab. Und Necron wußte, daß irgendwann der Tag kommen würde, an dem Shannon seine wahre Machtbegriffen und sich ihrer zu bedienen gelernt hatte. Vielleicht würde er dann nicht mehr stark genug sein, seiner Herr

zu werden. Aber bevor es soweit war, würde er ihn zerstören; ein Werkzeug, eine Waffe, die furchtbar in ihrer Wirkung war, und trotzdem mißlungen. Er würde eine neue bauen. Einen neuen Shannon, irgendwann einmal. Er hatte Zeit. Trotzdem stimmte ihn der Gedanke auf sonderbare Weise traurig. Obwohl er Shannon ob seines zweifachen Verrates haßte, gab es noch einen Rest von Zuneigung in ihm, eine Sympathie, die mit den Jahren gewachsen war und sich jeder Logik entzog.

Necron vertrieb den Gedanken und drehte sich mit einem Ruck um. Auf einen stummen Wink seiner Hand hin folgte ihm Shannon. Sie gingen zu einem niedrigen, mit Büchern und vom Alter brüchig gewordenen Pergamentrollen übersäten Tisch; Necron deutet mit einem dünnen Finger auf eine Karte, die ausgerollt und an den Ecken mit Steinen beschwert worden war. Die Linien und Symbole darauf zeigten keine bekannte Landschaft dieser Welt und hätten auf jeden anderen den Eindruck eines sinnlosen, aber sonderbar düster wirkenden Gekritzels gemacht. Für den, der sie zu lesen verstand, waren sie die Konturen der Wirklichkeit, die Gezeitenströmungen zwischen den Welten. »Der Moment ist gekommen«, sagte Necron. »Der Verräter Dagon flieht, Shannon, und mit ihm die, die ihm anhängen. Er hat sein Versteck verlassen und sich auf den Weg in eine andere Welt gemacht.« Er lächelte dünn. »Du weißt, was das bedeutet.«

Shannon nickte. Er antwortete nicht, denn er war nicht dazu aufgefordert worden, aber Necron wußte, daß er jedes Wort verstand.

»Du wirst gehen«, fuhr er fort. »Ich gebe dir noch einmal die Chance, dich zu bewähren, Shannon. Das, wonach wir so lange gesucht haben, befindet sich an Bord seines Schiffes. Nimm sechs Krieger deiner Wahl und hole es.«

Shannon nickte gehorsam, und Necron ließ mit einem neuerlichen, triumphierenden Lächeln die Hand auf die brüchige Karte klatschen. »Das erste der SIEBEN SIEGEL DER MACHT!« Seine Stimme zitterte vor Erregung. »Bring es mir, Shannon, und dein Verrat sei dir vergeben. Du weißt, wieviel davon abhängt.«

Shannon nickte abermals, trat einen halben Schritt von dem mit Karten und Büchern übersäten Tisch zurück und fragte: »Wann soll ich aufbrechen?«

»Jetzt gleich«, antwortete Necron. »Und beeile dich, denn du

hast nicht viel Zeit. Ich werde diesen Fischgott bestrafen für das, was er unserem Herren angetan hat.«

»Was werdet Ihr tun, Herr?« fragte Shannon. Necron blickte ihn scharf an. In dem Ausdruck in Shannons großen, wasserklaren Augen war kein Falsch, kein Verrat, nicht einmal Zweifel – aber er hatte ihm nicht befohlen, diese Frage zu stellen.

Hastig verstärkte er die geistige Fessel um Shannons Geist um eine Winzigkeit – nicht so viel, daß seine Fähigkeit, logisch zu denken und blitzschnelle Entscheidungen zu fällen, in irgendeiner Form beeinträchtigt worden wäre, aber doch genug, auch noch den letzten Rest seines freien Willens zu ersticken. Dann antwortete er trotzdem.

»Das Schiff wird vernichtet, Shannon. Und mit ihm Dagon und alle, die bei ihm sind. Ich werde beginnen, sobald du fort bist. Du hast vier Stunden Zeit. Nicht mehr.«

Auf Shannons Gesicht war nicht die geringste Regung zu erkennen, als er nickte.

Necron deutet auf den Glassarg, in dem der junge Magier gelegen hatte. »Deine Waffen liegen bereit. Nimm sie, und dann geh.«

Shannon nickte abermals, wandte sich um und ging mit schnellen Schritten durch den Raum, um Necrons Befehl auszuführen. Als er fertig war und sich wieder umwenden wollte, streifte sein Blick die schlafende Mädchengestalt in dem zweiten Kristallsarg. Er stockte.

»Wer ist sie?« fragte er. »Sie... ist sehr schön.«

Necron starrte ihn an. »Niemand, für den du dich zu interessieren hättest«, sagte er scharf. »Und nun geh – du hast deine Befehle.«

Gehorsam wandte sich Shannon um, durchquerte den Raum und zog die Tür hinter sich zu, ohne sich auch nur noch ein einziges Mal umzudrehen. Aber der Ausdruck in Necrons Augen war um eine weitere Winzigkeit besorgter geworden. Er hatte die Fessel um Shannons Geist so eng zusammengezogen, wie es nur ging, wollte er ihn nicht zu einer zwar gehorsamen, aber völlig nutzlosen Puppe machen, und trotzdem war es ihm nicht gelungen, eine hundertprozentige Kontrolle über Shannon zu erlangen. Vielleicht würde ihm das nie mehr gelingen. Vielleicht war Shannon schon jetzt stärker, als er selbst zu hoffen gewagt hätte.

Aber für das, was er tun mußte, konnte das nur von Vorteil sein. Und wenn er zurückkam, dachte Necron entschlossen, würde er ihn zerstören.

Es war sonderbar – aber der Seegang war unter Deck der *Dagon* weitaus stärker zu spüren als oben. Die Treppe schien wie einlebendes Wesen unter meinen Füßen zu bebhen und zu hüpfen, und wenn ich nicht achtgab, dann versuchte sie mich abzuwerfen wie ein bockendes Pferd. Meine Knie zitterten, als ich endlich die letzte Stufe überwunden hatte und stehenblieb, um auf Bannermann zu warten.

Gegen das hell erleuchtete Rechteck des Aufganges war seine Gestalt nur als Schatten zu erkennen. Er bewegte sich mit der Leichtigkeit des erfahrenen Seemannes über die schwankenden Stufen, aber gleichzeitig strahlten seine Bewegungen eine ungeheure Kraft und Geschmeidigkeit aus.

»Wohin?« fragte ich, als er neben mir angelangt war.

Bannermann deutete mit einer Kopfbewegung nach vorne, tiefer in die künstliche Nacht hinein, die das Innere der *Dagon* beherrschte. »Dort hinunter. Er ist bei den anderen, in den Passagierkabinen.«

Ich schloß mit einigen schnellen Schritten zu ihm auf. »Wie lange sind Sie an Bord dieses Schiffes?« fragte ich.

Bannermann hob andeutungsweise die Schultern. »Keine Ahnung, Craven. Ich... erinnere mich kaum. Ich bin in einer schmierigen Kaschemme aufgewacht, nachdem Frane und seine Schläger mich überwältigt haben, und danach...« Er stockte, suchte einen Moment vergeblich nach Worten und schüttelte den Kopf. »Ich weiß es einfach nicht. Vielleicht haben sie mir irgendein Zeug gegeben, damit ich mich nicht richtig erinnere.

Da war ein Boot, und ich glaube, für eine Weile war ich in einem Haus.« Er sah mich an. »Aber die nächste klare Erinnerung ist die *Dagon*. Ich bin seit ein paar Tagen hier, aber es ist verdammt schwer zu sagen, wie lange genau.« Er lächelte. Es wirkte hilflos. »Die Zeit scheint hier anders abzulaufen, verstehen Sie?«

»Ja«, sagte ich und schüttelte den Kopf. Bannermann lächelte erneut.

»Ich kann es auch nicht genau sagen«, fuhr er fort. »Manchmal bin ich stundenlang herumgelaufen, und es schien über-

haupt keine Zeit vergangen zu sein, dann wieder...« Er stockte abermals. »Ach verdammt, wie soll ich Ihnen etwas erklären, das ich selbst nicht verstehe?«

Nun, zumindest in diesem Punkt verstand ich ihn, sehr gut sogar. Mir erging es ja auch nicht sehr viel besser.

»Und Sie?« fragt er, als hätte er meine Gedanken gelesen.

»Wie kommen Sie hierher, Craven? Was haben Sie mit diesen Verrückten aus Firth'en Lachlayn zu schaffen?«

»Nichts«, antwortete ich ausweichend. »Ich bin aus... aus einem anderen Grund hier.«

Bannermann nickte. »Die NAUTILUS.«

Überrascht blieb ich stehen. »Woher wissen Sie davon?«

»Ich weiß eine Menge«, antwortete Bannermann lächelnd.

»Ich hatte nicht sehr viel zu tun in den letzten Tagen. Und Dagon ist ein redseliger Bursche.«

»Sie kennen ihn?«

»Warum nicht?« erwiderte Bannermann. »Ich weiß, daß Sie ihn für ein Ungeheuer halten, und wahrscheinlich haben Sie verdammt recht damit, Craven. Aber er ist trotzdem ein Mensch. Ein ziemlich einsamer Mensch.« Plötzlich trat ein sonderbarer Ausdruck in seine Augen. »Wissen Sie, daß er mich gefragt hat, ob ich nicht bei ihm bleiben will?«

»Und was haben Sie geantwortet?« fragte ich.

»Noch nichts«, sagte Bannermann, ohne mich dabei anzusehen. »Die *Dagon* ist ein phantastisches Schiff. Und sie werden Seeleute brauchen dort, wo sie hingehen.«

»Sind Sie verrückt, Bannermann?« entfuhr es mir. »Reicht es nicht, daß diese Wahnsinnigen dort unten mit offenen Augen in ihr Unheil rennen?«

»Wer sagt das?« erwiderte Bannermann ruhig. »Woher wollen Sie wissen, daß nicht Sie es sind, der sich irrt, und diese Menschen recht haben?« Er lachte, aber es klang alles andere als amüsiert. »O ja, Craven, ich kann mir sehr gut vorstellen, was Sie jetzt denken. Aber Sie begehen einen Fehler, wenn Sie von sich auf alle anderen schließen. Nicht jeder hat so viel zu verlieren wie Sie. Die meisten dieser Leute sind ihr Leben lang bitter arm gewesen, und der einzige Luxus, den sie jemals kennengelernt haben, war der, einmal ein paar Tage ohne Angst zu leben oder keinen Hunger zu haben.«

»Sie übertreiben, Bannermann«, sagte ich.

Bannermann machte eine zornige Handbewegung. »Mag sein, aber es ist trotzdem so. Wieso maßen Sie sich an, diesen

Menschen das letzte bißchen Hoffnung zu nehmen, das ihnen geblieben ist?«

»Und McGillycaddy?« fragte ich.

Bannermanns Gesicht verdüsterte sich. »Er und seine Mörderbande sind Verbrecher«, sagte er. »Kriminelle, die die Macht ausgenutzt haben, die ihnen gegeben wurde. Früher oder später werden sie ihre gerechte Strafe erhalten. Diese Menschen dort unten haben doch nicht gelernt, wie es ist, ohne Furcht zu leben. Aber sie werden es lernen.«

Ich sah ihn ungläubig an. »Das... hört sich an, als hätten Sie sich bereits entschlossen, was Sie Dagon antworten werden«, murmelte ich.

Bannermann antwortete nicht, aber er wich meinem Blick auch nicht aus, sondern starnte mich so fest und beinahe trotzig an, daß schließlich *ich* es war, der sich umwandte und schnell weiterging.

Als ich die Treppe hinunter zum Passagierteil in Angriff nehmen wollte, hielt mich Bannermann noch einmal zurück.

»Hören Sie, Craven«, begann er. »Ich denke, es ist besser, wenn Sie noch niemandem sagen, was dort oben vorgefallen ist. Wir sollten eine Panik vermeiden.«

Ich widersprach nicht. Das war nicht der wahre Grund, das spürte ich genau, aber ich glaubte auch zu wissen, daß Bannermann seine Gründe hatte, so zu handeln. Und, verdammt, ich mußte allmählich aufhören, hinter jedem Gesicht und jedem freundlichen Wort Verrat und Betrug zu wittern. Wenn ich schon anfing, meinen eigenen Freunden zu mißtrauen, konnte ich gleich aufgeben! »Und noch etwas«, sagte Bannermann, als ich weitergehen wollte. »Sagen Sie McGillycaddy und seiner Bagage noch nicht, daß ich hier an Bord bin. Er hat nämlich keine Ahnung, und ich möchte noch eine kleine Überraschung für ihn vorbereiten.«

Das *Tor* hatte sich wieder geschlossen. Wo vor Sekunden noch das grünliche Flimmern der Ewigkeit gewogt und Schatten aus dem Nirgendwo in die Welt der Lebenden gegriffen hatten, war jetzt wieder eine massive, aus uralten rissigen Bohlen gefertigte Tür. Das einzige Auffallende an ihr war das komplizierte, aus Gold und edlen Steinen gefertigte Siegel, das dort prangte, wo ihr Schloß sein sollte.

Shannon und die sechs Krieger waren gegangen, um im sel-

ben Augenblick an einem Ort, mehr als zehntausend Meilen entfernt auf der anderen Seite der Welt, wieder aufzutauchen. Necron taumelte.

Es war ihm niemals leicht gefallen, nur kraft seines Willens ein *Tor* zu öffnen, etwas, wozu andere wochenlange Beschwörungen und die kompliziertesten Vorbereitungen nötig gehabt hätten. Aber heute war es ungleich schwerer gewesen; ein Vorhaben, das selbst seine Kräfte beinahe überstieg und ihn ausgelaugt und bis an die Grenze echten körperlichen Schmerzes erschöpft zurückließ.

Die wuchtige Eichenholztür und die graue, spröde gewordene Wand, in die sie eingelassen war, begannen vor seinen Augen zu verschwimmen, und auf seiner Zunge lag ein widerlicher Geschmack wie nach Kupfer. Sein Herz jagte. Dabei war es nicht einmal so sehr die Anstrengung gewesen, das Siegel zu öffnen. Aber er hatte das *andere* gespürt, den fremden Einfluß, der plötzlich da war wie eine unsichtbare Hand, die seinen Griff sprengen und das *Tor*, das Transportsystem der GROSSEN ALTEN in etwas anderes, Fremdes verwandeln wollte.

War es schon soweit?

Er hatte sehr lange auf diesen Augenblick gewartet, aber jetzt, als er heran war, mußte er sich eingestehen, daß er nichts über ihn wußte. Die Sterne standen günstig, und alle Zeichen sagten, daß dies der *Moment* war, aber keines von ihnen sagte ihm, was er tun mußte, welche Gefahren ihm auf dem Weg begegnen mochten und wie er ihnen widerstehen konnte. Schaudernd wandte sich der alte Mann um und ging zurück zu seinem Tisch, auf dem der Stapel von Büchern und Pergamenten weiter angewachsen war. Auch sie halfen ihm nicht weiter. Selbst die ältesten der alten Schriften schwiegen, und selbst im NECRONOMICON, dem Buch der Bücher, war nichts über die SIEBEN SIEGEL DER MACHT zu finden; nicht mehr als er ohnehin wußte: daß es sie gab und daß er sie brauchte, wollte er nicht scheitern und einen furchtbaren Preis dafür zahlen.

Sein Blick suchte die Schatten, die wie finstere Spinnentiere in den Ecken nisteten. Natürlich waren sie leer, und natürlich waren sie nichts weiter als die Abwesenheit von Licht – und trotzdem erfüllten sie ihn mit einer unglaublichen Furcht, wußte er doch, was sich dahinter verbarg. *Du bist noch nicht fertig, wispern die Schatten. Da ist noch etwas, das du tun mußt.*

Necron nickte. Er war, sich nicht sicher, ob er die Stimme

wirklich gehört hatte oder ob sie seiner Phantasie entsprang, aber das blieb sich gleich. Ob *er* zu ihm sprach oder nicht, *er* war da, körperlos und unsichtbar, überall zugleich und doch nirgends, und nicht die geringste seiner Handlungen, nicht der geheimste seiner Gedanken konnte *seiner* Aufmerksamkeit entgehen.

Fast hätte er gelacht. Was würden sie wohl denken, all die unzähligen, die sich vor Furcht krümmten, wenn sie auch nur seinen Namen hörten? Was würden sie sagen, wenn sie wüßten, daß auch ihm, Necron, dem Herren der Schatten und der Nacht, dem Mann, dessen Name Furcht und Tod war, die Angst ein wohlvertrauter Freund war? Daß auch er seine Tage in Furcht verbrachte; Furcht vor einem Wesen, das so schrecklich war, daß sein bloßer Anblick einen normalen Menschen um den Verstand gebracht hätte? Aber sie wußten es ja nicht.

Necron atmete tief ein, beugte sich wieder über das aufgeschlagene Buch und begann mit seinem dünnen Zeigefinger die Linien auf dem brüchigen Pergament abzufahren. Die Buchstaben, die er sah, gehörten zu keiner bekannten Sprache, zu keiner Schrift, die irgendein anderer Mensch auf der Welt zu entziffern in der Lage gewesen wäre. Für ihn waren sie so klar wie gedruckte Worte. Nur tausendmal furchtbarer in ihrer Bedeutung. Selbst er zögerte, als sein Finger die gesuchte Zeile fand und unter den unheiligen Worten verharrete. So mächtig er war, hatte er bisher nie gewagt, diesen Fluch auszusprechen, den Bann zu lösen und den UNAUSSPRECHLICHEN zu befreien. Aber sein Zögern währte nur einen Augenblick. Was getan werden mußte, duldette keinen Aufschub. Seine Feinde waren listig und schlau, und Necron hatte nie zu denen gehört, die den Fehler begingen, ihre Gegner zu unterschätzen. Er konnte sich keinen Fehler leisten. Wenn er versagte, dann erwartete ihn ein Schicksal, das hundertmal schlimmer war als die Hölle der Christen.

Mit einem entschlossenen Ruck stand er auf, legte beide Hände mit gespreizten Fingern auf die aufgeschlagenen Buchseiten und begann Worte zu sprechen. Worte in einer uralten, seit Millenniumen vergessenen Sprache. Worte, die scheinbar ohne die geringste Wirkung blieben.

Hier, tief unter den natürlich gewachsenen Grundmauern der Drachenburg war dem auch so.

Aber zehntausend Meilen entfernt und auf der anderen Seite der Welt stießen sie die Tore des Chaos auf.

Das, was Bannermann als *Passagierkabine* bezeichnet hatte, war in Wirklichkeit ein gewaltiger, beinahe schiffsgroßer Saal, dessen Decke sich gute fünfzig Fuß hoch spannte und gewölbt wie die einer Katakomben war. Die knapp zweihundert Männer und Frauen, die im ersten Licht des Morgens an Bord der *Dagon* gegangen waren, saßen verteilt auf einer Anzahl hölzerner Stühle und Bänke, die sich vergeblich bemühten, dem Raum einen Anstrich von Wohnlichkeit zu verleihen. Er war zu groß dafür, und das nackte Holz seiner Wände ließ mich eher an einen Viehtransporter denken denn an ein Schiff, in dem Menschen in eine neue Welt reisen wollten.

Ich vertrieb den Gedanken, blieb unter der Tür stehen und sah mich aufmerksam um. Von Jennifer und ihrer Mutter war keine Spur zu entdecken, wie ich mit einem leisen Gefühl der Enttäuschung feststellte. Dafür entdeckte ich McGillycaddy und seinen Schlägertrupp.

Es waren nicht einmal sehr viele. Nachdem Frane verschwunden war – ich hatte einen Teil des Morgens damit zugebracht, vergeblich nach ihm Ausschau zu halten –, blieben McGillycaddy ein knappes halbes Dutzend Männer. Es war mir ein Rätsel, wie es diese Handvoll Krimineller jemals geschafft hatte, ein ganzes Dorf zu tyrannisieren. Aber selbst jetzt verbreiteten sie noch Furcht wie einen üblen Geruch. Obwohl der Saal gewaltig war, waren zweihundert Menschen doch mehr als genug, ihn zu füllen; an den meisten Tischen herrschte drückende Enge, und nicht wenige hatten sich in Ermangelung eines Sitzplatzes auf dem Fußboden oder den Tischplatten niedergelassen. Aber McGillycaddy und seine Kumpane saßen allein, inmitten eines unregelmäßigen Kreises leergebliebener Stühle und Bänke. McGillycaddys Gesichtsausdruck nach zu schließen, schien er dieses Gefühl der Macht sichtlich zu genießen.

Rasch näherte ich mich dem Tisch, den er mit seinen Kumpaten besetzt hatte, starre demonstrativ an ihm vorbei und ging weiter in Richtung auf die zweite, etwas schmalere Tür, die tiefer ins Schiff hineinführte. Ich war nicht sonderlich überrascht, als McGillycaddy sich im letzten Moment herumdrehte und das Bein vorstreckte, so daß ich entweder einen größeren Schritt machen oder darüber fallen mußte, wäre ich weitergegangen. Ich tat keines von beiden, sondern blieb stehen.

»Wo wollen Sie hin, Craven?« fragte er lauernd. »Da hinten ist absolut nichts, was Sie interessieren dürfte.«

Einen Moment lang überlegte ich ernsthaft, ihn schlichtweg zu

hypnotisieren, um mir so freie Bahn zu verschaffen. McGillycaddy hatte viel von seinem unheimlichen Flair verloren. In der Nacht am See, während er im Schein des Scheitehaufens gestanden und mit hoch erhobenen Armen seine Beschwörungsformel rezitiert hatte, war er selbst mir unheimlich und mächtig erschienen, viel weniger Mensch als ein Dämon, den die Nacht ausgespien hatte. Jetzt machte er auf mich nur noch den Eindruck eines gemeinen Verbrechers. Und mehr war er wohl auch nicht. Der Gedanke, ihm zu suggerieren, daß er in Wirklichkeit ein Kaninchen war, um ihn dann zur allgemeinen Belustigung mit komischen Sprüngen durch die Messe hüpfen zu lassen, gefiel mir immer besser. Aber dann verwarf ich ihn wieder. Für solcherlei Spielereien war im Moment weiß Gott keine Zeit.

»Geben Sie den Weg frei«, sagte ich steif. »Ich muß zu Dagon.«

»Ach?« sagte McGillycaddy. »Das müssen Sie? Davon hat er mir nichts gesagt.«

Allmählich begann meine Geduld nachzulassen. Behutsam streckte ich einen geistigen Fühler aus und tastete sein Bewußtsein ab. »Es gibt etwas, was er wissen muß«, sagte ich. »Und zwar sofort.«

McGillycaddy schüttelte stur den Kopf. »Glaub' ich nicht«, sagte er und grinste. »Er weiß alles, was auf diesem Schiff vorgeht, Craven. Hauen Sie ab, ehe ich ungemütlich werde.«

Nein, dachte ich zornig. Ein Kaninchen war ein zu hübsches Tier. Einen Moment lang musterte ich McGillycaddy durchdringend, dann fand ich den passenden Vergleich und verstärkte meinen geistigen Druck ein wenig. McGillycaddy zuckte zusammen. Seine Augen wurden rund vor Schreck. Er wollte aufstehen, aber statt dessen fiel er plötzlich nach vorn, preßte das Gesicht gegen die rauhe Tischplatte und begann lautstark zu schnüffeln, wobei er grunzende Laute ausstieß. Seine Kumpane starrten ihn mit wachsender Verwirrung an, während McGillycaddy vergeblich versuchte, mit einem nicht vorhandenen Schweineschwanz zu wedeln.

»Hör mit dem Unsinn auf, Robert Craven!« sagte eine scharfe Stimme.

Gehorsam entließ ich McGillycaddy aus der Vorstellung, ein Schwein zu sein, drehte mich um und stieg über sein noch immer vorgestrecktes Bein hinweg, wobei ich ihm *ganz aus Versehen* auf die Zehen trat. Die Tür hatte sich geöffnet, und unter

der Öffnung war eine hochgewachsene, fischgesichtige Gestalt erschienen.

»Wieso Unsinn?« fragte ich. »Ich wollte ihm nur helfen, auch so auszusehen, wie er sich benimmt.«

Ich war nicht ganz sicher – aber für einen Moment glaubte ich beinahe, ein amüsiertes Lächeln über Dagons fremdartige Zügen huschen zu sehen. Aber er wurde sofort wieder erst. »Komm«, sagte er nur.

Verfolgt von McGillycaddys zyankalitfenden Blicken verließ ich den Raum und ging hinter Dagon durch einen schier endlosen, niedrigen Gang. Ich versuchte nicht, mir den Weg einzuprägen, denn das war auf der *Dagon* ziemlich sinnlos. Ich war mir nicht einmal sicher, ob dieses phantastische Gebilde überhaupt ein Schiff war oder nur etwas, dem Dagon aus Gründen, die ich nicht einmal zu erraten mochte, dieses Aussehen gegeben hatte.

Wir gingen eine Treppe hinauf, durchquerten einen mit Kisten und Säcken vollgestopften Raum und betraten eine kleine, überaus prachtvoll eingerichtete Kabine, die im Heck des Schiffes liegen mußte, denn durch drei gewaltige, mit farbigem Bleiglas versehene Fenster an der Rückseite fiel helles Tageslicht herein.

Wir waren nicht allein – auf einem mit seidenen Kissen drapierten Diwan links der Tür saß Jennifer, nicht mehr nackt, wie ich sie unter Wasser gesehen hatte, sondern mit einem goldbestickten Umhang bekleidet und über und über behängt mit den kostbarsten Schmuckstücken. Und beiderseits der Fenster hockten zwei von Dagons Kaulquappenkreaturen wie riesige schwammige Kröten.

Dagon winkte ungeduldig mit der Hand, die Tür zu schließen, ging zu einem Stuhl unter dem Fenster und ließ sich hineinfallen. Mir fiel auf, wie fahrig seine Bewegungen wirkten und wie fiebrig der Glanz seiner Augen war. Entweder war er nervös, dachte ich – oder krank.

»Was willst du?« fragte Dagon. »Ich habe dir gesagt, daß ich dich rufen werde, wenn du gebraucht wirst.«

Einen Moment lang starrte ich ihn verwirrt an. Er mußte doch wissen, weshalb ich gekommen war. In diesem Punkt hatte McGillycaddy durchaus recht – was immer auf diesem Schiff vorging, konnte Dagon nicht verborgen bleiben. Immerhin las er meine Gedanken.

Aber sein Blick sagte mir, daß das nicht stimmte. Er hatte keine Ahnung!

»Es ist... etwas geschehen«, sagte ich stockend. »Oben an Deck.«

»So?« fragte Dagon lauernd. »Was?«

»Ich habe einen Toten gefunden! Einen Mann, der auf diesem Schiff absolut nichts zu suchen hat! Einen von Necrons Drachenkriegern!«

Fünf, zehn, fünfzehn Sekunden lang starrte mich Dagon schweigend an, und es war ein Blick, unter dem ich mich zunehmend unwohler zu fühlen begann. »Einen Toten?« wiederholte er schließlich. »So. Und wie kommt es, daß ich nichts davon weiß?«

Jetzt war ich an der Reihe, perplex zu sein. Dagon sagte die Wahrheit. Es war verrückt – er las meine Gedanken, so mühe-los, wie ich ein Buch zu lesen imstande war, aber er wußte nichts von dem Toten, den ich gefunden hatte.

Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht vor Zorn. »Versuche nicht, mich zu betrügen, Robert Craven!« sagte er mit einer Stimme, die mehr dem Zischeln einer wütenden Schlange ähnelte als der eines Menschen. »Wir haben eine Abmachung getroffen, und obwohl ich es nicht einmal nötig hätte, halte ich mich daran. Deine Freunde sind frei. Jetzt halte auch du deinen Teil. Oder versuche wenigstens ein bißchen intelligenter zu sein, wenn du mich schon belügen willst«, fügte er hämisch hinzu.

»Aber ich... ich habe ihn gesehen!« verteidigte ich mich. »Er war da, und irgend etwas hat ihn auf furchtbare Weise umgebracht, Dagon. Etwas, das noch an Bord des Schiffes ist. Ich habe ihn berührt, mit eigenen Händen, und...«

Ich hob die Arme, streckte Dagon beinahe anklagend die Hände entgegen und sprach nicht weiter. Ich erinnerte mich gut an das furchtbare Gefühl, als ich den Toten angefaßt hatte. An die widerliche Wärme und Klebrigkei seines Blutes, das meine Finger verschmierte.

Aber davon war jetzt keine Spur mehr zu sehen. Meine Hände waren sauber, als hätte ich sie stundenlang geschrubbt.

Der Raum mußte sich tief im Leib des Schiffes befinden, denn unter dem hölzernen Gitter, das den Boden bildete, schwippte

Wasser, und die Luft schmeckte abgestanden und bitter. Dann und wann war ein dumpfes, stöhnendes Ächzen zu hören, das aus den Wänden zu dringen schien.

Der Kreis grünlicher Helligkeit war da aufgeflammt, wo bis vor Sekunden noch undurchdringliche Schwärze gewogt hatte, ein mannsgroßes Rad flirrenden grünen Lichtes. Der Vorgang war lautlos, aber es schien, als fauche ein körperloser Wind aus dem Riß in der Wirklichkeit hervor, der Kälte mit sich brachte, den Hauch einer anderen Welt.

Die Männer waren nacheinander aus dem *Tor* getreten, so lautlos und schnell, wie sie sich immer zu bewegen pflegten, mit der Eleganz von Raubkatzen. Die eine oder andere Bewegung wirkte noch nicht ganz koordiniert, und hier und da glaubte Shannon ein schmerhaftes Flackern in einem Blick zu bemerken, Schweißtropfen auf einer halb von schwarzem Tuch verhüllten Stirn trotz der beißenden Kälte, das Zittern einer behandschuhten Hand. Auch Shannon fühlte ein starkes körperliches Unwohlsein, etwas, das sich wie ein Schmerz in seinen Gliedern eingenistet hatte. Der Durchgang durch das *Tor* war anders gewesen als die Male zuvor. Die Schmerzen, die Kälte und das furchtbare Gefühl eines nicht enden wollenden Sturzes durch das Nichts waren wie immer gewesen, aber etwas hatte sie begleitet, etwas wie ein Schatten aus den Dimensionen des Irrsinns, die sie durchschnitten hatten. Für einen kurzen Moment ergriff die Angst von seinem Herzen Besitz. Der grüne Kreis hinter der Reihe seiner Krieger begann sich rascher zu drehen, verwandelte sich in ein flammenspeiendes Rad, das dünne feurige Finger bis zur Decke und den Wänden schickte. Auch das war nicht normal, wußte Shannon. Er wartete.

Ewigkeiten schienen zu vergehen, Ewigkeiten, die in Wahrheit nur Minuten waren, aber so, wie die *Tore* den Raum verzerrten, verbogen und verwandelten sie auch die Zeit. Schließlich begann das helle Zentrum des Lichtkreises zu vibrieren. Etwas Dunkles, Körperloses erschien wie die Pupille eines Dämonenauges im Zentrum des Rades und wuchs rasant schnell heran.

Es war wie ein brodelnder Ball aus Nebel, der lautlos aus

dem *Tor* hinausglitt, flackernd und ohne fest umrissene Konturen. Ein dünner, rauchiger Strang begann aus dem Ball hervorzuwachsen, tastete sich ziellos wie ein blinder Wurm durch die Luft und näherte sich Shannons Gesicht.

Der junge Magier mußte sich mit aller Macht beherrschen, als der Nebelfaden seine Stirn berührte. Er spürte... *Kälte. Zorn. Den Willen, zu töten. Schlimmer: zu vernichten. Alles zu zerstören, was Bestand hatte, nicht nur das Leben, sondern die Materie selbst zu zerstören, bis nur noch Chaos zurückblieb.*

Dann etwas wie ein Tasten. Ein Suchen und Sondieren und Erkennen, dann ein plötzliches, beinahe schmerhaftes Zurückziehen des fremden Etwas, das seinen Geist durchleuchtet hatte.

Der Strang aus Nebel und Nichts löste sich von seinem Gesicht, tastete weiter blind umher und berührte den ersten seiner Männer. Shannon sah die Furcht in seinen Augen aufflammen, als er die Berührung des UNAUSSPRECHLICHEN spürte, aber so wie bei ihm zuvor zog sich der Arm nach einer kleinen Weile zurück, glitt weiter, berührte den nächsten Krieger, den übernächsten...

Als es vorbei war, waren sie sicher. Das Wesen hatte sie als Verbündete erkannt. Shannon wußte es mit der gleichen, durch nichts begründeten Sicherheit, mit der er wußte, was dieser Ball aus brodelnder Schwärze bedeutete.

Aber es war eine Sicherheit, die nicht lange währte. Vier Stunden, hatte Necron gesagt. Vier Stunden, das SIEGEL zu finden und zu holen. Dann würde mit dem UNAUSSPRECHLICHEN das Chaos über dieses Schiff hereinbrechen. Und über alles und jeden, der sich an Bord befand. Mit einem Ruck drehte sich Shannon herum und begann lautlos auf den Ausgang zuzuhuschen. Seine Männer folgten ihm, und kurz nachdem sie den Raum verlassen hatten, begann das *Tor* endgültig zu erlöschen, der Ball aus dunklem Nebel zu verblassen. Lautlos folgte er den sieben schwarzverhüllten Gestalten der Drachenkrieger. Er war jetzt unsichtbar. Aber da, wo er entlangglitt, begann sich die Wirklichkeit zu verändern...

Ich war wieder an Deck gegangen. Die Kälte hatte zugenommen, und die brodelnde Wand aus Nebel, der Riß in der Wirk-

lichkeit, auf den die *Dagon* zusteuerete, war breiter geworden, eine klaffende Schlucht, die das Schiff und alles, was darauf war, verschlingen würde.

Trotzdem zog ich den Anblick dem der Menschenmenge unter Deck des Schiffes vor. Ich wußte, daß ich mich irre – aber mich erinnerten die gut zweihundert Männer und Frauen im Rumpf der *Dagon* immer mehr an eine Schafherde, die sich widerstandslos zusammentreiben läßt, um zur Schlachtkbank zu ziehen. Was, dachte ich, wenn *Dagon* gelogen hatte? Wenn nicht eine neue Welt, sondern der Tod oder Schlimmeres auf diese Menschen wartete?

Der Gedanke, der daraus folgerte, war furchtbar.

Wenn es so war, dann trug ich die Schuld am Tode von zweihundert Menschen, denn all seine Macht hätte *Dagon* nichts genutzt, wäre ich nicht freiwillig an Bord dieses Schiffes gekommen.

Meine Hand glitt, beinahe von selbst, in die rechte Tasche meines Rockes, schloß sich um das goldene Amulett und zog es hervor. Es fühlte sich kühl an, sehr schwer und so glatt, als wäre es sorgsam poliert worden, dabei war seine Oberfläche alles andere als eben, sondern von verwirrenden Linien und Mustern zerfurcht.

Die Vorstellung, daß dieses so harmlos aussehende Stück Edelmetall über das Schicksal eines ganzen Dorfes entscheiden sollte, erschien mit lächerlich. *Dagon* hatte mir bisher – trotz meiner bohrenden Fragen – nicht gesagt, welche Bewandtnis es mit diesem Amulett hatte.

Ich drehte das scheinbar nutzlose Ding ein paarmal in den Händen, seufzte tief und wollte es wieder wegstecken, als ich eine Bewegung wahrnahm. Als ich mich umdrehte, erkannte ich Bannermann, der offensichtlich hier oben auf mich gewartet und bisher hinter einem der mächtigen Masten gestanden hatte. Jetzt trat er auf mich zu, lächelte flüchtig und deutete mit der Hand auf den goldenen Stern in meinen Fingern.

»Ist es das?« fragte er.

»Was?«

»Andaras Amulett«, antwortete Bannermann. Ich nickte, machte Anstalten, es vollends einzustecken, aber Bannermann strecktefordernd den Arm aus, und nach kurzem Zögern ließ ich den goldenen Stern in seine Hand fallen.

»Woher wissen Sie davon?« fragte ich.

Bannermann strich fast behutsam mit den Fingerspitzen über die dünnen Linien, die in das Gold graviert worden waren. »Ihr Vater hatte es bei sich, als wir mit der *Lady Schiffbruch* erlitten haben«, sagte er. »Ich erinnere mich daran. Ich bin zwar alt, aber mein Gedächtnis funktioniert noch ganz gut.« Er lächelte, hielt den goldenen Stern in die Sonne und reichte ihn mir dann zurück. »Außerdem hat mir Dagon erklärt, daß er ihn braucht«, fügte er hinzu.

»Wozu?« fragte ich.

Bannermann zuckte mit den Achseln. »Sind Sie hier der Hexer oder ich?« fragte er in halb scherhaftem, halb ernstem Ton. »Vielleicht reicht es schon, wenn es an Bord ist.« Er seufzte, drehte sich herum und blickte aus zusammengekniffenen Augen in den wogenden Nebel vor dem Bugsprior des Schiffes. »Wahrscheinlich sogar«, fuhr er fort, leise und ohne mich dabei anzusehen. »So wie ich diesen wandelnden Hering einschätze, würde er es nicht zulassen, von irgend jemandem abhängig zu sein. Von Ihnen schon gar nicht.«

Ich antwortete nicht. Bannermanns bewußt scherhafter Ton täuschte mich keine Sekunde. Er hatte nicht nur auf mich gewartet, um Konversation zu machen, sondern aus einem ganz bestimmten Grund.

Plötzlich drehte er sich herum, sah mich durchdringend an und fragte ganz leise: »Warum haben Sie es getan, Robert?«

»Was?« erwiderte ich verwirrt.

Bannermann deutete mit einer fast zornigen Geste auf die Tasche, in der ich den goldenen Stern hatte verschwinden lassen. »Sie wissen, daß Dagon dieses Amulett braucht«, sagte er. »All seine Vorbereitungen und Zauberkunststückchen hätten ihm nichts genutzt ohne dies. Vielleicht wäre er jetzt schon tot.«

Ich wollte widersprechen, aber ich konnte es nicht, denn in Bannermanns Worten lag ein unüberhörbarer Vorwurf, der sich wie eine glühende Messerklinge in meine Brust bohrte. »Was... was soll das, Bannermann?« stammelte ich hilflos. »Vor nicht einmal einer halben Stunde haben Sie praktisch das Gegenteil behauptet. Sie waren es, der...«

»Ich weiß, was ich gesagt habe, Craven«, unterbrach mich Bannermann zornig. »Und was die Leute aus Firth'en Lachlain betrifft, bleibe ich dabei. Aber das war nicht Grund, aus dem Sie hier sind. Sie hatten es in der Hand, Dagons Flucht zu verhindern. Sie hatten es in der Hand, ihn zu vernichten und seine

ganze schwarze Brut.«

»Was soll das, Bannermann?« murmelte ich betroffen. »Ein Verhör? Zu einem Tribunal fehlen Ihnen noch ein paar Mann.« »Kein Verhör«, verbesserte mich Bannermann sanft. »Ich versuche mir nur darüber klar zu werden, was in Ihrem Kopf vor geht, Craven. Ich versuche, Ihre Beweggründe zu begreifen. Ihr Handeln ist nicht logisch.«

»Das Leben meiner Freunde Howard und Rowlf und das der ganzen Besatzung der NAUTILUS stand auf dem Spiel. Das Wort Freundschaft haben Sie wohl noch nie gehört, wie?« fragte ich böse.

»Doch«, antwortete Bannermann. »Aber ich verstehe nicht, warum Sie...«

Der Rest seines Satzes ging in einem urgewaltigen Dröhnen unter, das die *Dagon* erschütterte.

Es ging unglaublich schnell, und Dutzende von Dingen schienen gleichzeitig zu geschehen:

Über dem Schiff erlosch der Himmel. Wo gerade noch strahlender Sonnenschein gewesen war, erstreckte sich plötzlich eine nachtschwarze Kuppel aus lichtschluckender Finsternis, durchzuckt von Blitzen, die wie spinnenfingrige blauweiße Hände über den Himmel rasten. Rings um die *Dagon* begann das Meer zu kochen, warnungslos, von einer Sekunde auf die andere. Haushohe Gischtwolken stoben auf, Wogen, höher als die Bordwand des Schiffes, rasten über die See, und mein erschrockener Aufschrei ging im ununterbrochenen Krachen und Bersten apokalyptischer Donnerschläge unter. Ein ungeheures Wimmern und Heulen erfüllte die Luft, und hoch über unseren Köpfen blähten sich die gewaltigen Segel der *Dagon* mit einem Schlag, der das Schiff bis in den letzten Winkel erzittern ließ.

Dann traf die erste Riesenwelle das Schiff, hob es wie ein Spielzeug in die Höhe und ließ es mit furchtbarer Gewalt zurück in das ihr folgende Wellental stürzen.

Die Erschütterung riß uns beide von den Füßen. Hilflos kugelte ich über das Deck, sah Bannermann wie eine gewichtlose Puppe durch die Luft fliegen und mit einem markenschütternden Schlag gegen den Mast prallen, krachte selbst gegen einen Decksaufbau und kämpfte eine Sekunde lang mit aller Macht gegen die schwarze Bewußtlosigkeit, die von mir Besitz ergreifen wollte.

Als ich aufstehen wollte, ergriff mich eine Sturmbö und fegte mich abermals von den Füßen. Ich rollte über das Deck und versuchte mich irgendwo festzuklammern, kam erst am Fuße der Treppe, die zum Achterdeck hinaufführte, zur Ruhe.

Für eine Sekunde.

Dann hob die nächste Welle die *Dagon* in die Höhe, drehte das ganze gewaltige Schiff wie einen Spielzeugkreisel einmal um seine Achse und ließ es wieder fallen. Ein ungeheures Knirschen und Bersten erklang. Ich hörte einen Schrei, spürte einen weiteren knochenbrechenden Schlag, versuchte auf die Füße zu kommen und fiel nach vorn, als sich die *Dagon* wie ein bockendes Pferd unter mir aufbäumte und ihr Deck wie eine hölzerne Faust nach mir schlug.

Erneut ertönte dieses fürchterliche Krachen und Splittern, und plötzlich sah ich einen Schatten, fühlte mich an den Armen ergriffen, in die Höhe und zur Seite gerissen.

Keine Sekunde zu spät!

Zum dritten Male erklang dieser schreckliche Laut, lauter als die Male zuvor, und plötzlich regneten dort, wo ich vor einer Sekunde noch gelegen hatte, mannsgroße Holztrümmer zu Boden. Dann schien der Himmel selbst auf das Schiff niederzurstürzen, als sich die gebrochene Spiere endgültig aus ihrer Halterung löste und hinunterfiel, gewaltige Fetzen des zerrissenen Segels mit sich zerrend. Tonnenschwere Holztrümmer krachten auf das Deck und zermalmten die Planken; der Platz vor der Treppe war plötzlich ein zerfetzter, bodenloser Krater, und noch immer hielt das Bombardement aus Trümmern, zerrissenen Seilen und Tuchfetzen an. Bannermann schleifte mich mit sich, bis wir im Windschatten des Hauptmastes und wenigstens für den Moment außer Gefahr waren. Die *Dagon* erbebte weiter unter den furchtbaren Schlägen, die ihre Flanken trafen, und selbst der turmhohe Mast, in dessen Schutz mich Bannermann gezerrt hatte, begann unter der Belastung zu ächzen. Ununterbrochen zuckten Blitze vom Himmel, und die Donnerschläge erfolgten jetzt so schnell, daß sie zu einem einzigen, nicht enden wollenden Rollen und Krachen geworden waren.

»Was bedeutet das, Bannermann?« schrie ich über das Heulen des Sturmes hinweg. Ich wußte nicht einmal, ob Bannermann meine Stimme hörte, aber dann hob er den Arm, deutete nach vorn, und ich folgte der Geste mit Blicken – und schrie entsetzt

auf.

Nicht nur der Himmel war verschwunden, sondern auch der brodelnde Nebel, auf den die DAGON wie ein Geschoß zugefegt war. Nun erstreckte sich dort die unendliche Fläche eines sturmzerfetzten Meeres, rauhes, kochendes Wasser, auf dem häusergroße Schaumflocken wie tanzende Dämonen wirbelten.

Aber das war es nicht, was mein Herz schier zum Stocken brachte.

Weit vor der *Dagon*, fast vor der brodelnden grauweißen Linie des Horizontes klaffte ein Loch im Meer.

Ein Strudel.

Ein gewaltiges, allen Naturgesetzen spöttendes Gebilde, als hätte jemand einen riesigen Korken aus dem Meeresboden gezogen, aus dem das Wasser jetzt schneller und schneller abfloß; ein Sog wie ein unter die Wasseroberfläche gesunkener Taifun, Meilen um Meilen groß und so tief wie die Hölle. Und die *Dagon* schoß wie ein Pfeil auf diesen gigantischen Strudel zu!

Er war verwirrt. Mehr noch: überrascht und für einen Moment aus der Fassung gebracht. Er hatte geahnt, daß der Angriff überraschend kommen und mit aller Macht geführt sein würde. Aber er hatte nicht damit gerechnet, daß der Feind so weit gehen würde.

Zorn breitete sich in ihm aus, als er begriff, was wirklich geschehen war. Für einen Moment war er versucht, aus seinem Versteck zwischen den Schatten hervorzutreten und mit seiner ganzen Macht zurückzuschlagen. Aber der Augenblick verging so rasch, wie er gekommen war. Er mußte vorsichtig sein. Auch wenn der Feind nur ein sterblicher Mensch war, so hatte er doch mächtige Verbündete, Wesen, die ihm an Stärke und Klugheit gleich kamen, vielleicht sogar stärker waren, denn anders als er kannten sie weder Rücksicht noch Skrupel. Und das Geschehen auf der DAGON war nur ein winziger Teil des Puzzles, nicht mehr als ein Zug in einem nach Äonen gezählten Spiel. Wenn er seine Maske zu früh fallen ließ, würde er verlieren. Die anderen wußten nicht von ihm, ahnten nicht einmal, daß es ihn gab, und diese Unwissenheit war sein größter Trumpf. Wenn er ihn zu früh ausspielte, mochte es sein, daß er

seine letzte Chance verschenkte, ehe der wirkliche Kampf überhaupt begann.

Aber es gab etwas anderes, was er tun konnte...

Ich hörte die Schreie, lange ehe ich die Treppe hinunterstürzte und den Mannschaftsraum betrat: spitze, gellende Schreie, wie sie Menschen nur in höchster Not ausstoßen, Menschen, die Todesangst ausstehen. Das Schiff erbebte noch immer wie unter einer ununterbrochenen Folge furchtbarer Hammerschläge, und ich torkelte mehr die Treppe hinunter, als daß ich ging. Zwei-, dreimal verlor ich das Gleichgewicht und schlitterte halblos weiter, verletzte mich aber wie durch ein Wunder nicht ernsthaft, sondern fügte der stattlichen Sammlung von Beulen und Schrammen auf meinem Körper nur einige weitere Exemplare hinzu. Die Messe bot ein Bild des Chaos, als ich durch die Tür stolperte. Die gewaltigen Erschütterungen, die die *Dagon* in ihren Grundfesten erbebten ließen, hatten Tische und Bänke durcheinandergewirbelt und zertrümmert und harmlose Möbel in tödliche Geschosse verwandelt. Nicht wenige Männer und Frauen lagen blutend und stöhnen da, und die, die unverletzt geblieben waren, rannten in wilder Panik durcheinander und vergrößerten so das Chaos noch. Ein unbeschreiblicher Lärm erfüllte den Saal. Mühsam arbeitete ich mich durch die wild durcheinandertobende Menschenmenge vor, stieg über einen zertrümmerten Tisch, unter dem ein reichlich mitgenommener McGillycaddy hervorlugte, und stieß die Tür auf, die zu Dagons Kabine führte. Der Gang dahinter war halb eingestürzt; ein Teil der Decke war heruntergebrochen und versperrte den Weg, und durch einen handbreiten, klaffenden Riß in der Seitenwand schoß schaumiges Salzwasser herein. Der Boden unter meinen Füßen bebte wie ein waidwundes Tier.

Torkelnd erreichte ich die Tür, hinter der ich Dagons Kabine wußte, rüttelte einen Moment lang vergeblich an der Klinke und warf mich schließlich mit aller Macht dagegen. Das Holz ächzte unter meinem Anprall, gab aber erst beim dritten Versuch wirklich nach; zusammen mit den Resten der zerborstenen Tür taumelte ich in den Raum.

Um ein Haar wäre es mein letzter Schritt geworden.

Ich sah die Klinge heranfegen, versuchte eine Abwehrbewegung zu machen und verlor auf dem bockenden Boden das Gleichgewicht. Mit halblos rudern Armen kippte ich nach

hinten, rollte mich instinktiv zur Seite und hörte die Klinge dort in den Boden krachen, wo ich zuvor noch gelegen hatte. Ein spitzer, gellender Schrei erscholl, und mit einem Male verschwand der Schatten über mir und machte einem Knäuel ineinander verstrickter Arme, Beine und sonstiger Extremitäten Platz.

Mühsam rappelte ich mich auf, blinzelte die Benommenheit weg und blickte eine halbe Sekunde lang verstört auf das entsetzliche Bild, das sich mir bot. Aus der ehemals prachtvollen Kabine war ein Trümmerhaufen geworden. Zwei der drei Fenster waren zerbrochen, so daß Gscht und eisiger Wind hereinfauchten, das Mobiliar war zertrümmert, und neben dem thronartigen Stuhl, auf dem Dagon gesessen hatte, lag der furchtbar zugerichtete Kadaver eines seiner Kaulquappenmonstren.

Das zweite Ungeheuer kämpfte einen verzweifelten Kampf mit dem schwarzverhüllten Mann, der mich angegriffen hatte – *einem von Necrons Drachenkriegern!*

Es war ein Kampf, den es nicht gewinnen konnte. Die Bestie hatte den Mann in einem für sie günstigen Moment angefallen, gerade als er sich auf mich konzentrierte und sie für Sekunden nicht beachtete, aber der Augenblick der Überraschung war vorüber. Der Drachenkrieger wich dem schnappenden Maul des Monstrums aus, schlug ihre Klauenhände beiseite und sprang mit einem Satz zurück. Das Schwert in seiner Hand funkelte wie ein gefangener Blitz. Ich sah den Hieb nicht einmal, so schnell war er, aber Dagons Monsterkreatur prallte mitten in der Bewegung zurück, hob mit einem fürchterlichen Gurgeln die Hände an den Schädel – und kippte ganz langsam nach hinten, während sich Necrons Killer bereits wieder umwandte, um mir endgültig den Garaus zu machen.

Hastig wich ich zurück, bis ich mit dem Rücken an der Wand stand. Der Schwarzgekleidete kam näher, nicht sehr schnell, aber mit fließenden, gleitenden Bewegungen, die deutlich zeigten, wie sehr er seinen Körper unter Kontrolle hatte. Die Spitze seines Schwertes richtete sich auf mein Gesicht und folgte jeder meiner Bewegungen wie eine stählerne Schlange.

Verzweifelt sah ich mich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Es war lange her, daß ich einem Mann wie ihm gegenübergestanden hatte, aber die Erinnerung daran war

trotzdem noch zu lebhaft, um mich den Gedanken an einen Kampf mit dem Maskierten sofort wieder verwerfen zu lassen. Diese Männer waren einfach ein paar Klassen zu gut für mich.

Ich wischte ein Stück zur Seite, hob ein zerbrochenes Stuhlbein auf und schwang es wie eine Keule. Der Drachenkrieger machte eine fast spielerische Bewegung mit dem Schwert, und aus meinem Knüppel wurde ein kaum drei Inches langer Stumpf. Dann stieß er zu.

Es war wohl eine Kombination aus schierem Glück und der Kraft, die mir die Verzweiflung gab, daß es mir gelang, dem sich auszuweichen. Die Klinge fuhr mit einem häßlichen Ratschen über meine Rippen und bohrte sich tief in die Wand neben mir. Instinktiv griff ich zu, umklammerte die Hand des Drachenkriegers und hielt sein Gelenk fest. Gleichzeitig trat ich nach ihm; eine Kombination, die nicht gerade den englischen Boxregeln entsprach, aber im allgemeinen sehr wirkungsvoll war. Diesmal nicht. Der Mann nahm den Tritt hin, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, ließ plötzlich sein Schwert los und schlug mir hart mit dem Handrücken über den Mund. Ich sackte in mich zusammen, ließ mich zur Seite kippen, entging so im letzten Moment einem gemeinen Fußtritt und revanchierte mich auf die gleiche Weise. Der Drachenkrieger fiel nach hinten, kam mit einer Rolle wieder auf die Füße und senkte die Hand unter sein Gewand. In seinen Fingern glitzerte ein fünfzackiger, metallener Stern mit rasiermesserscharfen Kanten.

Hinter mir peitschte ein Schuß.

Necrons Killer erstarnte mitten in der Bewegung. Seine Augen wurden rund vor Staunen, und plötzlich färbte sich das schwarze Tuch, das sein Gesicht verbarg, rot. Er wankte. Der Wurfstern fiel zu Boden und blieb zitternd in den Planken stecken. Ganz langsam brach er in die Knie, hob die Hände an das Gesicht und fiel nach vorne.

Als ich mich aufrichtete, begegnete ich McGillycaddys häßlichem Grinsen. Er stand breitbeinig unter der Tür, eine Winchester-Büchse in den Händen haltend, deren Lauf jetzt mit einer raschen Bewegung herumruckte und sich genau auf mein Gesicht richtete.

»Eigentlich hätte ich warten sollen, bis er dich endlich hat, Craven«, sagte er. »Aber vielleicht kann ich das ja nachholen. Was ist hier passiert? Wo sind Dagon und die Schlampe, die er bei sich hat?«

Ich verlängerte die Liste der Dinge, die ich ihm antun wollte, in Gedanken um einige Punkte, stemmte mich mühsam hoch und ging in großem Bogen um den Toten herum. McGillycaddys Gewehr folgte meiner Bewegung getreulich, aber ich wußte, daß er nicht schießen würde. Zornig trat ich auf ihn zu, drückte die Winchester nach unten und funkelte ihn an.

»Warum haben Sie ihn erschossen, Sie Idiot?« fauchte ich. »Hätte ich vielleicht warten sollen, bis er Ihnen einen neuen Scheitel gezogen hätte?« fragte McGillycaddy trotzig.

Ich fegte seine Worte mit einer ärgerlichen Handbewegung zur Seite. »Eine Kugel in die Schulter hätte genügt, McGillycaddy. Aber es macht Ihnen Spaß, zu töten, nicht?« McGillycaddy schob trotzig die Unterlippe vor. »Der Kerl wollte Sie umbringen, Craven«, sagte er. »Was ist das überhaupt für einer? Wo kommt er her?«

»Warum fragen Sie ihn nicht?« sagte ich wütend.

Ein betroffener Ausdruck erschien auf McGillycaddys Gesicht. Aber er fing sich sofort wieder, hob sein Gewehr und versetzte mir einen unsanften Stupser in die Rippen. Als Revanche trat ich ihm auf die Zehen, als ich an ihm vorbeiging und die Kabine verließ, und McGillycaddy verpaßte mir einen weiteren Stoß in den Rücken. Ich war klug genug, das Spielchen nicht fortzuführen.

Das Chaos im Mannschaftsraum hatte sich ein wenig gelegt, als ich zusammen mit McGillycaddy zurückkam. Die *Dagon* schwankte noch immer wie ein winziges Ruderboot, aber zumindest hatten die furchtbaren Schläge aufgehört; das Schiff schien seinen eigenen Rhythmus im Sturm gefunden zu haben. Die Katastrophe war nicht ganz so schlimm, wie es zuerst ausgesehen hatte. Zahlreiche Männer und Frauen waren verletzt, und es schien einige gebrochene Arme und Beine gegeben zu haben. Aber niemand war tot oder lebensgefährlich verwundet.

»Was geht dort oben vor?« fragte McGillycaddy mit einer Kopfbewegung nach oben zur Treppe und dem Oberdeck. »Werden wir angegriffen?«

»Warum schauen Sie nicht nach?« fragte ich patzig. McGillycaddy schürzte die Lippen, warf sein Gewehr auf den Tisch und funkelte mich an. »Okay, Craven«, sagte er wütend. »Es geht auch ohne Sie. Ich wollte Ihnen eine Chance geben. Stanley ist auf dem Weg nach oben und sieht nach. Wenn er

zurückkommt, wissen wir ohnehin Bescheid. Wo ist Dagon?« »Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich es nicht weiß«, fauchte ich. »Jennifer und er sind verschwunden. Aber das ist jetzt nicht so wichtig. Wir müssen das Schiff verlassen!« McGillycaddy starre mich an, als zweifel er ernsthaft an meinem Verstand. Wahrscheinlich tat er es. »Was haben Sie gesagt?« fragte er blöde. »Kennen Sie sich hier aus?« fragte ich. »Wissen Sie, ob es Rettungsboote gibt?«

»Sind Sie übergeschnappt?« murmelte McGillycaddy.

»Warum sollten wir die *Dagon* verlassen – nur wegen ein bißchen Seegang? Sie...«

»Zum Teufel, es ist mehr als ein bißchen Seegang!« unterbrach ich ihn aufgebracht. »Die *Dagon* wird untergehen!«

McGillycaddy keuchte. »Das meinen Sie nicht ernst, Craven«, sagte er. »Dagon würde uns nicht im Stich lassen. Keine Macht der Welt kann diesem Schiff gefährlich werden.«

»Warum gehen Sie nicht nach oben und sehen nach?« schlug ich vor.

Eine endlose Sekunde lang starre McGillycaddy mich an, dann fuhr er herum, riß mit einer wütenden Bewegung sein Gewehr vom Tisch und deutete zum Ausgang. »Genau das werden wir tun, Craven. Und Sie kommen mit.« Er fuhr herum. »Phers, Hunter – ihr kommt mit uns. Die anderen bleiben hier.« Die beiden Angesprochenen traten gehorsam an unsere Seite, als wir den Raum abermals durchquerten und zur Treppe gingen. Phers stieß die Tür auf, trat gebückt hindurch – und blieb mitten im Schritt stehen, erstarrt wie eine lebensgroße, steinerne Puppe.

»Was ist los?« fauchte McGillycaddy ungeduldig. »Warum gehst du nicht weiter, Kerl?« Unwillig packt er Phers bei der Schulter und riß ihn herum. Im nächsten Moment brach ein erstickter Laut über seine Lippen.

Das Gesicht seines Gefolgsmannes hatte sich in eine blutige Maske verwandelt. Seine Augen waren weit geöffnet, aber er war bereits tot.

Aus seiner Stirn ragte ein fünfzackiger Metallstern...

»Hier entlang!« Dagon deutete ungeduldig auf einen niedrigen, halb hinter aufgerollten Tauen und Segeltuch verborgenen Durchgang. »Schafft Platz! Rasch!«

Die beiden menschengroßen Froschkreaturen, denen der Befehl galt, machten sich eifrig daran, das Hindernis beiseite zu schaffen, während Dagon ungeduldig von einem Fuß auf den

anderen trat und immer wieder in den dunklen Gang zurückblickte, aus dem sie gekommen waren.

Fast ein Dutzend seiner Diener – alle, die ihn an Bord dieses Schiffes begleitet hatten und noch lebten – waren zurückgeblieben, um seine Flucht zu decken. Trotzdem wußte er nicht, ob die Zeit reichen würde.

»Beeilt euch!« drängte er ungeduldig. Aus dem Gang hinter ihm erscholl ein furchtbarer röchelnder Laut, gefolgt von einem widerlichen Reißen, als schnitte Stahl durch Seide. Dagon schauderte. Er wußte, wie stark und schnell seine Diener waren – schließlich hatte er sie zu dem einzigen Zweck erschaffen, zu *kämpfen* –, aber gegen die unheimlichen Männer in den schwarzen Kleidern waren sie hilflos wie Kinder. Ein einziger von ihnen hatte vor seinen Augen ein halbes Dutzend seiner Diener getötet.

»Was bedeutet das, Dagon?« wimmerte Jennifer neben ihm. »Warum bleibst du nicht zurück und findest es heraus?« schnappte Dagon wütend. »Niemand zwingt dich, mit mir zu kommen!«

»Aber wieso fliehen wir?« fragte Jennifer. Ihre Augen waren weit vor Schrecken. Sie zitterte. »Du kannst sie nicht alle zurücklassen! Du mußt kämpfen, Dagon – du... du mußt sie beschützen!«

Ungeduldig wandte Dagon den Blick. Die beiden krötenähnlichen Wesen hatten das Hindernis fast beiseite geräumt, und hinter dem niedrigen Durchgang war ein weiterer, allerdings völlig leerer Raum zum Vorschein gekommen. Vor seiner Rückwand war ein fünfzackiger Stern auf den Boden gemalt worden. Seine Linien schienen zu flimmern, als wären sie nicht real, sondern nur Illusionen aus Licht.

»Bitte, Dagon! Du bist ein Gott. Du kannst nicht alle im Stich lassen, die dir vertraut haben!«

Widerwillig blickte Dagon auf das schwarzhaarige Mädchen hinunter. »Es gibt nichts, was ich für sie tun könnte«, sagte er. »Es tut mir leid, Jennifer. Ich kann mein Leben retten und deines, wenn du willst, aber das ist alles.«

Das war nicht die Wahrheit, und sie wußten es beide. Es waren nicht die Drachenkrieger, vor denen er floh. Nicht einmal sie hätten ihm wirklich gefährlich werden können, hätte er sie mit seiner ganzen dämonischen Macht angegriffen. Es war das, was mit ihnen gekommen war, vor dem er davonlief. Das Chaos, das nach der *Dagon* griff und sie vernichten würde. Sie

und alles, was an Bord war.

»Wir müssen fliehen, Jennifer«, sagte er noch einmal, und sehr viel sanfter jetzt. »Es tut mir leid, aber das ist der einzige Weg. Wir... wir haben zu lange gewartet. Der Feind ist auf uns aufmerksam geworden. Die *Dagon* wird untergehen.«

Jennifer erbleichte. »Und... die anderen?« fragte sie stockend. »Meine Mutter und... und alle, die dir vertraut haben? Du kannst sie nicht im Stich lassen.«

»Ich kann nichts für sie tun!« sagte Dagon wütend. »Sie sterben so oder so – willst du mit ihnen sterben? Oder mir folgen und leben?«

Jennifer starre ihn aus brennenden Augen an, drehte sich herum und blickte auf das sanft leuchtende Pentagramm in der angrenzenden Kammer. »Das ist... eines der *Tore*, von denen du mir erzählt hast, nicht wahr?« fragte sie. Dagon nickte. »Warum... warum können die anderen es nicht benutzen? Du kannst sie retten, Dagon!« Der letzte Satz klang wie ein Schrei. Statt einer Antwort deutete Dagon stumm auf den Gang, aus dem sie gekommen waren. Der Kampflärm war nähergerückt. Er konnte spüren, wie seine Diener starben, während sie versuchten, die unheimlichen Angreifer aufzuhalten. »Geh und hole sie«, sagte er.

»Halte sie auf!« flehte Jennifer. »Bitte, Dagon – ich weiß, daß du es kannst. Du... du hast die Macht dazu. Sie brauchen nicht lange. Sie... sie können alle gerettet werden.«

Dagon starre sie an, blickte für einen endlosen Moment in den Gang – und wandte sich mit einem Ruck um. Gebückt trat er durch die Tür, stieß eine seiner Dienerkreaturen grob beiseite und drehte sich noch einmal um, um zu Jennifer zurückzublicken.

»Begleitest du mich?«

Jennifer schwieg. Tränen füllten ihre Augen. Sie hatte kaum die Kraft, den Kopf zu schütteln.

Mit einem abfälligen Laut ging Dagon weiter und trat entschlossen ins Zentrum des Pentagramms hinein.

»*Dagon!*« Jennifers Stimme überschlug sich beinahe. »Ich flehe dich an – *laß uns* nicht im Stiehl!« Mit einem verzweifelten Schrei warf sie sich vor, stürzte hinter Dagon her und streckte die Arme aus, wie um ihn festzuhalten. Aber es war zu spät. Die dünnen Linien des Pentagramms begannen wie lebende Schlangen aus giftgrünem Licht zu zucken, und plötzlich war da, wo vor Sekunden noch nichts gewesen war, eine Barriere aus

flirrenden, wie die Fäden eines gewaltigen Spinnennetzes ineinander verwobenen Linien. Jennifer prallte mit einem Schrei zurück, als sie die Hitze spürte, die von der Erscheinung ausging.

Das Leuchten nahm noch zu, und im gleichen Maße begann die Gestalt des Fischgottes an Realität zu verlieren. Jennifer wandte geblendet den Blick und wich vor der Woge glühender Hitze zurück.

Erst als das Brennen auf ihrem Gesicht aufhörte, wagte sie es, die Hände herunterzunehmen und behutsam die Augen zu öffnen.

Das Netz aus Licht war erloschen. Aus der flammenspeien den Erscheinung auf dem Boden war wieder eine harmlos aus sehende, nicht einmal besonders kunstfertige Zeichnung gewor den.

»Warum?« wimmerte Jennifer. »Warum hast du uns verlassen, Dagon? Warum läßt du uns im Stich? Wir... wir haben dir vertraut. Wir lieben dich doch!«

Aber die Stille antwortete nicht.

Dagon war verschwunden.

Für endlose Sekunden starre Jennifer weiter aus brennenden Augen dorthin, wo der Mann – das Wesen, das sie geliebt hatte – gestanden hatte, dann drehte sie sich mit hölzern wirkenden Bewegungen um und sah wieder zur Tür.

Die beiden gräßlichen Geschöpfe, die Dagon und sie hierher begleitet hatten, begannen immer nervöser hin und her zu laufen. Ihre furchtbaren Mäuler schnappten wie die von Hunden, und ihre Klauenhände öffneten und schlössen sich ununterbrochen. Vielleicht begannen auch sie allmählich zu begreifen, daß ihr Herr sie im Stich gelassen hatte wie alle, die ihm vertraut hatten.

Der Kampflärm aus dem Gang nahm zu, und plötzlich torkelte die verkrümmte Gestalt eines Krötenmannes durch die Tür, über und über mit schwarzem Blut besudelt und leise, wimmernde Schmerztonen ausstoßend. Mit letzter Kraft tau melte er auf das Pentagramm zu, brach in die Knie und kippte nach vorn. Seine Krallenhände gruben sich in das Holz zwischen den daraufgemalten Linien, als versche er noch im letzten Augenblick verzweifelt, seinem Herrn zu folgen. Hinter ihm erschienen drei der Schwarzgekleideten.

Es war das erste Mal, daß Jennifer die Männer, deren bloßer

Anblick genügt hatte, Dagon so sehr in Panik zu versetzen, wirklich sah. Bisher hatte sie sie nur als Schatten wahrgenommen, Schatten, die töteten und sich derart schnell bewegten, daß das menschliche Auge ihnen kaum zu folgen vermochte. Und plötzlich glaubte sie zu verstehen, warum Dagon diese Männer so fürchtete. Es war nicht: ihr Äußerer – sicher, sie wirkten unheimlich und bedrohlich in ihren schwarzen Kleidern, aber trotz allem doch immer noch *menschlich* –, sondern etwas, das unsichtbar und körperlos mit ihnen zu kommen schien wie ein eisiger Hauch.

Die beiden zurückgebliebenen Froschkreaturen versuchten die Männer anzugreifen. Sie kamen ihnen nicht einmal nahe.

Einer der drei machte eine blitzartige Bewegung mit der Hand, und die erste Kaulquappenkreatur sank in sich zusammen, die Hände um den Dolch gekrampft, der plötzlich aus ihrer Brust ragte. Die andere starb, ehe sie den Boden berührte; gefällt von einem Schwerthieb, der so schnell kam wie ein Blitz.

Mit einem ängstlichen Keuchen wichen Jennifer vor den drei Männern zurück, bis sie das gegenüberliegende Ende der Kammer erreicht hatte und nicht weiterkonnte. Die drei musterten sie kalt. Jennifer wußte, daß sie sterben würde.

Einer der drei Männer hob plötzlich die Hand an den Kopf und löste das schwarze Tuch, das sein Gesicht verhüllte. Jennifer sah, daß er noch sehr jung war; kaum mehr als ein Knabe, keinesfalls älter als sie selbst. Um seinen Mund lag ein sonderbar sanfter, weicher Zug, der nicht so recht zu dem blutigen Schwert in seiner Hand passen wollte.

Einen Moment lang musterte er sie schweigend, dann drehte er sich herum, stieß die tote Froschkreatur mit dem Fuß beiseite und begann die Linien des Pentagramms mit den Fingerspitzen nachzufahren. Die Augen hielt er dabei geschlossen, als lausche er in sich hinein. Schließlich schüttelte er den Kopf und stand wieder auf.

»Er ist entkommen«, sagte er.

Einer der beiden anderen sah ihn an. »Kannst du das *Tor* öffnen?«

Der junge Mann nickte. »Ich könnte es«, antwortete er. »Aber es wäre sinnlos. Das SIEGEL ist noch hier an Bord. Ich fühle seine Nähe.« Er zögerte einen winzigen Moment. »Holen wir es.« Sein Kamerad nickte, trat einen Schritt auf Jennifer zu und hob sein Schwert, aber der Mann mit dem Kindergesicht

fiel ihm rasch in den Arm und schüttelte den Kopf. »Sie nicht«, sagte er.

»Aber...« Der andere wollte widersprechen, aber der Schwarzgekleidete schnitt ihm mit einer herrischen Geste das Wort ab.

»In wenigen Stunden wird dieses Schiff ohnehin untergehen«, sagte er. »Laß ihr diese Zeit noch. Es macht keinen Unterschied.«

Damit trat er auf Jennifer zu, hob die Hand und berührte sie beinahe sanft an der rechten Seite des Halses.

Shannon fing das Mädchen auf, als es das Bewußtsein verlor.

Mit einem gellenden Schrei ließ McGillycaddy den Körper seines toten Kumpans fallen, riß sein Gewehr hoch und begann zu schießen; wild und ungezielt und so schnell hintereinander, daß die peitschenden Explosionen der Winchester zu einem einzigen, trommelfellzerreibenden Krachen verschmolzen. Der Lauf des Gewehres ruckte hierhin und dorthin und stach grellorange Blitze in die Dunkelheit, und trotz des ohrenbetäubenden Krachens konnte ich das helle Klatschen hören, mit dem die Kugeln über uns in die Wände und die Treppenstufen fuhren.

Mit einem Satz trat ich neben ihn und versuchte ihm die Büchse zu entringen, aber die Panik gab McGillycaddy schier übermenschliche Kräfte. Er schüttelte mich ab, versetzte mir einen Kolbenstoß und schoß weiter, bis das Magazin der Winchester leer war. »Hören Sie... auf«, keuchte ich, halb gegen die Wand gesunken und die Hände über dem schmerzenden Leib verkrampt. Ich bekam kaum Luft. McGillycaddys Hieb hatte mir eine Rippe geprellt, mindestens. Trotzdem sprach ich weiter, denn ich sah, daß sich McGillycaddy keineswegs beruhigt hatte. Im Gegenteil. Seine Finger gruben in den Taschen seiner groben Arbeitsjacke und förderten eine Handvoll Patronen zutage, die er zitternd in den Kolben des halbautomatischen Gewehres schob.

»Hören Sie endlich auf, Sie verdammter Idiot!« würgte ich hervor. »Diesen Männern ist mit Gewehren nicht beizukommen, begreifen Sie das nicht?«

McGillycaddy fuhr herum. Seine Augen waren unnatürlich geweitet, und der Blick, den ich darin las, erinnerte mich an den eines Wahnsinnigen. »Das wollen wir sehen!« keuchte er. »Das werden wir ja sehen, Craven. Kommen Sie – wenn Sie sich

trauen!«

Damit stürmte er los, beide Hände um das Gewehr gekrallt und immer zwei, drei Stufen auf einmal nehmend. Sein Kumpan Hunter folgte ihm, wie durch Zauberei plötzlich eine großkalibrige Faustfeuerwaffe in den Händen haltend, und nach sekundenlangem Zögern stolperte auch ich hinter den beiden her und die Treppe hinauf. McGillycaddy war ein Mörder, der den Tod wahrscheinlich hundertmal verdient hatte – aber letztendlich war er ein Mensch, und ich konnte ihn nicht tatenlos in den Untergang laufen lassen.

Der Sturm hatte noch an Gewalt zugenommen, als wir das Deck erreichten. Der Wind schlug mir mit solcher Macht entgegen, daß ich strauchelte und gegen die Wand fiel, kaum daß ich hinter McGillycaddy und Hunter aus der Tür gekommen war, und der Himmel hatte sich vollends in ein Gitterwerk ununterbrochen flackernder Blitze verwandelt, die das Deck der *Dagon* zu einem Chaos aus Schatten und Finsternis und jäh aufflammenden blauen Flächen werden ließen. McGillycaddy stand verkrümmt und breitbeinig wenige Schritte vor mir und schrie irgend etwas, aber das Heulen des Sturmes riß ihm die Worte von den Lippen und trug sie davon, ehe ich sie hören konnte.

Aber ich sah auch so, was er meinte. Auf halber Strecke zwischen dem Achteraufbau und dem Mast lag ein Toter. Der Mann, den McGillycaddy hinaufgeschickt hatte, um nach dem Rechten zu sehen. Ich erkannte ihn allerdings nur an seiner Kleidung.

Der Kopf fehlte!

Mir wurde übel.

McGillycaddy ergriff mich grob bei den Schultern, riß mich herum und deutete wild gestikulierend aufs Meer hinaus.

Der Strudel war nähergekommen, sehr, sehr viel näher. Statt eines kleinen grauen Kreises sich rasend schnell drehenden Wassers gähnte er jetzt wie ein bodenloser Schacht vor der *Dagon* im Meer, und durch das furchtbare Zischen der Blitze und den ununterbrochen rollenden Donner war ein tiefer, grollender Laut zu hören, als stürzten tief unter unseren Füßen ganze Gebirge zusammen. Und plötzlich fiel mir auch auf, um wieviel schneller die *Dagon* geworden war. Ihre Segel waren noch immer zum Zerreißen gespannt, aber noch schneller zerrte sie die Strömung vorwärts. Das Schiff schoß mit der

Geschwindigkeit eines Schnellzuges auf den rasenden Strudel zu.

»Was ist das?« brüllte McGillycaddy neben mir. »Zum Teufel, Craven – was bedeutet das?«

Ich schüttelte den Kopf, deutete auf meine Ohren und dann zurück zum Treppenaufgang, und McGillycaddy verstand. Schräg gegen den Wind gelehnt, kämpften wir uns zur Tür zurück und blieben auf der obersten Stufe stehen. Das Heulen des Sturmes war auch hier noch ohrenbetäubend, aber es hatte zumindest so weit abgenommen, daß wir uns – wenn auch halbwegs schreiend – verständigen konnten.

»Was ist das, Craven?« fragte McGillycaddy erneut.

»Das, was ich Ihnen zeigen wollte«, antwortete ich. »Die Rettungsboote – erinnern Sie sich?«

McGillycaddy starre mich betroffen an. »Aber, das... das ist unmöglich«, stammelte er. »Dagon hat versprochen...«

»Ich weiß nicht, was er Ihnen versprochen hat, McGillycaddy«, unterbrach ich ihn böse. »Ich weiß nur, daß von Ihrem sogenannten Gott keine Spur mehr zu sehen ist. Und daß das Schiff in spätestens zwei Stunden in diesen Strudel fallen wird, wenn wir unsere Geschwindigkeit nicht herabsetzen oder den Kurs ändern.«

»Das können wir nicht!« brüllte McGillycaddy. »Ich... verdammt, Craven – niemand hier an Bord hat eine Ahnung, wie man dieses Schiff steuert.«

»Wissen Sie wenigstens, ob es Rettungsboote gibt?« fragte ich.

McGillycaddy starre mich an, schluckte ein paarmal hart und schüttelte den Kopf. Sein Gesicht färbte sich ganz langsam grau. »Nein«, gestand er. »Ich habe... keine Ahnung. Niemand hat das. Wir... wir haben Dagon vertraut, Craven.«

Ich schluckte die scharfe Antwort, die mir auf der Zunge lag, im letzten Moment herunter. »Dann müssen wir sie suchen«, sage ich. »Kommen Sie.«

Ohne auf seine Antwort zu warten, stürzte ich die Treppe hinunter und lief zurück in den Mannschaftsraum.

Die Panik, die unter den verängstigten Bewohnern von Firth'en Lachlyn ausgebrochen war, hatte sich gelegt. Die Männer und Frauen saßen in kleinen Gruppen oder einzeln da, ängstlich zusammengedrängt oder in den vermeintlichen Schutz eines umgestürzten Tisches gekauert, und statt des Chores aus schreienden und durcheinanderrufenden Stimmen hatte

sich eine fast geisterhafte Stille über der Menge ausgebreitet. Aber es war eine Stille, die mich fast ebenso erschreckte wie die Panik zuvor.

Ich kannte diese Art der Stille. Ein Funke, ein unbedachtes Wort genügte, um diese zweihundert Menschen in einen durchgehenden Mob zu verwandeln. Oder ein Idiot wie McGillycaddy.

Rasch lief ich bis zur Mitte des Saales, sprang auf einen Tisch und hob die Arme. »Hört mir zu!« rief ich.

Fast augenblicklich verstummten auch die letzten gemurmelten Worte, und mit einem Male fand ich mich in dem unbehaglichen Gefühl, von mehr als zweihundert Augenpaaren angestarrt zu werden.

»Hört mir zu«, sagte ich noch einmal. »Es ist etwas geschehen. Die *Dagon* ist in einen Sturm geraten.« Ich brach ab, sah mich rasch und nervös um und bemerkte, daß McGillycaddy und Hunter unter der Tür erschienen waren. Zu meiner Erleichterung blieb McGillycaddy jedoch stehen und sah mich nur aus eng zusammengekniffenen Augen an. Das Gewehr in seinen Händen deutete in meine Richtung, zielte jedoch nicht direkt auf mich.

Ein wenig leiser, aber noch immer mit erhobener Stimme und jedes Wort genau überlegend, sprach ich weiter: »Wir müssen das Schiff verlassen, und zwar sehr schnell. Aber es besteht kein Grund zur Panik. Niemand ist in Gefahr, wenn wir die Nerven behalten.«

Das war wahrscheinlich die dreisteste Lüge seit der Erfindung des Kommunismus, aber ich habe schon immer sehr überzeugend lügen können – und ich hatte noch ein paar Tricks auf Lager, die mir halfen.

Es war schwer; so schwer, daß der Saal vor meinen Augen zu verschwimmen begann und ich vor Anstrengung taumelte. Nie zuvor hatte ich versucht, eine so große Menschenmenge geistig zu beeinflussen, nicht einmal mit dem Gedanken gespielt, daß so etwas überhaupt möglich war.

Jetzt wußte ich es.

Ich spürte die Panik, die meine Worte auslösten, wie eine unsichtbare Woge knisternder elektrischer Energie durch den Raum fegen und nach den Herzen der Männer und Frauen greifen; graue, gestaltlose Furcht, die jedes bißchen verbliebenen Idaren Denkens hinwegfegen wollte. Mit aller Macht stemmte

ich mich dagegen, versuchte meinen Geist zu öffnen und beruhigende Impulse in *zweihundert Gehirne gleichzeitig* zu senden .. • und spürte, wie mein Versuch jämmerlich scheiterte. Es war, als wolle ich eine Flutwelle mit bloßen Händen aufhalten.

Dann...

Etwas berührte meine Stirn, glitt sanft über meine Haut und drang in meinen Schädel ein. Das Gefühl war ganz real, als würde mich wirklich eine unsichtbare kühle Hand berühren, und auf schwer zu fassende Weise *freundlich*. Es ging sehr schnell. Die unsichtbaren Finger tasteten weiter, schienen sanft in meinem Gehirn zu graben, als suchten sie nach etwas ganz Bestimmtem – und hinter meiner Stirn explodierte eine Nova aus purer Energie. Eine Kraft, die die Grenzen des Vorstellbaren überstieg und sich mit der meinen verband.

Ich fühlte, wie der Strom beruhigender Impulse auf ein Tausendfaches seiner normalen Macht anschwoll. Plötzlich war es kein verzweifelter Versuch mehr, die brodelnde Panik aufzuhalten, sondern ein ungeheurer Strom von Kraft, so mächtig, daß sich die Männer und Frauen rings um mich herum wie unter einem Hieb duckten. Ich sah, wie der Ausdruck von Furcht auf ihren Gesichtern erlosch, überall zugleich, zuerst Betroffenheit, dann Verwirrung und dann einer fast erschrockenen Ruhe Platz machte. Von einer Sekunde auf die andere war es still, unheimlich still.

»Hört mir zu«, sagte ich noch einmal, noch immer erfüllt von dieser sanften und doch unbeschreiblich mächtigen Kraft, die nicht die meine war. »Wir müssen die Rettungsboote suchen. Alle Männer, die nicht verletzt und jünger als sechzig Jahre sind, folgen McGillycaddy und mir an Deck. Die anderen und die Frauen und Kinder bleiben hier und röhren sich nicht, bis wir sie holen. Ganz egal, was geschieht.«

Niemand widersprach, aber wie in einer einzigen, synchronen Bewegung erhoben sich an die achtzig Männer und begannen dem Ausgang zuzuströmen.

Nicht einer erreichte ihn.

Ich spürte die Gefahr und wirbelte auf meinem improvisierten Podest herum, aber mein warnender Schrei kam zu spät. Hinter McGillycaddy und Hunter erschien eine Gestalt, groß, so schwarz wie die Nacht und warnungslos wie ein Schatten. Ein Schwert blitzte auf.

Der Mann neben McGillycaddy kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen.

Ein dumpf pochender Schmerz und der Geschmack nach Blut war in Jennifers Mund, als sie erwachte. Sie versuchte, die Augen zu öffnen, aber es ging nicht, und als sie sich hochstemmen wollte, bohrte sich ein dünner Schmerz wie eine glühende Nadel in ihren Nacken.

Länger als eine Minute blieb Jennifer reglos liegen, lauschte auf ihren eigenen rasenden Herzschlag und wartete, bis der rasende Schmerz in ihrem Nacken nachgelassen hatte. Dann versuchte sie ein zweites Mal, die Lider zu heben.

Diesmal ging es.

Der Raum hatte sich verändert. Das sanfte grünliche Glühen, das aus dem Zentrum des Pentagramms gekommen war und ihn erhellt hatte, war bis auf einen kaum fingernagelgroßen Fleck aus Licht erloschen, und sie sah wenig mehr als düstere, konturlose Umrisse. Vorsichtig stemmte sie sich hoch und er hob sich in eine halb kniende, halb hockende Position. Ihr Atem ging schwer, und die Stelle an ihrem Hals, an der sie der Schwarzgekleidete berührt hatte, fühlte sich noch immer taub an.

Allmählich begannen sich ihre Augen an das schwache Licht zu gewöhnen; sie erkannte jetzt mehr von ihrer Umgebung. Dicht neben ihr lag der Kadaver einer Krötenkreatur. Jennifer rückte instinktiv ein Stück davon weg, suchte mit der linken Hand an der Wand Halt und stemmte sich in die Höhe. Ihre Knie zitterten und schienen kräftig genug, das Gewicht ihres Körpers zu tragen.

Abermals streifte ihr Blick den fünfzackigen Drudenfuß auf dem Boden, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. *Warum, Dagon?* dachte sie. *Warum hast du mich verlassen? Warum hast du alle verraten, die dir vertraut und ihr Leben in deine Hand gegeben haben?*

Der münzgroße Fleck hellgrünen Lichtes schien ihr zuzublinzeln wie ein höhnisches Auge. Jennifer ballte in stummem Zorn die Hand zur Faust und beugte sich über das Pentagramm. Er flirrende Lichtpunkt im Zentrum des gezeichneten magischen Symbols war nicht nur Licht.

Es war ein Stein. Ein Stein aus Smaragd oder grünem Glas, der seinerseits wiederum die Form eines fünfzackigen Sternes hatte – selbst seine Proportionen stimmten ganz genau mit denen des Pentagramms überein – und wie in einem unheimlichen inneren Feuer glühte. Eine lautlose Stimme schien Jennifer davor zu warnen, diesen Stein zu berühren oder ihm nur zu nahe zu

kommen, aber sie ignorierte sie, beugte sich noch weiter vor und ergriff den Edelstein mit einer entschlossenen Bewegung.

Er war warm. Nicht heiß, wie sie angesichts seines glühenden Herzens fast erwartet hatte, aber auch nicht kalt, wie es Edelsteine im allgemeinen waren, sondern warm wie ein Stück lebenden Fleisches und ebenso weich und anschmiegksam. Seine Berührung war auf schwer zu beschreibende Weise unangenehm. Trotzdem ließ Jennifer den Stein nicht los, sondern richtete sich auf, ließ ihren Fund in einer Tasche ihres bestickten Mantels verschwinden und drehte sich herum, um sich auf die Suche nach den anderen zu machen.

McGillycaddy brachte sich mit einem verzweifelten Hüpfen in Sicherheit, als das Schwert des Drachenkriegers – in der gleichen, kreiselnden Bewegung, mit der es Hunter getötet hatte – herumfuhr und nach seinem Hals züngelte. Er entging der tödlichen Klinge um Haarsbreite, aber ihre Spitze streifte seine Wange und riß sie auf. Er taumelte, fiel zu Boden, preßte die rechte Hand auf das Gesicht und kroch vor dem schwarzgekleideten Angreifer zurück.

Der Drachenkrieger stieß ein Fauchen aus, das beinahe wie das einer zornigen Katze klang, ergriff seine Waffe mit beiden Händen und setzte ihm nach.

Im selben Moment griff ich ihn an.

Ich war zu weit entfernt, um McGillycaddy *körperlich* zu Hilfe eilen zu können, aber ich schlug mit aller geistigen Macht zu; der gleichen ungebändigten Kraft, mit der ich Augenblicke zuvor die panikerfüllte Menge beruhigt hatte.

Zumindest versuchte ich es.

Die fremde Macht in meinem Geist war verschwunden. Die helfende Hand – wem immer sie gehören mochte – hatte sich zurückgezogen, so sanft und rasch, daß ich es nicht einmal bemerkte, bis jetzt. Als ich es merkte, war es zu spät. Es war ein Gefühl, als hätte ich mit der bloßen Faust auf Stahl geschlagen, nur auf geistiger Ebene. Hinter meiner Stirn schien eine Sonne aus purem Schmerz aufzuflammen. Eine betäubende Woge raste durch meine Glieder, ließ mich taumeln und hältlos vom Tisch herunterstürzen. Ich schlug mit dem Gesicht auf, spürte den neuerlichen Schmerz nicht einmal und versuchte, mich herum und in die Höhe zu stemmen, aber meine Arme gaben unter dem Gewicht meines Körpers nach, und hinter

meiner Stirn war ein weißglühender Rechen dabei, mein Gehirn leerzufegen.

Trotzdem zeigte¹ mein Angriff Wirkung, wenn auch längst nicht in der Form, die ich erhofft hatte.

Der Drachenkrieger hielt mitten in der Bewegung inne, mit der er McGillycaddy den Schädel hatte spalten wollen, fuhr herum und machte eine Bewegung mit der Hand, die ich kaum sah. Dafür spürte ich sie um so deutlicher, denn der Schmerz hinter meinen Schläfen flammte zu furchtbarer Agonie auf – und erlosch.

Im selben Moment wußte ich, wem ich gegenüberstand. Ich erkannte ihn eine Sekunde, ehe der Mann sich vollends herumdrehte und mich anstarnte, eine Sekunde, ehe ich dem Blick seiner wasserklaren, großen Augen begegnete, Augen von der Farbe eines freundlichen Sommerhimmels, in denen eine Weisheit zu schlummern schien, die nicht zu dem Jungengesicht paßte, in das sie eingebettet waren.

Shannons Augen.

Eine einzige, endlose Sekunde lang starrten wir uns an. Die Waffe in Shannons Händen, noch immer zum Schlag erhoben, begann zu zittern, und in die Härte in seinem Blick mischte sich eine grenzenlose Verwirrung. Er wirkte hilflos. Für Augenblicke wußte er nicht, was er tun sollte.

Dafür wußte es McGillycaddy um so besser.

Mit einer Bewegung, die ich einem Mann seiner Statur gar nicht zugetraut hätte, sprang er auf die Füße, federte auf Shannon zu und trat nach ihm. Shannons Reaktion war so schnell, wie ich sie von ihm erwartet hatte, und trotzdem nicht rasch genug. Das Schwert in seiner Hand hackte nach McGillycaddys Gesicht, aber im selben Moment versetzte ihm der Schotte einen zweiten gemeinen Tritt. Shannon keuchte, torkelte einen halben Schritt und krümmte sich.

McGillycaddy stieß ihm den Gewehrkolben in den Rücken. Shannon schrie auf und fiel auf die Knie. Das Schwert entglitt seinen Fingern und flog scheppernd davon.

McGillycaddy stieß ein fast hysterisch klingendes Kreischen aus, setzte dem Gestürzten nach und schwang seine Winchester wie eine Keule. Als er zuschlagen wollte, war ich hinter ihm. Meine Handkante krachte auf seinen rechten Oberarm und lähmte ihn. McGillycaddy keuchte, fuhr mit verzerrtem Gesicht herum und stieß mit dem Gewehrlauf nach mir. Ich wich dem Hieb aus, lähmte auch seinen anderen Arm

mit einem blitzschnellen Schlag und versetzte ihm eine Backpfeife, die ihn rücklings taumelnd auf sein feistes Hinterteil fallen ließ. McGillycaddy begann vor Wut und Schmerz zu heulen, doch ich beachtete ihn gar nicht mehr, sondern wandte mich wieder Shannon zu.

Aber der junge Magier war nicht mehr da. Die wenigen Sekunden, die ich mit McGillycaddy beschäftigt gewesen war, hatten ihm gereicht, sein Schwert aufzuraffen und zu fliehen. Alles, was ich noch von ihm sah, war ein Schatten, der auf der Treppe verschwand.

Enttäuscht drehte ich mich wieder herum, hob McGillycaddys Gewehr auf und riß den Schlagbolzen heraus. Dann drehte ich die Waffe herum und warf sie ihm so heftig vor die Füße, daß er abermals zurückfiel und vor Schmerzen aufschrie.

»Sie verdammter Idiot!« brüllte ich. »Haben Sie in Ihrem Schädel auch noch für irgend etwas anderes Platz als für das Wort »schießen«, Sie Blödmann? Das war vielleicht unsere letzte Chance!«

McGillycaddy starre mich an, gab ein glucksendes Geräusch von sich und preßte die Hände gegen das Gesicht. Zwischen seinen Fingern sickerte dunkles Blut hervor, aber der Anblick tat mir nicht im geringsten leid.

»Sind... sind Sie verrückt geworden, Craven?« wimmerte er. »Der Kerl hat Hunter umgebracht, und er wollte auch mich töten!« Er stemmte sich in die Höhe und kam torkelnd näher, die Hände immer noch gegen die Wangen gepreßt.

»Verdammst noch mal, Craven – auf welcher Seite stehen Sie eigentlich?« brüllte er.

Die wütende Antwort, die mir auf der Zunge lag, blieb mir im wahrsten Sinne des Wortes im Halse stecken. Plötzlich begriff ich, wie recht McGillycaddy hatte – von seiner Warte aus. Woher sollte er wissen, daß ich Shannon kannte – und daß ich ihn als *Freund* kennengelernt hattel Woher sollte er wissen, warum ich verhindern wollte, daß er Shannon tötete?

»Sie stehen auf *ihrer* Seite!« behauptete McGillycaddy. Seine Stimme schnappte fast über.

»Ich habe es gewußt«, behauptete er. »Sie sind ein Verräter. Sie... Sie arbeiten mit ihnen zusammen. Diese Mörderbande gehört zu Ihnen, Craven!«

Ich ohrfeigte ihn, aber diesmal blieb der Schlag ohne Wirkung. McGillycaddy krümmte sich wimmernd, aber nur, um

ein paar Schritte zurückzutorkeln und mit hoch erhobener Stimme loszubrüllen: »Sie gehören dazu, Craven! Diese Mörderbande und Sie stecken unter einer Decke!«

Plötzlich war es wieder still. Unheimlich still. Ich glaubte geradezu zu spüren, wie sich aller Aufmerksamkeit auf McGillycaddy und mich richtete, wie sich die Blicke von zweihundert Augenpaaren wie glühende Dolche in meinen Rücken bohrten.

»Das... das ist Unsinn«, sagte ich stockend. »Ich kenne diesen Mann, das stimmt, aber...«

»Sie geben es also zu!« kreischte McGillycaddy. »Sie wollen uns alle umbringen, Craven! Sie stecken mit ihnen unter einer Decke.«

Die Stille war einem drohenden, an- und abschwellenden Räunen und Wispern gewichen – und dem Schleifen von Hunderten von Füßen, die einen langsam enger werdenden Kreis um McGillycaddy und mich herum bildeten. Ich glaubte die Feindseligkeit, die plötzlich in der Luft lag, regelrecht zu riechen.

»Lassen Sie es mich erklären, McGillycaddy«, sagte ich beinahe verzweifelt. »Es ist nicht so, wie Sie glauben. Ich kenne diesen Mann von früher, aber ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Ich...«

McGillycaddy stieß einen Schrei aus, packte mich warnungslos bei den Rockaufschlägen und wollte mich zu Boden schleudern, aber ich war zu schnell für ihn. Mit einem blitzschnellen Hieb sprengte ich seinen Griff und stieß ihn grob von mir. Aber seine Hand zerriß meine Rocktasche.

Etwas klimpte dicht neben mir auf den Boden, und McGillycaddys Augen wurden rund vor Erstaunen. Hastig senkte ich den Blick – und unterdrückte im letzten Moment ein entsetztes Stöhnen.

Das Klimmen kam von den drei kleinen, fünfzackigen Wurfsternen, die aus meiner zerrissenen Tasche gefallen waren. Die *Shuriken* des toten Drachenkriegers, die Bannermann aufgehoben und mir gegeben hatte, weil ich *besser damit umzugehen wußte* als er.

Es konnte sein, daß diese drei Wurfsterne jetzt mein Schicksal besiegelten... McGillycaddy bückte sich nach einem der Sterne und hob ihn auf. Zwei, drei Sekunden lang starnte er den Wurfstern aus hervorquellenden Augen an, dann drehte er sich herum, ging zu dem Toten neben der Tür und beugte sich über

ihn.

Als er zurückkam, hielt er einen zweiten *Shuriken* in der Hand. Einen, dessen scharfe Kanten rot vom Blut des Toten waren.

»Und was ist das, Craven?« fragte er lauernd. Obwohl er sehr leise sprach, war ich sicher, daß seine Worte bis in den hintersten Winkel des Raumes verstanden wurden. »Was ist das für eine Waffe? So etwas habe ich noch nie gesehen.« Plötzlich trat er auf mich zu, packte mich und fuchtelte so dicht vor meinem Gesicht mit dem blutigen Stern herum, als wolle er mir die Augen ausstechen. Ich machte nicht einmal den Versuch, mich zu wehren. Hätte ich auch nur die Hand gehoben, hätte mich die Menge hinter mir in Stücke gerissen, das wußte ich.

»Sie haben nichts mit ihnen zu tun, wie?« brüllte er. »Sie tragen nur ihre Waffen bei sich! Und wie war das vorhin, als ich einen von ihnen abgeknallt habe? Wieso leben Sie noch, so wie diese Männer kämpfen, Craven?«

»Ich... ich kann das erklären«, sagte ich verzweifelt. Gleichzeitig versuchte ich, McGillycaddy geistig zu beeinflussen, aber diesmal ließ mich mein magisches Erbe im Stich. Vielleicht war ich zu aufgereggt. Vielleicht gab der Zorn McGillycaddy auch zusätzliche Kraft und machte ihn unempfindlich gegen meinen lautlosen Angriff. »Erklären!« kreischte er. »Das glaube ich gerne. Sie werden uns so lange und so viel erklären, bis wir alle tot sind, wie? Ich pfeife auf Ihre Erklärungen, Craven!«

Er versetzte mir einen Stoß, der mich rücklings gegen den Tisch warf und halb zusammenbrechen ließ, packte mich abermals bei den Rockaufschlägen und zerrte mich grob in die Höhe. Sein Gesicht hatte sich hektisch gerötet, und in seinen Augen loderte ein triumphierender Ausdruck.

Und plötzlich begriff ich, daß er mich umbringen würde, ganz gleich, was ich sagte. Im Grunde war es McGillycaddy völlig egal, ob ich wirklich zu den maskierten Mördern gehörte oder nicht. Er haßte mich, weil er instinkтив spürte, daß ich seine Machtposition gefährdete. Und ich hatte ihm den besten Vorwand gegeben, sich meiner zu erledigen, den er sich nur wünschen konnte.

»Seien Sie vernünftig, McGillycaddy!« flehte ich. »In zwei Stunden wird dieses Schiff mit Mann und Maus untergehen, und...«

McGillycaddy schlug mir auf den Mund. »Nun, dann werden wir wenigstens noch zwei Stunden länger leben als Sie,

Craven!« sagte er. »Es wird mir ein persönliches Vergnügen sein, Ihren Henker zu spielen!«

Er schlug mich erneut, und diesmal so hart, daß meine Lippe aufplatzte und ich einen Schmerzlaut nicht mehr unterdrücken konnte.

»Alles war gut, bis Sie gekommen sind!« keuchte er. »Sie haben das Unglück über uns gebracht, Craven. Seit Sie aufgetaucht sind, verfolgen uns Tod und Chaos. Sie sind schuld, wenn dieses Schiff untergeht. Sie...«

»Das ist nicht wahr«, unterbrach ihn eine leise Stimme. McGillycaddy ließ meine Rockaufschläge los und fuhr mit einem wütenden Keuchen herum, und auch ich versuchte, die Nebel vor meinen Augen wegzublinzeln und an ihm vorbeizublicken. Der dichtgeschlossene Kreis aus Männern und Frauen, der McGillycaddy und mich umgab, hatte sich geteilt, um einer schlanken, in einem mit verwirrenden kabbalistischen Zeichen bestickten Umhang gehüllten Gestalt Platz zu machen.

»Du?« entfuhr es McGillycaddy. »Woher kommst du? Und wo ist Dagon?«

»Fort«, antwortete Jennifer. Ihre Stimme klang schleppend, flach und kraftlos, als müsse sie sich zu jedem einzelnen Wort zwingen, und als sich mein Blick klärte, sah ich, daß ihr Gesicht zu einer Maske aus Furcht und Verbitterung erstarrt war. Ihr Blick streifte mein Gesicht, aber ich bezweifelte, daß es wirklich *ich* war, was sie sah.

»Was soll das heißen, fort?« fauchte McGillycaddy. »Und was mischst du dich ein?«

Jennifer löste sich mit einer gezwungenen wirkenden Bewegung von ihrem Platz und kam ein paar Schritte auf McGillycaddy und mich zu. »Er ist fort, McGillycaddy«, wiederholte sie, und plötzlich klang ihre Stimme bitter und voller Verzweiflung. Sie deutete auf mich, sah McGillycaddy aber weiter unverwandt an. »Ich weiß nicht, was dieser Mann getan hat, McGillycaddy – aber er trägt nicht die Schuld an dem, was hier geschieht.«

»Wovon, zum Teufel, redest du überhaupt?« brüllte McGillycaddy.

»Von Dagon«, antwortete Jennifer leise. »Er ist fort.«

McGillycaddey starrte sie an. »Fort? Was heißt das?«

»Er ist geflohen, McGillycaddy«, sägte Jennifer leise. »Er... er hat uns im Stich gelassen. Uns alle. Er... er sagte, ich könne mit ihm gehen, aber für euch...« Ihre Stimme brach fast. Tränen schimmerten in ihren Augen, und ihre Hände gruben sich tief in

den Stoff ihres Gewandes, als brauche sie irgend etwas, woran sie sich verzweifelt festklammern konnte. »Er sagte, ihr alle werdet sterben, McGillycaddy. Die *Dagon* wird untergehen.«

»Fort?« echte McGillycaddy mit zitternder Stimme. Sein Gesicht hatte alle Farbe verloren. »Aber warum? Ich meine, er ... er hat versprochen, uns...«

»Er hat gelogen, McGillycaddy«, sagte Jennifer leise. »Er hat uns alle belogen. Er hat uns das Paradies versprochen, aber wir werden sterben, weil er... weil er feige war und vor den Maskierten davongelaufen ist.«

»Du hast sie gesehen?« mischte ich mich ein. McGillycaddy fuhr mit einem Ruck herum, als ich neben ihn trat, aber zu meiner eigenen Überraschung unterbrach er mich nicht, sondern nickte Jennifer im Gegenteil auffordernd zu, zu antworten. Sie nickte. Die Tränen liefen jetzt schneller über ihre Wangen. »Ja«, sagte sie. »Sie... sie haben uns verfolgt, Dagon und mich und seine Diener. »Sie... sie haben alle getötet, nur mich nicht.«

»Wie viele waren es?« fragte ich.

»Nicht viele«, antwortete Jennifer. »Drei, vielleicht vier. Bestimmt nicht viel mehr.«

»Haben Sie gesagt, was sie wollen?« fragte McGillycaddy.

Jennifer schüttelte den Kopf, dann nickte sie plötzlich. »Ich bin nicht sicher«, sagte sie. »Aber einer sagte etwas von... einem Siegel.«

»Einem Siegel?« Plötzlich glaubte ich Dagons Worte noch einmal zu hören, so deutlich, als stünde er hinter mir und spräche sie noch einmal: *Die Sieben Siegel dürfen nicht erbrochen werden, Robert Craven.* »Bist du sicher?«

Wieder dauerte es Sekunden, ehe Jennifer nicke. »Einer von ihnen sagte es«, murmelte sie. »Er... er sagte, daß es noch an Bord der *Dagon* ist. Und... und daß sie es holen wollten, ehe das das Schiff sinkt.«

Gillycaddy starrte mich an. »Wissen Sie, was das bedeutet?« fragte er lauernd.

Ich schüttelte den Kopf, aber ich merkte gleich, daß ich McGillycaddy nicht überzeugt hatte.

»Die Sieben Siegel«, murmelte er. Plötzlich legte er den Kopf auf die Seite und maß mich mit einem langen Blick. »Da war doch so ein komischen Amulett, oder?« fragte er leise. »Dieses Ding, das Sie bei sich haben und ohne das wir nicht fahren konnten.«

»Das hat damit nichts zu tun«, sagte ich hastig. »Und selbst wenn...«

McGillycaddy hörte nicht weiter zu, sondern löste das Problem auf seine eigene Art – er packte mich, verdrehte mir den Arm und griff zielsicher in die Tasche meines Gehrockes, in der ich Andaras Amulett trug. Mit einem zufriedenen Grunzen zog er den goldenen Stern hervor, stieß mich von sich und drehte das Schmuckstück in den Händen. »Dahinter sind sie also her«, murmelte er. »Wenn das alles ist, was sie haben wollen, warum geben wir es ihnen nicht?«

»Nein!« entfuhr es mir. »Das dürfen Sie nicht, McGillycaddy! Sie wissen ja nicht, was Sie tun!«

McGillycaddy schürzte abfällig die Lippen. »Möglich«, sagte er. »Aber ich weiß ziemlich genau, wozu ich keine Lust habe – nämlich umgebracht zu werden, wegen eines... Amulettes.« Er schloß die Faust um den Stern und deutete mit einer Kopfbewegung zur Treppe. »Sollen Sie es haben, wenn sie uns dann in Ruhe lassen.«

»Um Gottes willen, nicht!« keuchte ich. »Sie ahnen nicht, was...« Ich sprach nicht weiter. Einer von McGillycaddys Schlägern trat hinter mich und schlug mir so heftig mit der Faust in den Nacken, daß mir schwarz vor Augen wurde. Es dauerte nur ein paar Sekunden. Ich war nicht wirklich bewußtlos, aber meine Knie gaben nach, und für Augenblicke war ich benommen. Als sich die rauchigen Spinnenfinger der Bewußtlosigkeit wieder zurückzogen, war McGillycaddy verschwunden, und statt seiner erblickte ich das höhnische Grinsen eines seiner Speichellecker.

Mühsam stand ich auf, tat so, als wolle ich meinen schmerzenden Nacken massieren, und schlug dem Burschen die Faust unter das Kinn. Aus dem gehässigen Grinsen wurde eine Grimasse, dann erschlafften seine Züge, und er sank bewußtlos zu Boden.

Ich fuhr herum, stieß einen weiteren Mann zur Seite und stürzte hinter McGillycaddy her, so schnell ich konnte. Niemand hielt mich auf.

Necron wartete. Der Sand in der kristallenen Uhr, die er vor sich aufgestellt hatte, war noch nicht zur Hälfte durchgelaufen, und er wußte, daß er sich gedulden mußte, denn selbst für

Shannon und die sechs Krieger, die er mitgenommen hatte, war die Aufgabe schwer. Trotzdem ertappte er sich immer wieder dabei, abwechselnd auf den blitzenden Strom monoton fließenden Goldstaubes in der Uhr und die geschlossene Eichertür zu starren, die sich öffnen und das *Tor* freigeben würde, wenn es an der Zeit war.

Bald, dachte er. Bald.

Er wußte, daß er noch nicht gewonnen haben würde, selbst wenn Shannon erfolgreich war und das SIEGEL brachte. Es war nur der erste Schritt, der erste Zug in einem Spiel, dessen Regeln selbst ihm noch nicht ganz klar waren. Aber wie ein geübter Schachspieler wußte er auch, daß der erste Zug der wichtigste sein mochte, daß er sich gerade jetzt keinen Fehler erlauben durfte.

Necron riß den Blick von der so harmlos aussehenden Eichertür los und sah auf die beiden kristallenen Särge an der Wand davor.

Für einen Moment war ihm, als hätte sich das bleiche Gesicht des schlafenden Mädchens darin verändert, als wirke es plötzlich lebendiger, rosiger. Und gleichzeitig finsterer, voll einer unausgesprochenen Drohung, die düsterer war, als selbst er nachempfinden konnte.

Dann lächelte er. Unsinn, dachte er spöttisch. Der Zauber war stark, den er über das Mädchen geworfen hatte. Hundertmal stärker, als nötig gewesen wäre, eine Sterbliche zu bannen. Und trotzdem – als er sich wieder umwandte und den langsam rinnenden Goldstaub seiner Uhr betrachtete, hatte er das unbehagliche Gefühl, als ob sie ihn anstarrte.

Er drehte sich nicht noch einmal herum, um sich zu überzeugen, daß es nicht so war und ihm nur seine Nerven einen Streich spielten.

Aber es kostete ihn große Kraft, es nicht zu tun.

Der Strudel war noch nähergekommen, und sein Dröhnen übertönte jetzt selbst das Lärm des Sturmes und die Donnerschläge: ein tiefes, ununterbrochen anhaltendes Donnern und Krachen wie das Geräusch eines gigantischen Wasserfalles. Die *Dagon* schoß mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles dahin, eingehüllt in himmelhohe Wolken aus Schaum und sprühender Gischt, die Segel gebläht und Masten und Tauwerk bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit gespannt. Ich konnte direkt spüren,

wie das Schiff unter meinen Füßen vor Anspannung zitterte. Dann sah ich McGillycaddy. Er rannte ein gutes Stück vor mir über das Deck der *Dagon*, direkt auf den gewaltigen Hauptmast zu, der sich gute hundert Schritte vor mir in den Himmel reckte. Von Shannon oder den anderen Drachenkriegern war keine Spur zu entdecken.

Ich drehte das Gesicht aus dem Wind und rannte los, so schnell ich konnte. McGillycaddys Vorsprung war beträchtlich, aber auf einem Schiff war selbst dieses Wort relativ. So gigantisch die *Dagon* war, es gab nicht viel Platz auf ihrem Deck, um mir davonzulaufen, wollte er nicht über Bord springen und sein Glück schwimmend versuchen.

Das tat er natürlich nicht. Dafür tat er etwas anderes, etwas, womit ich ebensowenig gerechnet hatte. Ohne auch nur einen Sekundenbruchteil innezuhalten, raste er auf den Hauptmast zu und begann wie eine übergroße vierbeinige Spinne in seiner Bespannung emporzuklettern!

Als ich den Mast erreichte, war er schon gute fünfzig Fuß über mir. Und er stieg wie von Sinnen weiter.

»McGillycaddy!« brüllte ich mit vollem Stimmaufwand.

»Kommen Sie zurück! Das ist doch Selbstmord!«

Aber wenn McGillycaddy meine Worte über dem Grollen des Strudels und dem Heulen des Taifuns überhaupt hörte, so ignorierte er sie. Im Gegenteil – er sah zu mir herab, verzog das Gesicht zu einer Grimasse und verdoppelte seine Anstrengung noch. Der Wind warf ihn wild hin und her. Ich fragte mich, woher dieser Mann die Kraft nahm, sich überhaupt noch an dem feuchten Tauwerk zu halten.

Eine Sekunde später war ich ziemlich sicher, die Antwort am eigenen Leibe herauszufinden, denn ich sah etwas, was mich vor Schrecken zusammenfahren ließ.

Hoch über McGillycaddy stand eine schwarzgekleidete Gestalt in den Spieren, breitbeinig und so, als wäre der Höllenstein in Wahrheit nicht mehr als ein laues Lüftchen, aufrecht und nur mit einer Hand am Hauptmast Halt suchend. Ich schluckte einen Fluch herunter, versuchte mir einzureden, daß alles ganz einfach sei und gar nichts passieren konnte, wenn ich nur die Nerven behielt und nicht nach unten sah – und begann hinter McGillycaddy herzuklettern.

Wenn ich bedachte, daß ich es noch vor einer halben Minute für unmöglich gehalten hatte, war es sogar relativ einfach. Der

Sturm versuchte mich abwechselnd in die Seile zu pressen und in die Tiefe zu reißen, das vom Regen hart und kalt gewordene Hanf des Tauwerkes riß meine Hände auf, und die Erschütterungen, die die *Dagon* beutelten, setzten sich bis in die Mastspitze hinein fort und gaben mir das Gefühl, auf einem tollwütigen Elefanten zu sitzen – aber ich kam von der Stelle, wenn auch langsamer als McGillycaddy und mit wesentlich weniger Eleganz.

Er erreichte den Schwarzgekleideten, als ich kaum die halbe Strecke hinter mich gebracht hatte. Beinahe.

Der Sturm beutelte mich weiter, und als wolle irgendein boshafter Windgeist verhindern, daß ich wirklich sah, was geschah, erbebte die *Dagon* in diesem Moment unter einem gewaltigen Hieb, der das Tauwerk unter meinen Händen in eine vibrierende Bogensehne verwandelte, die sich nach Kräften bemühte, mich nach Grönland zu schießen.

Im selben Moment erschien der *Schatten* hinter dem Drachenkrieger. Es ging unglaublich schnell, und ich hatte alle Hände und Füße voll damit zu tun, nicht wie ein lästiges Stäubchen von der *Dagon* ins Meer geschnippt zu werden. Ich sah nicht mehr als einen Schemen, der buchstäblich aus dem Nichts erschien und mit der Gestalt des Drachenkriegers verschmolz. Für eine Sekunde wurde aus den beiden Umrissen einer. Dann ertönte ein markerschütternder, gräßlicher Schrei, und der Drachenkrieger kippte wie eine achtlos fallengelassene Puppe nach hinten und verschwand lautlos in der Tiefe.

Aber so schnell er auch fiel, war er doch nicht schnell genug, daß ich nicht noch einen letzten Blick auf ihn erhaschen konnte.

Er hatte keinen Kopf mehr.

Sekundenlang blieb ich mit verkrampten Muskeln in den Tauen hängen, mit aller Macht gegen die Übelkeit und die grauenhafte Furcht kämpfend, die von mir Besitz ergreifen wollten. Als ich es endlich wieder wagte, die Augen zu öffnen und nach oben zu blicken, war die Spiere leer. Der Schatten, der den Drachenkrieger getötet hatte, war so blitzartig verschwunden, wie er aufgetaucht war.

Dafür entdeckte ich McGillycaddy, nur noch zwei, drei Yards unterhalb der Stelle, an der Necrons Krieger auf ihn gewartet hatte. Ich flehte zu allen mir bekannten Göttern, daß es nicht Shannon gewesen war, dessen Tod ich beobachtet hatte.

»Kommen Sie zurück, McGillycaddy!« schrie ich. »Es hat

keinen Sinn mehr, sehen Sie das ein!«

McGillycaddy kletterte beharrlich weiter, zog sich mit einer tolpatschig wirkenden Bewegung auf die Spiere hinauf und versuchte aufzustehen. Mein Herz schien zu stocken, als ich sah, wie er mit seitlich ausgestreckten Armen auf die Spiere hinaus lief und an ihrem Ende stehenblieb. Der Sturm schlug mit unsichtbaren Fäusten nach ihm. Er wankte, stand einen Moment in einer geradezu grotesk nach hinten gebeugten Haltung mit wild rudernden Armen und durchgedrückten Knien da, und fand sein Gleichgewicht im letzten Moment wieder. Wie von Sinnen kletterte ich weiter, dabei jede Sekunde selbst in Gefahr, von der unsichtbaren Hand des Sturmes vom Mast gepflückt und in die Tiefe geschleudert zu werden.

»McGillycaddy!« schrie ich immer wieder. »Kommen Sie zurück, um Gottes willen!«

Ich hatte seine Höhe fast erreicht, als er mich endlich zu bemerken schien. Mit einer wütenden Bewegung fuhr er herum, stieß ein zorniges Heulen aus und kam auf mich zugerannt, so schnell, als liefe er über eine vierspurige Chaussee, nicht über einen kaum handbreiten, noch dazu runden und vom Regen schlüpfig gewordenen Balken. Er mußte den Verstand verloren haben.

Er sagte kein Wort, aber sein Gesicht war vor Haß und Zorn verzerrt, und auch als er den Mast – und somit mich – schon fast erreicht hatte, machte er nicht die mindesten Anstalten, auch nur langsamer zu laufen.

Ich sah seinen Tritt kommen und versuchte mich dagegen zu wappnen, aber ich hatte McGillycaddys Heimtücke wohl unterschätzt. Ich hatte damit gerechnet, daß er nach meinem Gesicht treten würde – was zwar verdammt schmerhaft, aber nicht weiter gefährlich war, wenn man wußte, wie man einen solchen Angriff zu nehmen hatte.

Statt dessen trat McGillycaddy nach meinem Hals.

Im letzten Moment gelang es mir, den Kopf zur Seite zu drehen und dem Tritt so den größten Teil seiner Wucht zu nehmen, aber das reichte nicht aus. Sein Stiefel schrammte über meine Haut; mir wurde schwarz vor Augen. Ich bekam keine Luft mehr. Meine Finger lösten sich von den nassen Tauen, und plötzlich begann ich den Sog der Tiefe zu spüren.

McGillycaddy stieß ein triumphierendes Kreischen aus.
»Jetzt bist du dran, Craven!« keuchte er. »Diesmal erledige ich

dich. Und wenn es das letzte ist, was ich tue.« Er ließ ein wahnsinniges Lachen ertönen und trat abermals nach mir. Diesmal erwischte mich sein Fuß dicht über dem Auge, und der Schmerz explodierte wie eine Bombe in meinem Schädel und ließ mich ein wenig weiter auf den schwarzen Abgrund zugleiten, der sich hinter meinen Gedanken aufgetan hatte. Ich bekam noch immer keine Luft, und meine Hände begannen langsam, aber unbarmherzig, von ihrem schlüpfrigen Halt abzurutschen. Der nächste Tritt, den mir McGillycaddy versetzte, würde der letzte sein.

Aber er kam nicht.

Aus McGillycaddys Triumphschrei wurde ein überraschtes Keuchen, und plötzlich erkannte ich eine zweite, hoch aufgerichtete Gestalt hinter McGillycaddy.

Im ersten Augenblick dachte ich, es wäre das *Ding*, das den Drachenkrieger getötet hatte, aber dann flammte ein besonders greller Blitz in unmittelbarer Nähe der *Dagon* über den Himmel, und das blauweiße, schattenlose Licht gewährte mir einen Blick auf ein schmales, von dunklem Haar eingerahmtes Frauengesicht. *Aber das war doch unmöglich!*

»Du!?« McGillycaddy fuhr mit einem zornigen Keuchen herum und hob die Fäuste. »Was willst du hier?«

»Dich«, sagte Several Borden leise.

McGillycaddy keuchte, trat einen Schritt auf die schlanke Gestalt zu und blieb wieder stehen, als er ihrem Blick begegnete. Irgend etwas war darin, was ihn erstarren ließ, eine Entschlossenheit, die durch nichts mehr zu erschüttern war. Ein Ausdruck, wie er vielleicht nur in den Augen von Menschen zu finden ist, die mit ihrem Leben abgeschlossen und nichts mehr zu verlieren haben.

»Ich habe auf dich gewartet, McGillycaddy«, sagte Several. »Du wirst jetzt bezahlen. Für Jennifer, für meinen Mann, für Frane – für alle, die du umgebracht hast. Und für mich.« Sie machte einen Schritt auf McGillycaddy zu und hob die Hände. Ich begriff eine Sekunde zu spät, was sie vorhatte. »Nein!« brüllte ich. »Tun Sie es nicht, Several! Er ist es nicht wert!« Aber weder Several noch McGillycaddy hörten meinen Schrei. Mit einem sanften Lächeln auf den Zügen trat Several auf McGillycaddy zu, umschlang ihn mit beiden Armen – und ließ sich zur Seite fallen.

McGillycaddy brüllte wie von Sinnen, klammerte sich mit

beiden Händen in das Tauwerk, das den Mast umspannte, und versuchte Several mit dem Knie von sich zu stoßen. Er verlor den Halt. Sein rechter Fuß glitt auf dem schlüpfrig gewordenen Holz ab. Er fiel, rutschte auch mit dem anderen Fuß weg und hing für endlose Sekunden nur noch an den Händen. Ich glaubte, seine Knochen unter der Belastung ächzen zu hören. Und dann tat er etwas, was mich vor Schreck erstarrten ließ. Er löste die linke Hand von ihrem Halt, ballte sie zur Faust – und schlug sie Several ins Gesicht. Für eine Sekunde hing er nur noch mit einer Hand in den Seilen, Severals und sein eigenes Gewicht mit einem einzigen Arm haltend.

Dann schlug er ein zweites Mal zu.

Severals Lippen öffneten sich zu einem letzten, lautlosen Schmerzensschrei. Und dann war sie verschwunden.

Lautlos stürzte sie in die Tiefe.

Ich schloß die Augen und wandte mich ab, als sie an mir vorüberfiel. Der Sturm stieß ein gellendes, fast triumphierendes Heulen aus, und für einen Moment erschien es mir, als klatsche der rollende Donner Beifall zu dem, was er sah.

Aber das furchtbare Geräusch, mit dem sie hundert Fuß unter mir auf das Deck der *Dagon* prallte, hörte ich trotzdem.

Jennifer saß mit steinernem Gesicht neben dem Leichnam ihrer Mutter, als ich das Deck wieder erreichte. Ein gnädiges Schicksal hatte sie so liegenlassen, daß die furchtbaren Verletzungen, die ihr der Sturz zugefügt haben mußte, nicht zu erkennen waren. Sie blutete nicht einmal. Aber der Ausdruck erstarrten Entsetzens auf ihren Zügen ließ mich schaudern.

Dicht hinter McGillycaddy trat ich neben sie. Meine Knie zitterten. Der Sturm hatte an Wucht gewonnen mit jedem Yard, den ich weiter in die Tiefe gestiegen war, und während der letzten Minuten hatte ich allen Ernstes damit gerechnet, mich zu Tode zu stürzen. Meine Hände bluteten, und meine Arme waren taub vor Anstrengung. Woher ich die Willenskraft genommen hatte, McGillycaddy *nicht* kurzerhand vom Mast zu werfen, wußte ich selbst nicht.

Jennifer war nicht die einzige, die McGillycaddy und mir an Deck gefolgt war. Ein gutes halbes Hundert Menschen war an Deck der *Dagon* gekommen, bildeten einen dichten, allseits

geschlossenen Kreis um die Tote und ihre Tochter und schirmte sie vor den tosenden Winden ab. Niemand sprach, und als McGillycaddy und ich näherkamen, wich die Menge schweigend zur Seite und machte uns Platz. Aber ich sah das Entsetzen in ihren Gesichtern, die furchtbare Enttäuschung und die Angst, die nach ihren Herzen gegriffen hatte und jedes andere Gefühl betäubte. Natürlich – sie hatten den Strudel gesehen wie ich. Aber der Schrecken, den sie empfanden, mußte tausendmal schlimmer sein. Sie hatten ihrem Gott vertraut – und waren so grausam enttäuscht worden.

Jennifers Augen waren voller Tränen, als sie aufsah und erst mich und dann McGillycaddy anblickte. »Warum?« fragte sie leise. Ihre Stimme klang tonlos.

McGillycaddy schürzte trotzig die Lippen. »Du hast es doch gesehen, oder?« schnappte er. »Sie wollte mich umbringen.« »Halten Sie den Mund, McGillycaddy«, sagte ich.

Der Schotte fuhr herum, starrte mich an und stemmte trotzig die Fäuste in die Hüften. »Warum sollte ich?« fragte er wütend. »Sie waren doch dabei, Craven. Sagen Sie ihr, wie es war. Sagen Sie ihr, daß...«

Sie sollen den Mund halten!« sage ich. Eine kalte, bodenlose Wut kroch in mir empor. Ich bin an sich kein jähzorniger Mensch, aber hätte er jetzt auch nur noch einen Ton von sich gegeben, hätte ich ihn umgebracht. McGillycaddy schien das zu spüren.

»Es tut mir leid, Jennifer«, sagte ich leise. »Ich... ich konnte nichts tun.« Jennifer versuchte zu lächeln, aber es mißlang. »Es war nicht Ihre Schuld, Robert«, sagte sie matt. »Sie... sie wollte sterben, glaube ich. Sie hat sich versteckt, um McGillycaddy aufzulauern, aber ich... ich dachte nicht, daß...« Sie sprach nicht weiter, sondern begann plötzlich heftiger zu weinen. Ich streckte die Arme aus, um sie beruhigend an mich zu ziehen, aber Jennifer wichen mir aus, erhob sich plötzlich und deutete mit einer Kopfbewegung nach vorn.

»Was ist das?« fragte sie.

Für einen Moment war ich so betroffen, daß ich nicht einmal antworten konnte. Dann begriff ich. Der Strudel und der heulende Sturm interessierten sie nicht wirklich. Es war nur ihre Art, mit dem Schmerz fertig zu werden; ihn zu betäuben.

»Werden wir sterben?«

Eine einzige, endlose Sekunde lang starrte ich sie an, dann

stand ich ebenfalls auf und sagte entschlossen: »Nein. Nicht, wenn ich es verhindern kann.«

Jennifer sah mich fragend an, aber ich sprach nicht weiter, sondern wandte mich um, riß McGillycaddy grob an den Rockaufschlagen in die Höhe und zerrte das Amulett aus seiner Tasche. Ohne ein weiteres Wort fuhr ich herum, stieß einen Mann beiseite, der nicht rasch genug Platz machte und stürmte zum Achterdeck hinauf.

Eine leise, bohrende Stimme hinter meinen Gedanken begann zu flüstern, daß es Wahnsinn war, was ich tun wollte, daß das Leben von zweihundert Menschen nichts war gegen das Leid und das Unheil, daß vielleicht über die Welt hereinbrechen würde, wenn Necron in den Besitz dieses Amulettes kam. Aber ich lief eher noch schneller. Zum Teufel – was scherte mich dieses »vielleicht«; ich war ein Mensch und keine Maschine, die nach streng logischen Gesichtspunkten entscheidet. Niemand konnte von mir verlangen, kaltlächelnd zuzusehen, wie zweihundert unschuldige Menschen einen grausamen Tod fanden! Ich erreichte das Achterdeck, drehte mich wieder zum Bug und bildete mit den Händen einen Trichter vor dem Mund.

»Shannon!«, schrie ich, so laut ich konnte. »Shannon, ich weiß, daß du mich hörst. Zeige dich! Ich will mit dir reden!«

Im ersten Moment erfolgte keinerlei sichtbare Reaktion. Dann bewegte sich etwas in den Schatten jenseits der wartenden Menge, und eine Gestalt, gekleidet in die Farben der Nacht und von schlankem Wuchs, trat auf das Deck des Schiffes heraus. Hinter ihm erschien ein zweiter Drachenkrieger, dann ein dritter, vierter, fünfter.

»Was willst du?« fragte Shannon.

Sekundenlang starre ich ihn an, und wieder glaubte ich die flüsternde, drängende Stimme zu hören, die mir zuschrie, das Amulett lieber über Bord zu werfen, statt es diesen Männern auszuliefern. Ich ignorierte sie. So rasch ich konnte, lief ich die Treppe wieder hinunter und ging auf die fünf Schwarzgekleideten zu. Der Wind bauschte ihre Umhänge, und es sah aus, als bewegten sich die daraufgestickten Drachen ungeduldig. In Shannons Blick zeigte sich nicht das geringste Erkennen, als ich vor ihm stehenblieb. Es war kaum der Blick eines Menschen, dachte ich schaudernd, sondern der einer Puppe. Was immer Necron mit ihm gemacht hatte – er schien jedes bißchen freien Willen, jede menschliche Empfindung,

jedes Erinnern aus seinem Bewußtsein getilgt zu haben. Aber schon seine nächsten Worte belehrten mich eines Besseren.

»Es ist lange her, Robert«, sagte er, sehr leise und in einem Tonfall, der irgendwie bedauernd klang.

»So lange, daß du alles vergessen hast?« fragte ich.

Shannon schüttelte kaum merklich den Kopf. »Ich habe nichts vergessen«, sagte er. »Nichts von dem Schmerz, den ich dir zu verdanken habe, Robert. Nichts von dem Entsetzen, das ich ertragen mußte, weil ich dachte, einen Freund in dir gefunden zu haben.« Er lächelte, aber es wirkte kalt. »Diesmal weiß ich, wer du bist, Hexer. Du bringst das SIEGEL?«

Ich nickte überrascht. »Woher...«

Shannon unterbrach mich mit einer ungeduldigen Handbewegung. »Ich kenne dich, Robert«, sagte er. »Besser als du selbst vielleicht. Du bist keiner, der das Leben zweihundert Unschuldiger opfern würde aus rationalen Überlegungen heraus. Nicht einmal das eines einzigen.«

»Und du?«

Shannon antwortete nicht, sondern streckte statt dessen fordernd die rechte Hand aus, und nach einem letzten, sekundenlangen Zögern trat ich auf ihn zu und ließ Andaras Amulett hineinfallen. Shannon hob es an die Augen, drehte es hin und her – und warf es mir mit einem zornigen Fauchen vor die Füße.

»Du beleidigst mich, Robert«, sagte er heftig. »Dieses Ding ist nutzlos für uns. Ein Stück Tand, nicht mehr. Glaubst du wirklich, mich so leicht hinters Licht führen zu können?«

Verwirrt bückte ich mich nach dem goldenen Stern, hob ihn auf und starrte abwechselnd ihn und Shannon an. »Aber das... das ist alles, was ich dir geben kann«, murmelte ich. »Ich sage die Wahrheit, Shannon! Ich weiß nicht, was du sonst...«

»Das SIEGEL!« unterbrach mich Shannon hart. »Wir sind hier, um das SIEGEL zu holen, Robert. Das erste der SIEBEN SIEGEL DER MACHT. Es befindet sich an Bord dieses Schiffes, und es ist mein Auftrag, es zu bringen. Das da«, er deutete auf das Amulett in meiner Hand, »ist es jedenfalls nicht.«

»Dann... dann weiß ich nicht, was du willst«, murmelte ich verstört.

Shannon sah mich einen Moment lang scharf an. Plötzlich nickte er. »Ich glaube dir, Robert«, sagte er. »Du bist niemand, der lügen würde, wenn das Leben anderer auf dem Spiel steht. Aber das SIEGEL ist hier. Dagon hat es an Bord mitgenommen,

denn ohne es wäre dieses Schiff nutzlos für ihn. Wir werden es finden, oder niemand wird dieses Schiff lebend verlassen.«

»Aber ich weiß nicht einmal, wie es aussieht!« begehrte ich auf.

»Dann suche es«, sagte Shannon kalt. »Und beeile dich, Robert. Du hast nicht mehr viel Zeit.«

Ich starrte ihn an, atmete hörbar aus und deutete auf den Höllenstrudel, der sich vor dem Bug der *Dagon* drehte. »Ist das dein Werk?«

»Das meines Herren«, antwortete Shannon. »Er wird dieses Schiff vernichten«, murmelte ich.

Shannon nickte, so ungerührt, als sprächen wir über das Wetter, nicht über das Leben von zweihundert Männern, Frauen und Kindern. »Ja«, sagte er. »Dieses Schiff und alle, die an Bord sind. Es gibt kein Entkommen, Robert. Und du kannst dir die Mühe sparen, nach Rettungsbooten zu suchen. Selbst wenn es welche gäbe, würdet ihr dem Sog nicht entrinnen.« Er lächelte kalt. »Es sei denn, du findest das SIEGEL und bringst es mir.«

Das war gelogen, und Shannon wußte, daß ich die Lüge erkannte, das spürte ich im selben Moment, in dem er die Worte aussprach. Der Strudel würde das Schiff verschlingen; so oder so.

Trotzdem nickte ich, nachdem ich das Amulett wieder in der Tasche hatte verschwinden lassen. »Wieviel Zeit bleibt uns?«

»Nicht viel«, antwortete Shannon. »Knapp zwei Stunden.«

»Versprichst du mir, uns in Frieden zu lassen, bis... bis es soweit ist.«

Shannon nickte. »Wenn du das SIEGEL suchst, ja.«

»Keinen Toten mehr?«

»Keine Toten mehr, bis auf einen. Aber zweihundert, wenn du versuchst, mich zu betrügen, Hexer.«

Und jetzt – endlich – begriff ich.

Ohne ein weiteres Wort wandte ich mich um und ging zu der wartenden Menge zurück. Fragende Gesichter erwarteten mich, Augen, in denen eine bange Hoffnung glomm, und Lippen, die es nicht wagten, sich zu öffnen, um die Frage zu stellen, die allen auf den Zungen brannten.

Ich ignorierte sie alle, ging auf Jennifer zu und wies mit einer Kopfbewegung zur Treppe.

»Du hast gesagt, Dagon wäre geflohen«, sagte ich.

Jennifer nickte.

»Warst du dabei?«

Wieder nickte sie, und ich fuhr fort, so leise, daß außer ihr und McGillycaddy, der unmittelbar hinter ihr stand, niemand die Worte verstand: »Kannst du mir den Ort zeigen?«

Jennifer erschrak sichtlich, aber dann nickte sie ein drittes Mal, wenn ich auch sah, wie schwer es ihr fiel.

»Gehen wir«, sagte ich.

Er war verwirrt. Die Abgesandten des Feindes handelten nicht logisch. Er war bereit gewesen, einzugreifen, sollten sie versuchen, den Hexer zu töten. Aber sie hatten ihn nicht zu vernichten versucht, sondern ihm im Gegenteil geholfen. Niemand außer ihm hatte es bemerkt, denn er war in der Lage, hinter die Dinge zu blicken und die wahre Absicht zu erkennen, aber der Mann, der geschickt worden war, das SIEGEL zu holen und den Sohn des Hexers umzubringen, handelte ganz klar gegen seinen Befehl.

Lautlos zog er sich wieder zurück, schlüpfte wieder in die Maske, in der er sich zeigen konnte, ohne Aufsehen zu erregen, wurde vom Ungeheuer zum Menschen.

Er wartete.

Die Kälte war hier unten fast unerträglich. Der Boden, über den wir gingen, schien unter unseren Schritten zu knistern, und jeder Atemzug brannte in meiner Kehle, als atmerte ich kleingriebenes Glas. Meine Finger waren so gefühllos geworden, daß ich kaum die Lampe halten konnte. Selbst das Licht, das sie verströmte, wirkte *kalt*.

»Das ist es«, sagte Jennifer leise. Ihre Stimme echote unheimlich in der kleinen Kammer, und die Wände, die mit einer hauchdünnen glitzernden Schicht aus Rauhreif überzogen waren wie mit einer eisigen Haut, schienen ein Teil ihres Klanges zu verschlucken, bis nur noch die dumpfen, düsteren Töne übrigblieben.

Es war keine wirkliche Kälte, die uns schaudern ließ, das spürte ich. Es war dieses Zeichen, auf das Jennifer deutete. Ein mannsgroßes, mit seltsamen Farben gemaltes Pentagramm auf dem Boden, genau im mathematischen Zentrum der Kammer. »Was soll das sein?« fragte McGillycaddy ungeduldig. Seine Stimme klang ebenso verzerrt und düster wie die Jennifers, aber anders als bei ihr hörte ich auch noch eine deutliche Spur von

Furcht in seinen Worten. Im Grunde war McGillycaddy nichts als ein erbärmlicher Feigling.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Jennifer. »Er... er ist hineingetreten, und dann war er verschwunden. Da war ein Licht, und...« Sie brach ab, sah mich beinahe hilflos an und machte einen Schritt auf das magische Symbol zu. Hastig ergriff ich sie am Arm und zog sie zurück.

»Berühren Sie es nicht«, sagte ich warnend. Ich schob sie ein Stück zur Seite, bedeutete auch McGillycaddy und den beiden Männern, die uns begleitet hatten, zurückzuweichen, und näherte mich dem Pentagramm behutsam. Nichts geschah, als ich die düster flackernden Linien des fünfeckigen Sternes berührte. Ich spürte weder körperlich noch auf geistiger Ebene irgendeine Veränderung. Trotzdem wußte ich mit ziemlicher Sicherheit, was ich vor mir hatte.

Langsam ging ich bis zu seinem Zentrum, ließ mich in die Hocke sinken und tastete mit den Fingerspitzen über den Boden. Ich fühlte nichts als eisiges Holz. Aber meine Überzeugung, es mit nichts anderem als mit einem *Tor* zu tun zu haben, wuchs eher noch.

»Etwas fehlt«, murmelte ich. Beinahe ohne daß ich selbst es bemerkte, zog ich Andaras Amulett aus der Tasche und legte es ins Zentrum des Pentagramms. Aber die erhoffte Wirkung blieb aus. Das Tor blieb verschlossen.

Ich wandte mich an Jennifer. Versuchen Sie sich zu erinnern« sagte ich. »Er muß irgend etwas getan haben. Irgendein Wort, ein Gegenstand, eine bestimmte Bewegung...«

Jennifer blickte mich an, schüttelte den Kopf – und fuhr plötzlich zusammen wie unter einem Hieb. Ihre Hand glitt in eine Tasche ihres Umhangs und förderte einen kleinen, grünglitzernden Stein zutage.

»Das hier habe ich gefunden«, sagte sie. »Es lag auf dem Boden.«

Ich stand auf, nahm ihr den Stein aus der Hand und betrachtete ihn eingehend. Er fühlte sich glatt wie Glas an und bestand aus einem grünlichen Material, in das verwirrende Symbole eingeritzt waren. Seine Form entsprach genau der des Pentagramms.

»Was ist das?« fragte McGillycaddy.

»Der Schlüssel«, antwortete ich. »Der Schlüssel, der das Tor öffnet.«

»Tor?« McGillycaddy glotzte mich blöde an. »Was soll das heißen?«

Ich wollte antworten, aber ich kam nicht dazu, denn in diesem Moment wurde die Tür aufgestoßen, und eine weitere Gestalt betrat den Raum. Ich glaube, ich war der einzige, der nicht überrascht war. Im Gegenteil – etwas hätte gefehlt, wäre *er* nicht gekommen.

»Etwas, das Sie niemals begreifen würden, McGillycaddy, selbst wenn wir es Ihnen erklären«, sagte Bannermann ruhig. McGillycaddy ächzte. Sein Unterkiefer klappte herunter. Von einer Sekunde auf die andere verlor sein Gesicht alle Farbe. Er sah plötzlich aus wie ein Mann, der einem leibhaftigen Gespenst gegenübersteht.

»Bannermann!« keuchte er. »Aber das.., das ist doch völlig... das ist...« Er wimmerte, riß schützend die Arme vor das Gesicht und taumelte zurück, als hätte er einen Schlag bekommen. »Das ist unmöglich!« wimmerte er. »Sie sind tot! Tot! Ich weiß das! Sie... Sie sind...«

»Das ist nicht Bannermann, McGillycaddy«, sagte ich ruhig. Bannermann – das Wesen, das *aussah* wie Bannermann – lächelte. »Nein«, sagte er ruhig. »Den Menschen Bannermann gibt es nicht mehr. Er hat ihn getötet.« Er deutete auf McGillycaddy, der sich abermals wie unter einem Hieb krümmte und den vermeintlichen Bannermann aus hervorquellenden Augen anstarnte. »Schon vor Tagen, Robert. Wie lange wissen Sie es schon?«

»Daß Sie nicht Bannermann sind?« Ich zuckte mit den Achseln. »Nicht so lange, wie ich es müßte«, gestand ich. »Ich hätte es im ersten Moment bemerken müssen. Sie haben Fehler gemacht.«

»Ich weiß«, gestand das Bannermann-Ding. »Ich hätte Ihnen den Toten nicht zeigen dürfen. Aber ich wollte Sie warnen.«

»Sie konnten nicht wissen, daß diese Männer im Auftrag Necrons hier sind«, bestätigte ich. »Der echte Bannermann weiß nicht einmal, daß es einen Mann dieses Namens gibt. Wer sind Sie?«

»Ein Freund«, antwortete Bannermann. »Wenn das, was Sie mir über das Wort >Freundschaft< erzählt haben, die Wahrheit ist.«

»Ein Freund?« wiederholte ich. »Oder ein Feind meiner Feinde? Das ist ein Unterschied.«

Bannermann schien einen Moment über die Bedeutung meiner Worte nachzudenken, dann machte er eine wegwerfende Geste und deutete zuerst auf das Pentagramm, dann auf den grünen Stein in meiner Hand. »Sie wissen, was Sie dort haben«, sagte er.

Ich nickte. »Den Schlüssel zu diesem Tor«, sagte ich.

»Und das SIEGEL«, fügte Bannermann hinzu. »Die Männer, die Necron gesandt hat, werden wissen, wo es ist, im selben Moment, in dem Sie das *Tor* öffnen. Sie werden kommen und es holen. Das darf nicht sein.«

Er sprach nicht weiter, aber ich hörte das, was er sagen wollte, so deutlich, als hätte er es gesagt: »*Ich werde es verhindern.*«

Mit einer fast trotzigen Bewegung schloß ich die Faust um das SIEGEL. »Was erwarten Sie?« fragte ich. »Daß ich zusehe, wie zweihundert Menschen sterben, nur wegen dieses Steines?«

»Es ist weit mehr als *nur* ein Stein«, sagte Bannermann sanft. »Sie wissen das, Robert.«

»Ich weiß überhaupt nichts«, sagte ich. »Ich weiß nicht einmal, was diese SIEBEN SIEGEL sind, geschweige denn, was sie bewirken. Ich weiß nur, daß dieses Ding die einzige Möglichkeit darstellt, das Leben der Menschen hier an Bord zu retten. Erwarten Sie, daß ich zusehe, wie sie sterben?«

Bannermann starrte mich an, und für einen Moment – einen winzigen, zeitlosen Moment nur, aber mit fast übernatürlicher Klarheit – glaubte ich ihn zu sehen, wie er wirklich war: ein Gigant, drei Yards groß und mit weit gespannten, ledernen Flügeln, dämonenköpfig und mit Augen, die die Ewigkeit geschaut hatten. Eine Bestie. Das Ungeheuer, das den Drachenkrieger getötet hatte.

Aber ich sah noch mehr. Im selben Moment, in dem ich seine wahre körperliche Erscheinungsform sah, spürte ich seine *Macht*. Eine Macht, die die Grenzen des Vorstellbaren sprengte. Dieselbe unbeschreibliche Macht, die mir geholfen hatte, mehr als zweihundert Menschen gleichzeitig geistig zu beeinflussen. »Sie können es«, behauptete ich. »Sie können das *Tor* öffnen, ohne den Stein zu benutzen.«

»Das kann ich nicht«, behauptete Bannermann, aber ich fegte seinen Einwand mit der Hand beiseite und sagte noch einmal: »Sie können es. Selbst ich habe einmal ein *Tor* aufgestoßen, und ich bin nichts gegen Sie. Ich habe Ihre Macht gespürt, vergessen Sie das nicht.«

Lange blickte mich das Wesen mit Bannermanns Körper an, und ich spürte die Verwirrung, die meine Worte hinter seiner Stirn hervorriefen.

»Sie haben recht«, sagte er plötzlich. »Ich könnte es. Aber sie würden trotzdem spüren, daß ich es tue. Sie würden kommen.«

»Dann halte ich sie auf«, sagte ich impulsiv.

Bannermann lachte. »Sie? Ein einzelner Mann gegen fünf von ihnen!«

»Ich und McGillycaddy und vier seiner Freunde«, bestätigte ich.

McGillycaddy ächzte. »Hören Sie mal, Craven!« keuchte er. »Wenn Sie glauben, daß meine Männer und ich...«

»Ich glaube«, unterbrach ich ihn scharf, »daß Sie daran interessiert sind, von hier wegzukommen.« Ich musterte ihn kalt. »Sie haben die Wahl, McGillycaddy«, sagte ich. »Sie können mir helfen und den anderen und sich selbst so zumindest eine Chance geben, zu überleben. Oder Sie können hierbleiben und die Minuten zählen, bis das Schiff in den Strudel stürzt. Oder Shannon auftaucht und Ihnen die Kehle durchschneidet.« McGillycaddy erbleichte noch mehr. »Das... das ist Erpressung«, stammelte er. »Sie wissen, daß wir keine Chance haben. Nicht gegen diese Männer.«

»Ich will nicht behaupten, daß sie sehr groß ist«, sagte ich. »Aber wir haben eine Chance. Damit.« Ich hob die Faust, in der ich das SIEGEL trug, und sah Bannermann an. Er nickte.

»Ihr seid ein sonderbares Volk«, sagte er plötzlich. »Du hast gegen Götter gekämpft, um dein Leben zu retten. Und jetzt bist du bereit, es wegzuhauen, um das anderer willen, die du nicht einmal kennst.«

»Vielleicht ist das der Unterschied zwischen uns«, murmelte ich. »Nun – werden Sie es tun?«

Das Bannermann-Wesen seufzte. »Ja«, sagte es schließlich. »Aber du weißt, daß du nicht nur gegen *menschliche* Feinde kämpfst? Die Macht, die dieses Schiff vernichten wird, kennt kein Erbarmen. Nicht einmal ich bin in der Lage, sie aufzuhalten.«

»Das verlange ich nicht«, antwortete ich. »Wir haben zwei Stunden. Mehr als genug Zeit, die Leute durch das Tor in Sicherheit zu bringen. Was danach geschieht, werden wir sehen.«

»Das werden wir«, sagte Bannermann. Aber was er damit wirklich sagen wollte, das verstand wohl nur ich.

»Er hat es gefunden«, sagte Shannon.

Er und die vier Krieger, die ihm geblieben waren, befanden sich in einem kleinen, fensterlosen Raum weit vorne am Bug des Schiffes. Sie saßen auf dem Boden, mit untergeschlagenen Beinen und nach vorn geneigt, die Hände ineinander verschränkt, so daß sie einen unregelmäßigen Kreis mit fünf Eckpunkten bildeten. Aber stärker als ihre Körper berührten sich ihre Geister, bildeten ein Zentrum pulsierender Kraft und sandten unsichtbare, tastende Finger hinaus in die Tiefe des Schiffes. Shannon sah das, was in der kleinen Kammer am anderen Ende der *Dagon* vorging, so deutlich, als stünde er daneben.

Mit ihm sahen es die vier anderen Krieger. Und er spürte ihr Erschrecken, als sie die Dämonengestalt durch Robert Cravens Augen erblickten.

»Scheijtan!« entfuhr es einem der Männer.

Shannon sah den Krieger strafend an. »Schweig!« schnappte er. »Dies ist nichts, was uns anginge!«

Der Mann sah auf. Ein trotziger Funke erwachte in seinem Blick. »Sie haben das SIEGEL!« sagte er zornig. »Worauf warten wir noch? Holen wir es!«

Shannon wollte widersprechen, aber dann fühlte er, daß jedes weitere Wort das Mißtrauen der Krieger nur weiter schüren würde, nickte statt dessen und löste seine Finger aus denen seiner beiden Nachbarmänner, um aufzustehen. Lautlos wie Schatten erhoben sich auch die vier anderen Krieger.

»Warten wir noch«, sagte er, als der erste den Raum verlassen wollte. »Noch ist Zeit, bis das Schiff vernichtet wird. Lassen wir ihm Zeit, so viele wie möglich in Sicherheit zu bringen.«

»Wozu?« fragte der Krieger, der bereits vorher gesprochen hatte. »Unser Befehl ist, das SIEGEL zu holen.«

»Der Sohn des Hexers wird es mir ausliefern«, widersprach Shannon. »Ich habe sein Wort.«

»Was geht uns das Leben der anderen an!« fauchte der Drachenkrieger. »Sollen sie sterben. Du wirst weich, Shannon. Vielleicht hat Necron nicht gut daran getan, dir den Befehl zu überlassen.« Seine Hand legte sich auf den Gürtel, zwei Fingerbreit neben den Griff des Schwertes, das daraus hervorsah. Shannon verstand die wortlose Warnung.

Er nickte. »Du hast recht, Kahrim«, sagte er. »Gehen wir.«

Diesmal war es wirklich ein Exodus. Die Männer und Frauen,

die an Bord der *Dagon* gegangen waren, hatten nur das Aller-notwendigste mitgenommen, das, was sie tragen konnten, im Vertrauen auf ihren Gott und darauf, daß er ihnen in der neuen Welt, die er ihnen versprochen hatte, alles geben würde, was sie brauchten. Ich sah die Angst in den Gesichtern derer, die zwischen Bannermann und Jennifer ins Zentrum des zu neuem Leben erwachten, lodernden Pentagramms traten.

Der Vorgang wirkte selbst auf mich erschreckend: Es ging schnell und nahezu lautlos – ein kurzes Flackern von Licht, eine Woge intensiver Hitze, und das Zentrum des Sternes war wieder leer, der Körper, der hineingetreten war, entmaterialisiert, um irgendwo, zahllose Meilen entfernt und am Ende aller Hoffnungen, wieder aufzutauchen. Bannermann hatte versprochen, sie zurück nach Firth'en Lachlайн zu bringen, dem Ort, aus dem sie fortgegangen waren, und ich wußte, daß er sein Versprechen halten würde.

Aber es würde nicht mehr derselbe Ort sein, an den sie zurückkamen. Es würde ein Ort ohne Hoffnung sein, ein Ort der Enttäuschung und Bitterkeit und Leere. Sie hatten mit jeder Faser ihres Seins an das geglaubt, was ihnen Dagon versprochen hatte. Sie hatten ihm ihr Leben und ihre Zukunft anvertraut. Und alles, was sie erhalten hatten, war eine Lüge gewesen.

»Sie kommen«, sagte Bannermann plötzlich. Er stand, hoch aufgerichtet und so reglos wie eine Statur aus bemaltem Fels, neben dem *Tor*, in sonderbar verkrampter, unnatürlicher Haltung, die Stirn mit Schweiß bedeckt und einen fast fiebrigen Glanz in den Augen. Seine Lippen bewegten sich kaum, als er sprach. Ich konnte die Anstrengung, die es für ihn bedeutete, das *Tor* nur kraft seines bloßen Willens offenzuhalten, beinahe spüren; eine Anstrengung, die selbst die Kräfte dieses unheimlichen Wesens beinahe überstieg. Wenigstens hoffte ich es. Ich bildete mir nicht ein, der geistigen Macht dieses Wesens wirklich gewachsen zu sein. Ich besaß nur wenig Übung darin, meine Gedanken abzuschirmen und das, was mich wirklich bewegte, hinter der Maske des Banalen und Unwichtigen zu verbergen. Jemanden wie Dagon, der trotz allem nur ein Mensch war, der gelernt hatte, sich das Übernatürliche zunutze zu machen, vermochte ich auf diese Weise vielleicht zu täuschen, aber kaum ein Wesen wie das, das in Bannermanns Körper geschlüpft war.

Trotzdem war es meine einzige Chance. Und die einzige Chance der zweihundert Männer und Frauen, die in einer

schier endlosen Kette an mir vorüberprozessierten, um in der flammenden Umarmung des *Tores* zu verschwinden.

Ich nickte McGillycaddy und seinen vier Genossen zu und ging zum Ausgang, blieb aber noch einmal stehen, um zu Bannermann zurückzublicken. Etwas an seiner Gestalt hatte sich verändert. Er wirkte nicht mehr echt; eine Kopie perfekt bis ins Äußerste, aber trotzdem eine Kopie, die nicht wirklich zu überzeugen vermochte. Die Anstrengung, das *Tor* offenzuhalten, mußte den allergrößten Teil seiner Kräfte beanspruchen. »Ich werde nicht auf Sie warten können, Craven«, sagte er. »Ich weiß nicht einmal, ob meine Kraft reicht, das *Tor* lange genug aufzuhalten.«

Vermutlich hätte es eine ganze Menge kluger Sachen gegeben, die ich hätte sagen können; und ebenso alberner. So beließ ich es bei einem letzten, nichtssagenden Kopfnicken, drehte mich um und schob mich hinter McGillycaddy durch die Tür. Der Schotte ergriff sein Gewehr fester, als brauche er etwas, woran er sich klammern konnte, und hielt mir eine großkalibrige Pistole hin, die er aus der Rocktasche zog. Ich schüttelte den Kopf.

»Danke«, sagte ich. »Die brauche ich nicht. Geben Sie sie einem Ihrer Männer. Sie paßt besser zu ihnen.«

Wenn McGillycaddy die Spitze verstand, so ignorierte er sie. Stirnrunzelnd steckte er die Pistole wieder ein und fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen. »Fünf gegen sechs«, sagte er. »Das ist Mord.«

»Wieso?« fragte ich, ohne ihn anzusehen. »Wir sind in der Überzahl.«

McGillycaddy schnaubte. »Sie wissen ganz genau, daß diese Männer nichts anderes als seelenlose Killer sind«, stieß er hervor.

»Richtig«, antwortete ich. »Würdige Gegner für sie, nicht wahr?«

McGillycaddy verzichtete auf eine Antwort.

Das Schiff begann sich zu verändern. Shannon hatte den Unterschied bemerkt, als sie auf das Deck hinausgetreten waren. Die Veränderung war noch nicht sichtbar, nicht real: Alle Dinge schienen, wie sie gewesen waren, und gleichzeitig... anders. Die Masten der *Dagon* kamen ihm vor wie Spinnenbeine, groß und häßlich, das Schiff wie ein gewaltiges

pulsierendes Ding, das Heulen des Windes wie ein Chor wutverzerrter gellender Stimmen. Ihre Zeit lief ab. Necron hatte sie gewarnt, und nach allem, was Shannon über den UNAUSSPRECHLICHEN gehört und gelesen hatte, nahm er diese Warnung sehr, sehr ernst. Das Schiff näherte sich dem Sog, und mit ihm näherte er sich dem Zentrum *seiner* Macht, dem Chaos, das vor dem Beginn der Welt gewesen war und nach ihrem Ende sein würde. Die Vernichtung der *Dagon* war nur der Anfang. Das Schiff würde zerstört werden, sich in ein unglaublich fremdes, lebensvernichtendes Etwas verwandeln, lange ehe es den wirbelnden Mahlstrom erreichte und darin zerschmettert wurde. Auch sie würden mit ihm untergehen, wenn sie sich dann noch an Bord befanden.

Einer der Männer blieb plötzlich stehen und deutete mit dem Schwert nach vorn. »Er kommt, Shannon«, sagte er. »Er hat das SIEGEL bei sich.«

»Ich weiß«, sagte Shannon.

»Aber er ist nicht allein«, fuhr der Krieger fort. »Es sind andere bei ihm. Bewaffnet. Ich spüre den Willen zum Kampf in ihnen.«

»Und?« fragte Shannon. »Wir werden sie töten. Nur das SIEGEL ist wichtig.« Er deutete mit der Hand zum Achterdeck hinunter und fuhr, mit leicht erhobener Stimme, fort: »Geht. Vernichtet alle, die sich euch in den Weg stellen, aber röhrt den Siegelträger nicht an. Sobald das SIEGEL in unserer Hand ist, wird dieses Schiff dem Chaos anheimfallen.«

Er hatte keinerlei Beweis dafür, daß es wirklich so war, und doch spürte er, wie nahe er der Wahrheit mit seinen Worten kam. Schon jetzt war der Geruch zu spüren. Er wußte, daß es einzige die Anwesenheit des SIEGELS auf diesem Schiff war, die den UNAUSSPRECHLICHEN noch davon abhielt, sich mit seiner ganzen Macht auf die *Dagon* zu stürzen und sie zu zerstören. Der Gedanke, der daraus folgte, ließ ihn schaudern. Aber er hatte keine Wahl.

»Weiter«, sagte er befehlend. Kahrim hielt seinem Blick noch einen Sekundenbruchteil lang stand, dann drehte er sich um und ging mit raschen Schritten hinter den anderen her. Shannons Hand kroch ein Stück weiter auf das Schwert in seinem Gürtel zu. Niemand bemerkte es.

Es war unheimlich still. Durch die offenstehende Tür am anderen Ende der Halle wetterleuchtete der blaue Widerschein des Gewitters, und ich konnte spüren, wie sich die *Dagon* unter unseren Füßen wand wie ein waidwundes Tier. Es war noch kälter geworden. Und etwas war geschehen, das ich nicht in Worte zu fassen vermochte, dafür aber um so deutlicher spürte.

Der Fremde war stärker geworden. Viel stärker.

Bisher hatte ich angenommen, es wäre die Nähe des geheimnisvollen Wesens, das in Bannermanns Gestalt geschlüpft war, die ich fühlte, aber das stimmte nicht. Es gab noch etwas anderes; etwas, das sehr viel mächtiger war und gleichzeitig düsterer und fremdartiger, kein Geist wie der des Bannermann-Wesens, sondern etwas wie eine dunkle Macht, ein Vernunft- und seelenloses Prinzip des Bösen, das sich wie ein Pesthauch über der *Dagon* ausgebreitet hatte und das an Stärke gewann, mit jedem Atemzug, den ich tat. Es war, als näherten wir uns dem Zentrum eines unsichtbaren Gewitters.

War es das, wovor Bannermann mich hatte warnen wollen, als er sagte, daß ich nicht nur gegen menschliche Gegner kämpfen würde? dachte ich. Dieses fremde, erschreckende Ding, das seine Klauen nach der Dagon ausgestreckt hatte wie eine unsichtbare Spinne?

Ich schauderte.

»Da drüben ist was«, sagte McGillycaddy nervös. Seine Finger spielten am Abzug der Winchester, was mich besorgt aufflicken ließ. Ich war längst nicht mehr sicher, daß es eine gute Idee gewesen war, ihn und seine vier Schlägertypen mitzunehmen. Aber ich hatte gesehen, daß er – trotz allem – auch ein Mann war, der mit der Waffe umzugehen wußte und sich seiner Haut zu wehren verstand. Und gegen Shannon und seine vier Begleiter konnte ich jedes bißchen Unterstützung gebrauchen, das ich bekommen konnte.

Außerdem hatten wir einen gewissen Vorteil. Der einzige direkte Weg hinunter in den unteren Teil der *Dagon* führte durch den Raum, in dem wir uns verschanzt hatten. Shannon und seine Krieger mußten hier vorbei – und unser Gewehr und die vier Pistolen, mit denen McGillycaddys Leute bewaffnet waren, machten einen Gutteil ihrer Überlegenheit wieder wett.

Unter der Tür, auf die McGillycaddy gedeutet hatte, regte sich jetzt tatsächlich etwas. Ich war nicht sicher, ob es ein

Mensch war oder nur ein Schatten, den das verwirrende Lichtspiel der Blitze draußen hervorrief, schob mich aber sicherheitshalber ein Stück weiter in die Deckung des umgeworfenen Tisches. Wir hatten eine notdürftige Barrikade errichtet, vor der auf einer Strecke von gut zwanzig Schritten nichts war, hinter dem auch nur eine Maus Deckung gefunden hätte. Wenn Shannon hier vorbei wollte, mußte er sich etwas einfallen lassen.

Nicht, daß ich etwa daran zweifelte, daß er es tun würde.

»Da sind sie!« brüllte McGillycaddy, riß sein Gewehr hoch und schoß, so schnell, daß ich nicht mehr dazu kam, ihn zurückzuhalten.

Von einer Sekunde auf die andere verwandelte sich der Raum in ein Chaos aus peitschenden Schüssen, grellen Mündungsblitzen und Pulverdampf. Ich sah die geduckte Gestalt eines Drachenkriegers unter der Tür auftauchen und die Kugeln rechts und links von ihm in das Holz klatschen. Dann erschien ein zweiter, dritter, vierter und fünfter Mann, lautlos wie Schatten und ebenso schnell und wendig in ihren Bewegungen. Beinahe schneller, als das Auge ihnen zu folgen vermochte, huschten sie in den Raum und warfen sich hinter den umgestürzten Möbelstücken in Deckung. Nicht eine einzige Kugel traf ihr Ziel. Schließlich hörte McGillycaddy auf, wie ein Besessener zu schießen, und senkte sein Gewehr. Auch seine vier Kameraden stellten das Feuer ein. »Sie verdammter Narr«, sagte ich zornig. »Konnten Sie nicht warten?«

»Wozu?« gab McGillycaddy patzig zurück. »Wir haben sie in Deckung getrieben, oder?«

»Ja«, knurrte ich, »und dabei unser Versteck verraten und die Hälfte unserer Munition nutzlos verpulvert.«

Auf McGillycaddys Gesicht erschien ein betroffener Ausdruck. Verstört blickte er mich einen Moment lang an, dann lugte er wieder über den Rand unserer Deckung zum anderen Ende des Saales hinüber.

Irgend etwas bewegte sich dort drüben, aber es war nicht genau auszumachen, was. Die Größe des Saales, die uns bisher von Vorteil erschienen war, entpuppte sich nun als Handicap, denn auf ein Ziel, das sich so schnell und lautlos zu bewegen vermochte wie ein Drachenkrieger, war ein sicherer Schuß auf diese Distanz unmöglich.

»Nicht schießen«, sagte ich in jenem gehetzten, hellen Flüsterton, den man nur mehrere Schritte weit vernehmen kann. »Erst,

wenn ihr ein wirklich sicheres Ziel habt.«

Die Schwarzgekleideten kamen näher. Ein Huschen hier, ein Scharren und Schleifen dort – das war alles, was wir sahen und hörten.

Plötzlich erwachte einer der Schatten zu rasendem Leben. Etwas polterte, und mit einem Male sprang ein Drachenkrieger hinter seiner Deckung hervor, stieß einen gellenden Kampfschrei aus und raste im Zickzack auf uns zu.

McGillycaddy schrie auf, sprang hinter dem umgestürzten Tisch in die Höhe und feuerte dreimal hintereinander.

Jeder Schuß traf.

Aber der Mann rannte weiter.

McGillycaddy keuchte ungläubig, riß seine Waffe abermals in die Höhe und schoß noch einmal, und im selben Moment begannen auch die anderen vier zu feuern.

Der Drachenkrieger begann zu taumeln, wie von Fausthieben getroffen, und ich sah, daß er mindestens sieben-, achtmal getroffen wurde.

Aber er lief noch immer weiter, torkelte in einer fast unmöglichen Haltung auf uns zu und fiel schließlich auf die Knie. McGillycaddy brüllte triumphierend, richtete sich vollends hinter seiner Deckung auf und schoß noch einmal auf ihn. Der Drachenkrieger bäumte sich auf, griff sich mit beiden Händen an den Schädel und fiel nach hinten.

McGillycaddy starb eine Sekunde nach ihm.

Etwas Kleines, Silbernes fegte wie ein rasendes Rad aus Licht durch die Luft, prallte gegen den Lauf seines Gewehres, kippte um seine Mittelachse und rollte McGillycaddys Arm hinauf, eine schnurgerade Spur blutender Wunden hinterlassend, erreichte seine Schulter und zerfetzte die Jacke. McGillycaddy brüllte vor Schmerz und Schrecken, ließ seine Waffe fallen und taumelte zurück, die Hand auf den blutenden Arm gepreßt. Ein zweiter *Shuriken* raste heran und töte ihn auf der Stelle.

Und plötzlich schien der Saal voller finsterer Gestalten zu sein. Ich wußte, daß es nur noch vier waren, Shannon mitgezählt, aber sie schienen überall zugleich zu sein; Männer, die unter den grellen Mündungflammen der Revolver hindurchtauchten und einen irrsinnigen Tanz zwischen den einschlagenden Kugeln aufführten. Der Mann neben mir brach plötzlich zusammen, und von der anderen Seite der Barriere her erscholl ein gellender Schrei, der mir sagte, daß Shannons Krieger auch dort die

provisorische Sperre durchbrochen hatten.

»Zurück!« schrie ich und sprang auf, ohne abzuwarten, ob einer der Männer meinen Befehl gehört hatte oder darauf reagierte. Etwas Helles wirbelte auf mich zu; ich duckte mich, verspürte einen heftigen, schneidend Schmerz an der Schulter und rannte im Zickzack weiter. Hinter mir peitschten noch immer Schüsse.

Wie von Sinnen hetzte ich auf die Tür los, sah mich im Laufen um und verdoppelte meine Anstrengung, als ich sah, daß gleich zwei der schwarzgekleideten Gestalten meine Verfolgung aufgenommen hatten.

Keuchend erreichte ich die Tür, packte sie im Vorübergehen und warf sie hinter mir wuchtig ins Schloß, um wenigstens eine einzige Sekunde herauszuschinden. Dann traf etwas meine verletzte Schulter und riß mich herum. Ich strauchelte, sah die Wand auf mich zurasen wie eine hölzerne Faust und versuchte den Anprall mit den Händen abzufangen.

Ich war nicht schnell genug.

Etwas war nicht so, wie es sein sollte. Es hatte lange gedauert, bis er es gemerkt hatte, denn die Anstrengung, das Tor offenzuhalten, überstieg beinahe seine Kräfte; nur ein ganz geringer Teil seines Bewußtseins konnte sich um die Dinge kümmern, die um ihn herum vorgingen.

Und als er es merkte, war es zu spät.

Mit einem lautlosen Wutschrei versuchte er, seinen Geist aus den komplizierten Verstrickungen des Energienetzes zu lösen, das das Tor geöffnet hielt, um sich denen zuzuwenden, die ihn zu betrügen versuchten.

Es ging nicht.

Er war so erstaunt, daß er für einen Moment beinahe die Kontrolle über das Tor verlor und Gefahr lief, selbst mit hineingesaugt zu werden. Hastig stabilisierte er das filigrane Energiemuster wieder, konzentrierte sich und versuchte erneut, seinen Geist von dem Gebilde zu lösen.

Er konnte es nicht. Etwas hielt ihn fest, mit solcher Macht, daß sogar seine Macht nicht reichte, die Umklammerung unsichtbarer Energien zu sprengen.

Dann spürte er, was es war.

Andaras Amulett!

Der fünfstrahlige goldene Stern, den der Sohn des Magiers dort zurückgelassen hatte, wo das SIEGEL, der grüne Jadestein,

den Craven jetzt bei sich hatte, liegen sollte. Er hatte ihn schon vorher bemerkt, ihm aber keinerlei Beachtung geschenkt, in dem sicheren Glauben, Robert Craven hätte ihn schlichtweg vergessen.

Jetzt begriff er, daß es nicht so war.

In die kochende Wut in seinem Innern mischte sich eine schwache Spur widerwilliger Bewunderung. Es kam selten vor, daß es einem anderen gelang, ihn zu täuschen, und nie zuvor war es einem Sterblichen gelungen, ihn über seine wahren Absichten im Unklaren zu lassen.

Bis jetzt.

Sein Zorn wurde stärker, aber er begriff auch, daß er hilflos war. Der Sohn des Hexers hatte dafür gesorgt, daß er das Tor so lange offenhielt, bis auch der letzte Mann von Bord war. Bis dahin mußte er sich gedulden.

Aber sein Zorn wuchs, mit jeder Gestalt, die in das flimmernde Pentagramm stieg und verschwand.

Es waren nicht mehr sehr viele.

Ich spürte, daß ich nicht lange bewußtlos gewesen sein konnte. Etwas Schweres lag auf mir, als ich erwachte, und der süßliche Geruch von Blut stieg mir in die Nase. Mühsam drehte ich mich so weit herum, bis ich die Hände unter den reglosen Körper schieben konnte, und wuchtete ihn von mir hinunter.

Ein blasser, grauer Lichtschein erfüllte den Gang. Das Gewicht, das auf mir gelegen hatte, war ein Körper gewesen, und der süßliche Geruch kam von dem Blut, das mein Gesicht und meine Brust besudelt hatte. Es war nicht mein Blut, und der reglose Körper war der eines Drachenkriegers, erschlafft im Tode, die Augen geöffnet und erfüllt von grenzenlosem Entsetzen.

Wenige Schritte hinter ihm lag ein zweiter Drachenkrieger – auch er war tot.

Stöhnend richtete ich mich auf, drehte mich herum und erblickte einen dritten Toten, auch er in das matte Schwarz der Drachenkrieger gekleidet und mit dem gleichen ungläubig-entsetzten Ausdruck in den Augen wie seine beiden Kameraden. Sekundenlang starnte ich die drei Toten an. Dann zog ich mein Taschentuch hervor und versuchte, mir das Blut aus dem Gesicht zu wischen. Erst dann bemerkte ich die vierte, völlig schwarz gekleidete Gestalt, die noch aufgerichtet am Ende des

Ganges stand.

»Hast du sie getötet?« fragte ich leise.

Shannon nickte. »Ja.«

»Warum?«

»Sie hätten nicht gewartet«, antwortete Shannon. »Sie wollten deinen Tod und den der anderen.«

»Es... es waren deine Kameraden«, sagte ich stockend. Der Anblick der Toten erfüllte mich weder mit Erleichterung noch mit Triumph, sondern nur mit kaltem Entsetzen. Shannon fegte meine Worte mit einer Handbewegung beiseite. »Das waren sie nicht«, behauptete er. »Sie waren Männer, die demselben Herrn dienten wie ich. Nicht mehr. Hast du das SIEGEL?«

Ich nickte, griff in die Tasche und zog den kleinen, flimmenden Stein hervor, gab ihn Shannon aber noch nicht, sondern blickte sekundenlang auf das so harmlos aussehende Stück Kristall hinunter.

»War es das wert?« fragte ich leise.

Shannon trat einen Schritt auf mich zu und streckte fordernd die Hand aus. »Es ist eines der SIEBEN SIEGEL DER MACHT«, sagte er, als wäre das allein Erklärung genug. »Hundertmal mehr Menschen sind gestorben um den Besitz eines dieser SIEGEL willen. Gib es mir.«

Ich gehorchte. Shannon schloß die Hand um den Stein und ließ ihn beinahe achtlos in der Tasche verschwinden.

»Ich habe mein Wort gehalten«, sagte ich. »Hältst du deines auch?«

»Zweifelst du daran?« fragte Shannon.

»Nein«, antwortete ich. »Aber ich verstehe dich nicht. Warum bist du geblieben?«

»Aus demselben Grund, aus dem ich noch immer hier bin«, antwortete Shannon. Seine Stimme klang ein ganz klein wenig gereizt. Ich versuchte, auf geistigen Wegen mit seinem Bewußtsein Verbindung aufzunehmen, aber das Ergebnis war so, wie ich es erwartet hatte – als würde ich gegen eine Wand aus Stahl rennen.

Shannon verzog abfällig die Lippen. »Laß das, Robert«, sagte er. »Du weißt, wie sehr ich dir überlegen bin. Wir haben eine Abmachung. Ich werde bleiben, bis der letzte Mensch die *Dagon* verlassen hat. Aber versuche nicht, mich zu betrügen.«

»Das versuche ich nicht«, sagte ich hastig. »Ich... ich versuche nur herauszufinden, wer du eigentlich bist. Wir waren

einmal Freunde, beinahe jedenfalls.«

»Freunde?« Shannon schüttelte den Kopf. »Das waren wir nie, Robert. Ich war schwach, und ich wurde dafür bestraft. Wir dienen verschiedenen Herren.«

»Dann sage dich von ihm los!« sagte ich heftig. »Necron wird dich benutzen, solange du ihm dienlich sein kannst, und dann töten. Komm zu mir. Ich... ich brauche einen Freund wie dich.«

»Das ist unmöglich, Robert«, sagte Shannon leise.

»Ich werde gehen, sobald deine Leute in Sicherheit sind. Ich muß es.«

Mit einer fast verzweifelten Geste deutete ich auf die drei Toten. »Necron wird dich vernichten, wenn er erfährt, was du getan hast!« sagte ich.

»Das wird er so oder so«, antwortete Shannon. »Es macht keinen Unterschied mehr.«

»Warum hast du das getan? Warum... warum stellst du dich gegen deine eigenen Leute, um dann noch zu ihm zurückzukehren? Das ergibt keinen Sinn!«

»Dieses Schiff wird zerstört werden, Robert«, antwortete Shannon leise. »Im selben Moment, in dem ich es verlasse. Nur die Anwesenheit des SIEGELS schützt euch noch vor dem Zorn dessen, den Necron entfesselt hat. Du hast den Strudel gesehen und den Sturm. Dies alles ist sein Werk. Und er kann tausendmal Schlimmeres tun. Ich mußte sie töten, um das Leben deiner Freunde zu retten.«

»Und du behauptest, auf der anderen Seite zu stehen?« Ich schrie die Worte fast. »Du stellst dich gegen deinen Herren und tötest deine eigenen Krieger, um uns zu retten, und du behauptest noch immer, auf Necrons Seite zu stehen? Komm zu uns, Shannon.«

Shannons Blick wirkte auf unbestimmte Weise traurig.

»Das kann ich nicht, Robert«, sagte er sanft. »Was ich getan habe, hat nichts mit Ungehorsam zu tun. Mein Auftrag war, das SIEGEL zu holen, nicht zweihundert Unschuldige zu töten. Ich werde gehen, sobald der Letzte von Bord ist. Es dauert nicht mehr lange.«

»Du wirst sterben, Shannon«, sagte ich.

»Vielleicht«, erwiederte Shannon. »Aber welche Rolle spielt ein Leben in dem Spiel, in das wir hineingezogen wurden, Robert? Diese Sache hier ist längst nicht mehr eine Angelegenheit der Menschen. Es ist ein Krieg der Götter, Robert.«

»Ein Krieg der Götterl« Ich spie die Worte beinahe aus. »Und geopfert werden Menschen, wie? Shannon, das kann nicht dein Ernst sein. Vernichte dieses verdammte SIEGEL und sage dich von Necron los, ich... ich flehe dich an!«

»Vernichten?« Shannon lächelte, als hätte ich etwas furchtbar Dummes gesagt. »Wie kann ein Mensch vernichten, was ein Gott schuf?« fragte er. »Die SIEBEN SIEGEL sind Dinge, die älter sind als unser Volk, Robert. Keine Macht dieser Welt kann sie zerstören.«

»Was bedeuten sie?« fragte ich. »Welche Macht geben sie Necron, Shannon? Wird er die Welt beherrschen, wenn er ihrer habhaft geworden ist? Ist es das, was du willst? Daß dieses Ungeheuer in Menschengestalt noch mehr Leid und Tod verbreiten kann?«

Shannon lächelte abermals. »Du verstehst nichts, Robert«, sagte er. »Necron ist ein Narr, der untergehen wird, sobald er die Siegel erbrochen hat. Nicht mehr als ein Werkzeug, genau wie du und ich. Es sind die wahren Herren, die hinter den SIEGELN warten.«

»Die GROSSEN ALTEN.«

»Sie haben viele Namen«, antwortete Shannon. »Keiner von ihnen ist richtig und keiner falsch. Aber ich weiß nicht viel über die wahre Bedeutung der SIEGEL. Ich glaube, selbst Necron kennt nur einen kleinen Teil des Geheimnisses, doch auch er weiß schon mehr, als für einen sterblichen Menschen gut wäre.« Er stockte, sah mich einen Herzschlag lang an und lächelte abermals auf diese sonderbar traurige Art. »Ich muß jetzt gehen, Robert. Und auch du solltest gehen, wenn du dieses Schiff noch lebend verlassen willst. Denke daran – wenn das SIEGEL nicht mehr hier ist, gibt es nichts mehr, was die *Dagon* noch schützt.«

»Warte noch!« sagte ich, als sich Shannon umwenden und fortgehen wollte. Er blieb stehen und sah mich an.

»Ja?«

»Sehen wir uns wieder?« fragte ich.

Shannon schüttelte den Kopf. »Nein. Den Ort, zu dem ich gehe, hat noch kein Mensch lebend verlassen, der nicht unter Necrons Schutz stand. Versuche nicht, mir zu folgen. Es wäre dein Untergang.« Und damit wandte er sich endgültig um und ging, und nach einer Weile drehte auch ich mich herum und machte mich auf den Weg nach unten, wo das *Tor* auf mich wartete.

Und ein Wesen, das in den Körper Kapitän Bannermanns geschlüpft war und mich vielleicht töten würde.

Der Raum war leer. Das Flammen und Lodern des Pentagramms war auf ein sanftes, kaum noch wahrnehmbares Glühen herabgesunken, und von den zweihundert Männern und Frauen, die noch vor Stundenfrist eine schier endlose Kette davor gebildet hatten, war nicht mehr die geringste Spur zu sehen. Selbst die toten Drachenkrieger und die Kadaver von Dagens Kreaturen waren verschwunden.

Dafür war *ES* da.

Es war nicht mehr Bannermann, aber es glich auch nicht mehr dem hornköpfigen Dämon, als der er mir einmal gegenübergetreten war und in dessen Gestalt es die beiden Drachenkrieger getötet hatte, sondern offenbarte sich mir als gigantische, krakenköpfige Scheußlichkeit, ein Ding, drei Yards groß und schwammig wie eine gräßliche Ausgeburt eines Fiebertraumes, beinahe formlos, überlriechend wie Aas und mit gelben, böse starrenden Augen ohne sichtbare Pupille oder Iris. Und irgend etwas sagte mir, daß dies seine wahre Gestalt war. »Du Narr«, sagte es. Die Stimme war leise, schneidend wie geschliffener Stahl und erscholl direkt in meinen Gedanken. »Du hast mich betrogen, Robert Craven.«

»Ich mußte es«, antwortete ich. Meine Stimme versagte mir fast den Dienst. Es fiel mir unglaublich schwer, die gigantische Scheußlichkeit anzublicken.

»Du mußtest es? Warum?« Die lautlose Stimme klang zornig. »Ich stehe auf deiner Seite, Robert Craven. Ich kämpfe gegen dieselben, gegen die auch du kämpfst. Ich bin dein Freund!« »Das bist du nicht«, antwortete ich, so fest ich konnte. »Du hast nie verstanden, was dieses Wort bedeutet. Du bist ein Feind meiner Feinde, aber das macht dich nicht zu meinem Freund. Du kämpfst einen Kampf, der nicht unser Kampf ist, und du kämpfst ihn auf unserer Welt.«

»Du verdammter Narr!« sagte das Ungeheuer. »Du weißt ja nicht, was du getan hast. Du hast Necron das erste der SIEBEN SIEGEL DER MACHT ausgehändigt. Warum?«

' »Weil ich Shannon mein Wort gegeben hatte«, antwortete ich. »Hast du es vergessen? Keine Toten mehr. Das Leben der Männer und Frauen an Bord der *Dagon* gegen das SIEGEL.«

»Dein Wort!« keuchte der Unheimliche. »Du verschenkst das SIEGEL um deines Wortes wegen? Das versteh ich nicht.« »Vielleicht kannst du das auch nicht,« antwortete ich. »Möglichsterweise ist das der Unterschied zwischen uns und euch.«

Das Wesen antwortete nicht, aber seine zahllosen dünnen Arme begannen erregt zu peitschen. Eine wogende, einzeln nicht zu erkennende Bewegung lief durch seinen aufgedunsenen Leib.

»Ich sollte dich töten«, sagte es.

»Warum tust du es nicht?«

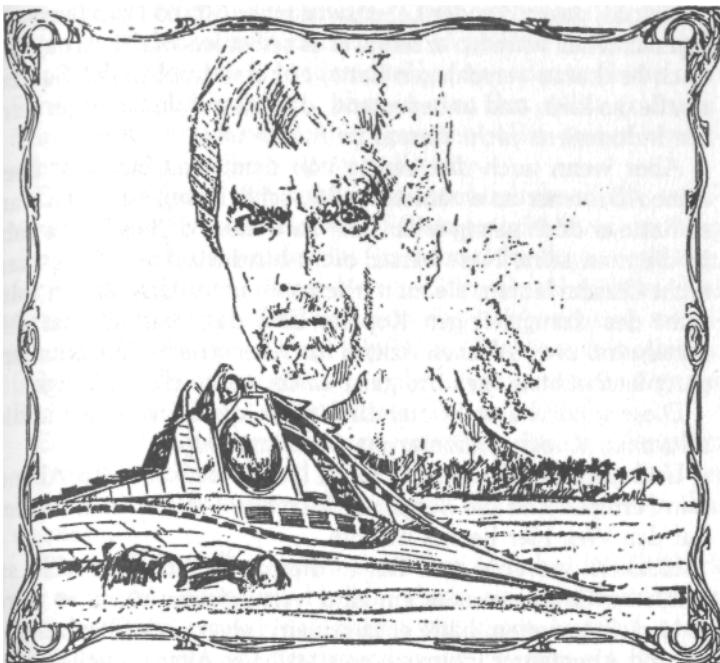
Die gelben Höllenaugen starrten mich an, und ich glaubte fast so etwas wie Erstaunen darin zu lesen. »Weil es keinen Nutzen hätte«, antwortete der Dämon schließlich. »Du kannst gehen.« Einer der dünnen schwarzen Tentakelarme deutete auf das Pentagramm. »Aber zuvor will ich dir noch etwas sagen.« Ich sah den schwarzen Giganten an. Als er weitersprach, klang seine Stimme hohl und drohend, und seine Worte waren nicht einfach nur Worte, sondern eine düstere, unheilvolle Prophetie, deren wahre Bedeutung ich erst viel, viel später erkennen sollte.

»*Du wirst leben, Robert Craven*«, sagte er. »*Aber merke dir dies: Du hast mehr getan, als mich zu hintergehen, mehr, als du jetzt bereits ermessen kannst. Du hast das erste der SIEBEN SIEGEL DER MACHT in die Hände des Feindes geschenkt, das Siegel, das es ihm ermöglicht, auch die anderen zu finden und in seinen Besitz zu bringen. Du hast das Schicksal deiner Welt in die Waagschale geworfen, Robert Craven. Bete zu deinen Göttern, daß du stark genug bist, sie zu euren Gunsten zu senken. Denn wenn es nicht gelingt, wird eure Welt untergehen.*

Und merke dir noch dies, Robert Craven: Du hast mich betrogen, und wenn ich auch deine Gründe versteh, so bin ich doch kein Gott, der vergibt.

Wenn wir uns wiedersehen, werden wir Feinde sein.«

Dann packte mich einer der schwarzen Schlangenarme, wickelte sich wie ein Lasso um meinen Körper und schleuderte mich ins flammende Herz des Pentagramms hinein.



Es war wie an den Abenden zuvor, und doch wieder anders: Die unheimlichen, tanzenden Lichter weit draußen auf See waren heller, der sonderbare Singsang, der mit dem Wind heranwehte, lauter, der Hauch von Kälte, der sich wie ein Dieb vom Meer herangeschlichen hatte, deutlicher geworden.

Und mit der Nacht kamen die Boote. Sehr sonderbare Boote; Boote, wie sie Eldekerk nie zuvor erblickt hatte. Boote mit seltsamen, knöchernen Gestalten, Wesen mit zu großen Köpfen und zu dürren Gliedern, mit Haut wie aus Stahl oder poliertem Holz und mit Gesichtern, die nicht die von Menschen waren. Es war das zwölftes oder dreizehntes Mal, daß Eldekerk diese seltsamen Boote und ihre noch seltsameren Insassen beobachtete, aber der Anblick hatte nichts von seinem Schrecken verloren.

Und nichts von seiner furchtbaren Faszination.

Jop Eldekerk war ein Mann von gut fünfzig Jahren, den ein Schicksal, gegen das der Lebensweg eines Marco Polo langweilig erschienen wäre (so erzählte er es selbst jedenfalls gerne), bis nach Krakatau verschlagen hatte; auf eine Insel in der Sundastraße, so klein und unbedeutend, daß sie auf den meisten Karten Indonesiens nicht einmal zu finden war.

Aber wenn auch das meiste von dem, was Eldekerk über seine Abenteuer zu erzählen wußte, schlichtweg erfunden war, so hatte er doch genug erlebt, um zu wissen, daß es Dinge gab, in die man seine Nase besser nicht hineinsteckte, wollte man nicht Gefahr laufen, sie zu verlieren – unter Umständen mit samt des dazugehörigen Kopfes. Und das, was er jetzt seit annähernd zwei Wochen Abend für Abend nach Sonnenuntergang beobachtete, gehörte ganz eindeutig zu diesen Dingen.

Diese sonderbaren Boote, die Lichter, die Geräusche und die seltsam Knochenmänner machten ihm angst.

Und gleichzeitig faszinierten sie ihn so, daß er jeden Abend sein Fernglas und die Bergstiefe hervornahm und sich wieder auf den Weg hier heraus machte.

Eldekerk verstand sein Tun in diesem Punkt selbst nicht so recht. Im Grunde war er ein ganz vernünftiger Mann – wäre er es nicht gewesen, hätte er in seinem Leben als Weltenbummler und Abenteurer kaum ein so stattliches Alter erreicht, ohne mehr als zwei Finger und ein halbes Ohr einzubüßen –, und normalerweise hätte er um etwas, das derart fremd und bedrohlich wirkte, einen Bogen geschlagen, so groß wie der Wendekreis des Krebses. Überdies nahm er sich jeden Morgen, wenn er erschöpft und todmüde in seine kleine Hütte zurückkam und auf sein Bett fiel, fest vor, nicht noch einmal zur Küste hinunterzugehen.

Und jeden Abend, wenn die Zeit kam, brach er wieder auf. Es war wie ein Zwang, etwas, das stärker war als seine Vernunft und ihn immer wieder aufs neue dazu brachte, die lebensgefährliche Kletterei im Kauf zu nehmen, um den kleinen Felsüberhang über der Küste zu erreichen, von dem aus er der unheimlichen Prozession zusehen konnte. Und da war noch etwas.

Es war ihm unmöglich, darüber zu sprechen.

Gleich am ersten Morgen hatte er es versucht, an dem Morgen, der der Nacht folgte, in der er sich hierher verirrt und die bizarren Knochenboote zum erstenmal gesehen hatte. Er hatte

versucht, mit seinen Freunden darüber zu reden und von dem Sonderbaren zu berichten, aber es war ihm nicht gelungen. Seine Kehle war wie zugeschnürt gewesen. Alles, was er hervorgebracht hatte, war ein albernes Kichern.

Der Wind drehte sich, fuhr raschelnd durch das dichte, tropische Unterholz, in dem Eldekerk Schutz gesucht hatte, und trug den düsteren Singsang, der das Erscheinen der Boote begleitete, für einen Moment stärker heran. Eldekerk schauderte. Das Geräusch erinnerte ihn an den dumpfen Wechselgesang mittelalterlicher Mönche, die ein Opfer zur Inquisition begleiten.

Eldekerk wußte nicht, warum – aber ganz genau das war das Bild, das seine Phantasie zu diesen Tönen erschuf.

Er versuchte die Vorstellung zu vertreiben, aber es gelang ihm nur zum Teil. Sie blieb und gesellte sich der Angst hinzu, die der Anblick des guten Dutzends niedriger Boote ohnehin in ihm wachrief.

Die sonderbare Prozession kam näher, so nahe, daß Eldekerk sie nun fast schon mit bloßem Auge als Schiffe erkennen konnte. Beim ersten Mal hatten sie kaum hundert Meter zurückgelegt, ehe sie verschwanden, am zweiten gut die doppelte Distanz, dann eine halbe Meile, eine ganze...

Eldekerk wußte nicht, was geschehen würde, wenn sie die Küste erreichten. Der Felssims, auf dem er lag, wuchs wie ein von der Hand der Natur erschaffener Balkon gute zehn, zwölf Yards ins Nichts hinaus, so daß er den dreißig Yards tiefer gelegenen Küstenstreifen nicht erkennen konnte. Aber er glaubte auch nicht, daß sie die Küste *heute* erreichen würden. Es gab zwei Dinge, die dagegen sprachen.

Das eine waren Eldekerks – zugegeben beschränkte – Mathematikkenntnisse. Er hatte versucht, die Strecke abzuschätzen, die noch zwischen der gespenstischen Flotte und der Küste lag, und die allabendliche Verdopplung des Weges, den sie zurücklegte. Wenn er sich nicht geirrt hatte, durften sie die Küste frühestens in der folgenden Nacht erreichen.

Das andere war der Mond.

Eldekerk war kein abergläubischer Mensch, ganz und gar nicht. Er wußte nur, daß es Dinge gab, die mit dem Wissen und der Logik der Menschen nicht unbedingt zu erklären waren. Diese Flotte und ihre gespenstischen Steuermannen gehörten dazu. Als Eldekerk sie das erste Mal gesehen hatte, war Neumond gewesen. Jetzt fehlte noch ein Fingerbreit, aus dem

Mond ein vollkommen gerundetes, fettes Auge zu machen, das vom Himmel blinzelte.

Er war sehr sicher, daß die Gespensterflotte die Küste Krakataus genau bei Vollmond erreichen würde.

Das erste Boot näherte sich der Stelle, die Eldekerk in Gedanken errechnet hatte. Hastig stemmte er sich auf die Ellbogen hoch, fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger über die Augen, die vom langen angestrengten Starren zu schmerzen begonnen hatten, und setzte sein Fernglas wieder ab.

Der langgestreckte Schatten wuchs zu einem grotesken Boot heran, in dem ein noch groteskeres Wesen stand, das es mit einer langen, irgendwie *lebendig* aussehende Stange von der Stelle stakte. Aber Eldekerk hatte an diesem Abend weder einen Blick für das abstruse Knochengesicht des Mannes noch für sein seltsames Boot. Mit angehaltenem Atem und zitternd vor Spannung wartete er.

Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt.

Der Knöcherne stakte das Boot noch zehn, vielleicht zwölf Stöße weiter und zog seine Stange dann ein.

Einen Augenblick später begann das Boot zu verblassen.

Eldekerk hatte einmal zugesehen, wie ein Fotograf eine seiner Platten in ein Chemiebad legte und auf dem scheinbar leeren Stück Metall nach und nach ein Bild erschien wie aus dem Nichts. Der Vorgang, den er jetzt beobachtete, war genauso, nur umgekehrt. Langsam, als stehle eine unsichtbare Macht dem Schiff dort draußen seine Realität, löste sich das seltsame Gefährt auf. Seine Farben verblaßten. Es wurde durchsichtig, schien für einen kurzen Moment zu zerfließen wie ein Spiegelbild in klarem Wasser, in das jemand einen Stein geworfen hat – und war fort.

Das Fernrohr in Eldekerks Hand suchte das nächste Boot. Lautlos glitt es heran, erreichte die Stelle, an der das erste verschwunden war – und verblaßte ebenfalls.

Der Vorgang wiederholte sich noch ein gutes dutzendmal, dann war der Ozean wieder so leer wie vor dem Erscheinen der seltsamen Flotte, und auch die Lichterscheinungen und Geräusche waren verschwunden. Aber Eldekerk hatte genug gesehen. Er wußte jetzt, daß er sich nicht getäuscht hatte. Morgen, wenn der Mond aufging, würden sie die Küste erreichen.

Und er, Jop Eldekerk, würde dort unten sein, um auf sie zu warten.

Das Schiff war nicht besonders groß – ein Zweimastsegler von kaum hundertfünzig Fuß Länge mit schmuddeliger Takelage, einem Rumpf, der unter dem Gewicht der Algen und Muscheln, die sich im Laufe der Jahre darangeklammert hatten, schier zu zerbrechen drohte, und einer Besatzung, die geradewegs aus einem Buch über die Piraten des siebzehnten Jahrhunderts entsprungen zu sein schien.

Und trotzdem war es für mich der schönste Anblick, den ich jemals gehabt hatte.

Aber vermutlich wäre es jedem an meiner Stelle so ergangen, wenn er sich unversehens fünfundzwanzig Yards unter der Wasseroberfläche wiedergefunden, mit letzter Kraft nach oben gestrampelt und – nachdem er wieder zu Atem gekommen war – festgestellt hätte, daß er sich mitten im freien Ozean und außer Sichtweite des nächsten Landes befand.

Wie viele Stunden ich in dem eisigen Salzwasser geschwommen war, wußte ich nicht, aber es mußten *viele* gewesen sein, denn als ich aufgetaucht war, hatte die Sonne nahezu im Zenit gestanden, und als ich das Segel der *Van Helsing* wie einen weißen Eisberg am östlichen Horizont auftauchen sah, neigte sich der Tag bereits dem Ende entgegen.

Ebensowenig, wie ich wußte, woher ich den Willen genommen hatte, mich immer wieder über Wasser zu halten, wenn meine Kräfte zu erlahmen drohten. Vielleicht war es auch nur Trotz gewesen – und wohl auch ein gut Teil Zorn. Nachdem ich meinen ersten Schrecken und das darauffolgende Entsetzen überwunden hatte, hatte ich eine Wut verspürt wie selten zuvor in meinem Leben. Was hatte mein geheimnisvoller Mitkämpfer gesagt, ehe er mich von Bord der dem Untergang geweihten *Dagon* rettete? *Du hast mich betrogen, und wenn ich auch deine Gründe verstehst, so bin ich doch kein Gott, der vergibt. Wenn wir uns wiedersehen, werden wir Feinde sein.*

Nun – was den zweiten Teil seiner Prophezeiung anging, wußte ich jetzt, daß er recht hatte. Jemanden dergestalt von Bord eines sinkenden Schiffes zu retten, indem man ihn mutterseelenallein mitten in den Pazifischen oder sonst einen Ozean schmeißt, ist eine höchst sonderbare Art der Lebensrettung. Wäre die *Van Helsing* nicht wie ein rettender Engel erschienen, wäre ich jämmerlich erstickt.

Aber selbst jetzt fühlte ich mich mehr tot als lebendig. Ein einäugiger Matrose hatte mich aus dem Wasser gefischt (alles

andere als sanft, aber bei seinem Aussehen war ich ja schon froh, daß er keinen Enterhaken dazu benutzt hatte), während ein Dutzend kaum weniger abenteuerlich aussehender Typen an der Reling gestanden und mich angegafft hatten, als hätten sie noch niemals einen Ertrinkenden gesehen.

Dann hatte man mich in eine winzige Kabine verfrachtet, mir die Kleider vom Leibe gerissen und mich in eine stinkende Decke gewickelt. Anschließend hatte mir jemand, den ich anhand seiner vor Fett triefenden Kleider und seiner schmuddeligen Finger als Smutje einstuftete, einen Becher mit einer nicht näher definierbaren Flüssigkeit gebracht, die heiß wie die Hölle war und außer meinen Geschmacksnerven auch die mörderische Kälte abtötete, die sich in meinen Gliedern eingenistet hatte.

Jetzt befand ich mich in der Kapitänskajüte – beziehungsweise dem möblierten Schweinestall, der sich an Bord der *Van Helsing* so schimpfte –, hockte auf einem dreibeinigen Schemel und vertrieb mir die Wartezeit auf den Kapitän dieses Seelenverküfers damit, mich ganz meiner Seekrankheit hinzugeben.

Wenn ich an früherer Stelle einmal behauptet habe, daß ich Schiffe und überhaupt alles, was schwimmt, nicht mag, so nehme ich das hiermit zurück.

Ich hasse sie.

Mit jeder Faser meiner Seele.

Das dumpfe Zuschlagen der Tür steigerte den wummernden Schmerz in meinem Hinterkopf noch ein wenig, und dann stiefelte ein Männchen um mich herum, das so ziemlich das perfekte Gegenteil dessen darstellte, was ich mir unter dem Kapitän der *Van Helsing* vorgestellt hatte. Oder überhaupt irgendeines Schiffes, das größer als fünf Zoll war.

Kapitän De Cruyk – den Namen hatte ich aufgeschnappt – war ungefähr so groß wie ich (in diesem Augenblick jedenfalls, und ich saß vornübergebeugt auf einem niedrigen Stuhl!), aber genauso breit. Sein Gesicht glänzte ölig und erinnerte mich an das eines äußerst mißgelaunten Buddhas, wurde jedoch von einem sorgsam toupierten Haarschopf gekrönt, Seine Nase sah aus, als hätte sie schon einmal Bekanntschaft mit einem Stuhlbein gemacht, denn sie war in der Mitte deutlich eingekerbt, und seine Augen blickten mit einer Mischung aus angeborener Aggressivität und Feigheit auf mich herab, die mich instinktiv vorsichtig werden ließ. Als er an mir vorüberging, streifte mich ein Hauch von Pomade, der mir fast den Atem verschlug.

»Sie sind also Craven«, begann er ohne Umschweife, nach-

dem er um seinen Schreibtisch herumgetrippelt war und sich in einem Stuhl hatte fallen lassen, der besonders hoch sein mußte, denn er war auf einmal ein gutes Stück größer als ich.

»Das bin ich«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Und Sie müssen Kapitän De Cruyk sein. Ich danke Ihnen, daß Sie mich aus dem Wasser gefischt haben.«

De Cruyk macht eine großspurige Geste. »Nicht der Rede wert, Craven.«

So, wie er es sagte, klang es, als täte er Tag für Tag nichts anderes, als Ertrinkende aus dem Wasser zu fischen. Aber ich beließ es bei einem zustimmenden Nicken und sah ihn nur fragend an. Etwas an De Cruyks Freundlichkeit störte mich. Sie wirkte *falsch*.

»Wo kommen Sie her, Mister Craven?« fuhr De Cruyk nach einer Weile fort. »Von welchem Schiff?«

Einen Moment lang dachte ich daran, mir irgendeinen Namen aus den Fingern zu saugen, aber dann fiel mir der Rat ein, den mir Howard einmal gegeben hatte: wenn man schon lügen muß, dann immer so dicht an der Wahrheit wie möglich. Die Wahrscheinlichkeit, sich zu verplappern, ist dann kleiner.

»Von der *Dagon*«, antwortete ich.

De Cruyk runzelte die Stirn. »Sonderbarer Name. Ein englisches Schiff?«

Ich nickte hastig, und De Cruyk fuhr fort, als wäre dies Erklärung genug. »Was ist passiert?« fragte er. »Ist das Schiff gesunken, oder sind Sie über Bord gefallen?«

»Ich... fürchte, letzteres«, gestand ich mit gespielter Zerknirschung. Meine Gedanken überschlugen sich schier. De Cruyks Fragen schrien geradezu nach einer Falle, und seine Freundlichkeit war so falsch wie die Edelsteine in seinen Ringen.

»Wo?« schnappte er.

»Wo?« Ich tat so, als verstünde ich ihn nicht.

»Wo«, bestätigte De Cruyk. »Wo ist es passiert?«

Ich schluckte ein paarmal, um Zeit zu gewinnen. »Nun«, sagte ich schließlich, »ich stand am Heck, auf der rechten Seite. Ich glaube, ihr Seeleute sagt Backbord dazu – oder war es Steuerbord?«

De Cruyks Gesichtsausdruck verdüsterte sich wie eine Lampe, die an ihrem eigenen Fuß erstickt. »Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?« fragte er.

»Keineswegs«, versicherte ich hastig. Meine Gedanken

rasten. Wie, zum Teufel, sollte ich ihm erklären, wo ich die *Dagon* verlassen hatte? Irgendwo an der Küste Englands, sicher – aber das *Tor* konnte mich genausogut zwei wie zweitausend Meilen transportiert haben!

»Ich weiß es wirklich nicht, Kapitän«, versicherte ich mit gespielter Zerknirschung. »Ich verstehe nichts von Seefahrt oder Nautik, müssen Sie wissen. Wir waren lange unterwegs, und ich war die meiste Zeit über in meiner Kabine. Die See-krankheit, Sie verstehen? Und ich war mehr als zwölf Stunden lang im Wasser. Vielleicht... wenn Sie mir auf der Karte zeigen, wo wir jetzt sind...«

Ich weiß, es klingt unglaublich – aber De Cruyk fiel tatsächlich darauf herein. Eine Sekunde lang starnte er mich durchdringend an, dann riß er eine Schublade seines Schreibtisches auf und förderte eine fleckige Seekarte zutage, die er vor mir auf dem Tisch ausbreitete.

»Genau hier«, sagte er und tippte mit einem fetten Zeigefinger auf eine Stelle dicht an ihrem Rand.

Hätte er mir den selben Finger in diesem Moment ins Auge gestochen, wäre ich kaum überraschter gewesen.

Meine Geographiekenntnisse waren niemals besonders gut, aber die Küstenlinie, die die Karte zeigte, war zu markant, um sie nicht zu erkennen. Außerdem standen die Namen der beiden großen Inseln, die sie zeigten, in verschnörkelten Buchstaben überdeutlich am unteren Rand der Karte.

SUMATRA und JAVA

Ich hatte mich getäuscht. Das *Tor* hatte mich weder zwei noch zweitausend Meilen transportiert, sondern viel weiter. Ich befand mich mitten in Indonesien.

»Das ist... weiter, als ich dachte«, gestand ich stockend und fügte hastig hinzu: »Ich muß wohl länger krank gewesen sein, als ich geglaubt habe.«

»Wohin wollten Sie, Mister Craven?« fragte De Cruyk lauernd.

»Nach... nach China«, improvisierte ich rasch. »Die *Dagon* auf dem Weg nach Peking.«

»Peking, so?« wiederholte De Cruyk. Ich nickte.

»Peking hat keinen Hafen«, sagte De Cruyk ruhig.

»Das weiß ich«, antwortete ich. »Ich wollte ja auch nur sagen, daß ich auf dem Wege nach Peking war, und...«

und...« Ich sprach nicht weiter, als mich De Cruyks Blick traf. Für jemanden, der ein so gestörtes Verhältnis zu Schiffen hat wie ich, ist es vielleicht nicht sehr ratsam, einen Seemann belügen zu wollen.

»Mister Craven, Sie machen es mir nicht leicht«, sagte De Cruyk kopfschüttelnd. »Wahrhaftig nicht. Für einen Mann, den ich vor einer Stunde aus dem Meer gefischt habe, sind Sie nicht sehr hilfsbereit.« Er seufzte, faltete seine Karte wieder zusammen und zog statt dessen etwas aus seiner Schublade, das ich nach kurzem Hinsehen als die aufgeweichten Reste meines Reisepasses identifizierte. Natürlich – man hatte mir ja meine Kleider weggenommen, und es war nur logisch, daß sich De Cruyk informierte, wen er da aus dem Meer gefischt hatte.

»Das ist Ihr Paß, nehme ich an«, sagte er, während er scheinbar interessiert in dem aufgeweichten Dokument blätterte. »Wenn es drin steht – ja«, gab ich beleidigt zurück. Seltamerweise lächelte De Cruyk bloß.

»Nun, Mister Craven«, begann er lauernd, »wenn dies hier wirklich Ihr Reisepaß ist und Sie immer noch behaupten, von Bord eines Schiffes gefallen zu sein, das auf dem Wege nach China war«, er lachte leise, »dann lassen Sie mich Ihnen erzählen, wie ich die Sache sehe..«

»Bitte«, sagte ich kalt.

De Cruyk klappte meinen Paß zusammen und legte ihn vor sich auf den Tisch. »Meinen Namen kennen Sie«, begann er. »Aber was Sie vielleicht nicht wissen, ist, daß die *Van Helsing* kein gewöhnliches Handelsschiff ist..«

»O doch«, sagte ich. »Das... ist mir nicht entgangen..«

De Cruyk verstand die Gehässigkeit sehr wohl, aber aus irgendeinem Grunde zog er es vor, nicht darauf einzugehen, sondern fuhr in unverändertem Ton fort: »Sehen Sie, Mister Robert Craven oder wie immer Sie heißen mögen, die *Van Helsing* ist im Auftrage der ostindischen Gesellschaft unterwegs, um die Küsten Indonesiens vor solchen Subjekten wie Ihnen zu schützen..«

»Die... die ostindische Gesellschaft?« wiederholte ich unglaublich. »Einen Moment, De Cruyk. Soviel ich weiß, hat Ihre Gesellschaft schon seit...«

»Mehreren Jahren keinen Anspruch mehr auf Indonesien«, unterbrach mich De Cruyk hart. »Das wollten Sie doch sagen, oder?«

Ich nickte.

»Sie haben recht«, fuhr De Cruyk fort. »Und auch wieder nicht. Es ist richtig, daß meine... Auftraggeber nicht mehr offiziell die Schirmherren dieser Insel sind, obgleich es den Ein geborenen hier weiß Gott besser ging, als sie noch unter unserem Schutz standen. Aber das bedeutet nicht, daß Indonesien jetzt zum Freiwild für Piraten, Betrüger und Plünderer geworden ist. Die Sundainseln sind noch immer eine niederländische Kronkolonie.«

»Und?« fragte ich, obgleich mir allmählich klar zu werden begann, worauf De Cruyk hinauswollte.

»Sehen Sie, Craven – die *Van Helsing* ist kein Kriegsschiff, und ich bin kein Offizier, aber der Unterschied ist nicht so gewaltig, wie Sie vielleicht hoffen. Meine Männer und ich kennen uns in diesen Gewässern viel besser aus als die Soldaten in der Garnison. Wir unterstützen sie dann und wann.«

»Und wobei, wenn ich fragen darf?«

»Nun«, antwortete De Cruyk lauernd, »unter anderem dabei, kriminelle Elemente von den Inseln fernzuhalten. Wie Sie!«

Ich schluckte die wütende Antwort, die mir auf der Zunge lag, herunter, und fragte so ruhig wie möglich: »Was bringt Sie auf diese Idee, Kapitän De Cruyk? Glauben Sie, ich hätte versucht, von England aus nach Indonesien zu schwimmen?«

De Cruyk machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Die Geschichte ist alt, Craven«, sagte er. »Männer wie Sie haben wir schon zu Dutzenden aus dem Meer gefischt. Sie kommen in kleinen Booten und denken, sie könnten uns entkommen, weil wir ihre Nußschalen nicht bemerken. Die Gewässer hier sind tückisch. Sie wären nicht der erste, der ersoffen wäre, ehe er das Land auch nur sieht. Aber seien Sie versichert, Craven, wir wissen, wie wir mit Typen wie Ihnen umzugehen haben.«

»Sie... Sie sind ja verrückt, De Cruyk!« keuchte ich. »Ich bin amerikanischer Staatsbürger und habe es nicht nötig, mich von einem Käsefresser wie Ihnen beleidigen zu lassen!«

De Cruyk erbleichte, schluckte aber auch diese neuerliche Beleidigung ohne ein Wort herunter.

»Amerikanischer Staatsbürger, so?« sagte er

Ich nickte heftig. »Genau. Und ich verlange, an Land und zur Botschaft meines Landes gebracht zu werden, Kapitän De Cruyk.«

De Cruyk seufzte. »Sie sind nicht nur ein Gauner, Craven«,

sagte er, »Sie sind auch noch dumm. Nehmen Sie einen guten Rat von mir an, auch wenn es sehr lange dauern wird, bis Sie in die Verlegenheit geraten, ihn anzuwenden: Wenn Sie sich das nächste Mal einen Paß fälschen lassen, sehen Sie ihn sich genauer an, ehe Sie gutes Geld dafür ausgeben.«

»Einen... einen Paß fälschen?« murmelte ich. »Ich verstehe nicht, was Sie wollen, De Cruyk! Dieser Paß ist so echt, wie es nur geht!«

»Ach?« De Cruyk seufzte, klappte den Paß auf und hielt ihn mir aufgeschlagen unter die Nase. »Echt, wie?« fragte er. »Dann haben Sie die Güte, Craven, und lesen Sie mir das letzte Einreisedatum in das Königreich Britannien vor.« Ich verstand immer weniger, worauf er hinauswollte, aber ich tat ihm den Gefallen. »Der 16. April 1885«, sagte ich.

»Sind Sie sicher?« vergewisserte sich De Cruyk. »Kein Lesefehler? Das Licht hier ist nicht besonders gut.«

»Zum Teufel, ich bin sicher!« schrie ich. »Was soll das eigentlich?«

De Cruyks Kalender zeigte sich von meinem plötzlichen Wutausbruch nicht im geringsten beeindruckt. »Der 16. April 1885 also«, wiederholte er. »Nun gut, Craven. Über diesen Punkt haben wir schon einmal Einigkeit erzielt.« Er grinste, klappte den Paß zu und stand auf, um zur gegenüberliegenden Wand zu gehen. »Und nun«, sagte er, »haben Sie die Güte und werfen einen Blick auf meinen Bordkalender. Ich versichere Ihnen, daß er korrekt geführt wird. Vielleicht lesen Sie das Datum vor?«

Ich fuhr um – und erstarrte.

Selbst wenn ich es gewollt hätte, hätte ich De Cruyks Befehl in diesem Moment nicht nachkommen können, denn das, was ich sah, schnürte mir im wahrsten Sinne des Wortes die Kehle zu.

De Cruyks Kalender war genauso wie sein ganzes Schiff – schmutzig und zerrissen und mit zahllosen Flecken übersät.

Aber das Datum darauf war trotz allem noch gut zu erkennen.

Es zeigte den neunten März *achtzehnhundertdreiundachtzig!*

Irgend etwas an diesem Mann kam Eldekerk seltsam vor. Er wußte nicht, was, aber da war etwas. Etwas... ja, etwas, das ihn warnte. Der Anblick eines Fremden an sich war nichts Besonderes, nicht einmal hier, in der winzigen Hafenstadt an der

Westküste Krakataus, denn die Sundastraße gehörte zu den am stärksten frequentierten Seewegen in diesem Teil der Welt, und seit die Gesellschaft ihre gierigen (aber auch schützenden) Krallen von Indonesien gezogen hatte, verschlug es die abenteuerlichsten Typen hierher. Männer, die auf das schnelle Glück hofften und in den meisten Fällen nur einen schnellen Tod fanden. Eldekerk hatte weiß Gott schon abenteuerliche Erscheinungen gesehen, seit er vor vier Jahren sein Domizil hier aufgeschlagen hatte. Und trotzdem...

Vielelleicht war es gerade die Unauffälligkeit seiner Erscheinung, die Eldekerk so unangenehm aufstieß. Der Mann war durchschnittlich groß, von normalem Wuchs und Gehabe, vielleicht ein bißchen *zu* selbstbewußt, und hatte eines jener Gesichter, von denen man glaubt, sich jederzeit daran erinnern zu können, die aber wie durch Geisterhand sofort aus der Erinnerung verschwinden, sobald sie sich abwenden. Das einzige Auffällige an ihm war vielleicht noch seine Kleidung.

Jeder Fetzen, den er am Leibe trug, war schwarz. Eldekerk war sogar sicher, daß er schwarze Unterwäsche trug. Und er interessierte sich für ihn, Eldekerk.

Es war unschwer zu übersehen. Der Mann war bereits dagewesen, als Eldekerk die heruntergekommene Hafenkneipe betreten und ein Bier bestellt hatte, eine finstere, schweigende Gestalt, die an einem kleinen Tisch in einer schattigen Ecke hockte, ein Glas mit Fruchtsaft in der Hand hielt – ohne auch nur ein einziges Mal daran zu trinken – und ihn anstarre.

Zuerst hatte sich Eldekerk einzureden versucht, daß er es sich nur einbildete. Er kannte den Mann nicht, und er war niemand, für den sich ein Fremder interessieren würde. Aber er hatte seinen Blicke gespürt, die ganze Zeit über, während er an der Theke saß und Bier trank und dem Kauderwelsch des Wirtes zuhörte, der irgendwann vor zehn Jahren einmal seine Muttersprache vergessen haben mußte und manchmal in einem Satz drei verschiedene Dialekte benutzte, so daß Eldekerk niemals genau zu sagen wußte, mit wem oder worüber er überhaupt redete. Er hatte den Blick der dunklen, durchdringenden Augen gespürt wie die Berührung einer unsichtbaren Hand, eisig und unangenehm, und ein paarmal hatte er aufgesehen und zu dem Fremden hinübergeblickt.

Der Mann hatte seinem Blick standgehalten, und das war

etwas, was Eldekerk noch mehr verstört hatte. Eldekerk hatte es zur Perfektion entwickelt, andere anzublicken und damit zu verunsichern; ein Trick, den ihm einmal ein malayischer Pirat gezeigt hatte und der so gut wie immer funktionierte – er sah seinem Gegenüber nicht in die Augen, sondern starrte gebannt auf einen Punkt über dessen Nasenwurzel, so daß er seinen Blick nicht ertragen mußte, der andere aber den Eldekerks. Es gab wenige Menschen, die es ertrugen, Minutenlang ausdruckslos angestarrt zu werden.

Der Fremde gehörte dazu.

Schließlich – es war beinahe Abend, und die allmählich länger werdenden Schatten sagten ihm, daß es Zeit wurde, nach Hause zu gehen und seine Ausrüstung zusammenzupacken – signalisierte er dem Wirt, ein letztes Bier zu bringen und die Rechnung zu machen. Als er in die Tasche griff, um sein abgewetztes Portemonnaie hervorzuziehen, trat eine schlanke Gestalt neben ihn, drückte seine Hand mit sanfter Gewalt nach unten und legte einen 10-Gulden-Schein auf die Theke.

»Sie gestatten, daß ich Ihre Rechnung übernehme, Mijnheer Eldekerk?«

Eldekerk blinzelte verwirrt. Es war der Fremde in der schwarzen Kleidung. Er lächelte jetzt, aber es war ein Lächeln, das so vollkommen kalt und falsch war, daß es Eldekerk noch viel weniger gefiel als sein unverschämtes Starren zuvor. Aber irgend etwas hinderte ihn daran, dem Kerl die Antwort zu geben, die er verdiente. Nach einer Weile nickte er.

»Danke«, murmelte er verstört. »Aber...« Der Fremde machte eine rasche, irgendwie befehlende Geste mit der Hand, und Eldekerk verstummte mitten im Satz. »Nicht hier«, sagte er leise. »Ich muß mit Ihnen reden, Mijnheer. Können wir zu Ihnen nach Hause gehen?«

Abermals war es Eldekerk unmöglich, sich dem zwingenden Ausdruck der hellen, wasserklaren Augen seines Gegenübers zu widersetzen, und abermals nickte er, obgleich er in Wahrheit alles andere lieber getan hätte, als diesen unheimlichen Fremden auch noch mit sich nach Hause zu nehmen.

»Dann kommen Sie«, sagte der Schwarzgekleidete. »Sie haben ja nicht mehr viel Zeit, oder?«

Eigentlich hatte es Eldekerk nicht für möglich gehalten – aber seine Verwirrung steigerte sich noch. Dieser Mann schien Dinge zu wissen, die er einfach nicht wissen konnte.

Sie verließen das Wirtshaus, und der Fremde schlug ganz

selbstverständlich die Richtung ein, in der Eldekerks Haus lag. Siegingen schnell, der Schwarzgekleidete zwei Schritte voraus, Eldekerk stumm und wie unter Hypnose hinter ihm her, bis ins Innerste verstört, aber unfähig, auch nur mit einer Silbe zu protestieren.

Erst als sie die schäbige Hütte nahe des Ortsrandes betreten und Eldekerk die Tür hinter sich geschlossen hatte, fiel die sonderbare Lähmung wenigstens zum Teil von ihm ab. »Wer, zum Teufel, sind Sie?« fragte er »Woher kennen Sie mich, und was wollen Sie eigentlich von mir?«

Der Fremde lächelte, lehnte sich gegen die Tür und verschränkte die Arme vor der Brust. Bei jedem anderen hätte die Geste nichtssagend oder allenfalls großspurig gewirkt. Bei ihm wirkte sie drohend. Eldekerk verspürte einen kurzen, heftigen Anflug von Furcht.

»Woher ich Sie kenne und wer ich bin, spielt keine Rolle, Mijnheer Eldekerk«, sagte der Fremde. »Mein Name ist Shannon, das mag fürs erste genügen. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen.« »Was für einen Vorschlag?« schnappte Eldekerk. »Ich bin nicht interessiert.«

»Sie haben ihn ja noch gar nicht gehört«, sagte Shannon lächelnd.

»Das brauche ich auch nicht«, antwortete Eldekerk, weit heftiger, als angemessen erschienen wäre. Plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, als hätte irgend etwas, das nun nicht mehr da war, bisher seinen Willen gelähmt, flammten Zorn und Furcht vor diesem unheimlichen Fremden in ihm auf. Er wollte nicht zuhören, was er zu sagen hatte. Er wollte überhaupt nichts hören.

»Gehen Sie«, sagte er. »Verschwinden Sie! Ich will nichts hören. Ich will nur, daß Sie gehen. Hauen Sie ab, oder...«

»Oder?« fragte Shannon lächelnd.

Eldekerk schluckte krampfhaft, starre den schlanken jungen Mann an – und zog sein Klappmesser aus der Tasche. »Raus hier«, sagte er.

Er bekam nicht einmal richtig mit, was geschah. Shannon tat *irgend etwas*, und der nächste klare Eindruck, den Eldekerk hatte, war der, auf dem Rücken zu liegen und nach Luft zu schnappen, während Shannon das Klappmesser in der Hand hielt und noch immer so freundlich lächelte wie zuvor.

Und noch kälter.

»Sind Sie jetzt bereit, mir zuzuhören?« fragte Shannon ruhig.

Eldekerk antwortete nicht. Aber das schien der Fremde auch nicht erwartet zu haben.

Die Arrestzelle des Garnisonhauptquartiers unterschied sich kaum von der an Bord der *Van Helsing* – auch sie war klein, fensterlos und so niedrig, daß ich nicht einmal aufstehen konnte, ohne mir den Schädel an der Decke einzurenzen, und an den Wänden klebte anstelle von Verputz der eingetrocknete Dreck von zehn Jahren. Mindestens. Der einzige wohltuende Unterschied war, daß der Boden nicht ununterbrochen schwankte.

De Cruyk hatte nicht länger mit mir diskutiert, sondern mich kurzerhand in die Bilge seines famosen Schiffes sperren lassen, wo ich geblieben war, bis die *Van Helsing* den Hafen anlief. Wie lange das gedauert hatte, wußte ich nicht – ich war irgendwann eingeschlafen und erst wieder erwacht, als mich grobe Hände zuerst auf die Füße und dann von Bord des Schiffes zerrten.

Mein Körper hatte eine Menge Schlaf nachzuholen, und er nahm sich das Versäumte. Ich vermutete, daß ich einen ganzen Tag verschlafen hatte, denn der Abend dämmerte bereits wieder, als ich von Bord der *Van Helsing* und hierher in die sogenannte Garnison gebracht wurde.

Meine Hoffnungen, damit aus meiner mißlichen Lage befreit zu sein, wurden jedoch grausam enttäuscht. De Cruyk hatte jnich in die Obhut eines vierschrötigen Marineoffiziers überstellt, der meine energisch vorgebrachte Forderung, dem amerikanischen Konsul vorgeführt zu werden, mit einem Lachkampf quittiert hatte. Seitdem befand ich mich hier in der Arrestzelle, und wenn kein Wunder geschah, würde ich es wohl noch sehr lange Zeit bleiben.

Nun, was das Wunder aing – ich war durchaus in der Lage, eines zu bewirken; oder zumindest etwas, das einem normalen Menschen so vorgekommen wäre. Hätte ich es wirklich gewollt, hätte mir De Cruyk mit Freuden sein Schiff geschenkt und wäre als Pfadfinder bis China vorausgeschwommen. Aber ich wollte nicht.

Ich hatte gute Gründe, so zu handeln. Die Zeit, die ich schwimmend im Meer und anschließend hier in der Arrestzelle verbracht hatte, war lang genug gewesen, um über alles nachzudenken. Ich wußte weniger denn je, worum es sich bei dem

geheimnisvollen Wesen handelte, das mir auf der *Dagon* beigestanden hatte; es gab Dutzende, wenn nicht Hunderte von mehr oder weniger einleuchtenden Erklärungen, und ich hatte sie alle der Reihe nach erwogen und wieder verworfen.

Das einzige, was mir klar geworden war: es konnte sich nicht gerade um einen Freund Necrons und der GROSSEN ALTEN handeln – was nicht automatisch bedeutete, daß es auch mein oder der Freund der Menschheit war. Und noch etwas war mir bewußt geworden, im selben Moment, als ich den Kalender in De Cruyks bewohnbarer Mülltonne gesehen hatte: es konnte kein Zufall sein, daß mich mein geheimnisvoller Retter mitten im Meer, auf der anderen Seite der Welt und noch dazu mehr als zwei Jahre in der Vergangenheit abgesetzt hatte, nicht einmal böser Wille. Wäre es ihm darum gegangen, mich für den vermeintlichen Verrat zu bestrafen, hätte er andere – und sicherlich wirkungsvollere – Methoden gefunden. Nein, hinter dieser scheinbaren Willkür steckte Absicht. Ich wußte bloß noch nicht, welche. Aber ich würde es herausfinden.

Genau betrachtet, hatte ich keine große Alternative dazu. Selbst wenn ich im Besitz gültiger Papiere und ausreichender Barmittel gewesen wäre, die ziertausend Meilen bis London zu überwinden – es gab noch eine zweite Entfernung, eine Distanz, über die mir alle Freibriefe der Welt und alles Geld nicht hinweggeholfen hätten.

Die Kleinigkeit von zwei Jahren, die ich mich in der Vergangenheit befand...

Unruhig rutschte ich auf dem feuchten Steinboden der Zelle hin und her, versuchte meine Gedanken auf ein weniger unangenehmes Thema zu lenken und gleichzeitig eine etwas weniger unbequeme Stellung zu finden. Das eine mißlang so kläglich wie das andere. Schließlich, nach einer kleinen Ewigkeit, wie es mir schien, hörte ich draußen auf dem Gang die schweren Schritte von Militärstiefeln, und kurz darauf wurde der Riegel auf der anderen Seite der Tür zurückgeschoben. Ein schmaler Lichtstreifen fiel in die Zelle.

Ich versuchte aufzustehen, knallte prompt mit dem Kopf gegen die Decke und hörte ein kurzes schadenfrohes Lachen, dann ergriffen mich grobe Hände und zerrten mich unsanft auf den Gang hinaus. Ein Stoß in den Rücken ließ mich vorwärts taumeln.

Meine Begleitung bestand aus drei Männern – dem Offizier, der mich bereits hierher gebracht hatte, und zwei Soldaten in der

dunkelblauen Uniform der niederländischen Marine. Schweigend eskortierten sie mich durch das Gebäude, über einen kleinen, an allen Seiten von Mauern umschlossenen Hof und einen weiteren, fensterlosen Gang entlang, bis mein Führer schließlich vor einer schmucklosen Tür stehenblieb und anklopfte. Er wartete allerdings keine Antwort ab, sondern öffnete die Tür nach sekundenlangem Zögern und bedeutete mir mit stummem Handzeichen, einzutreten.

Der Raum, der uns aufnahm, stellte eine wohltuende Abwechslung in dem Schmutz und Verfall dar, den ich bisher vorgefunden hatte. Nicht daß er in irgendeiner Form ordentlich oder gar sauber gewesen wäre – aber das Chaos hielt sich in Grenzen. Mit einem gutem Willen konnte man ihn sogar als wohnlich bezeichnen. Er schien eine Mischung aus Offizial, Salon und Bibliothek zu sein, und die Einrichtung war so bunt zusammengewürfelt, daß ich erneut an ein Piratennest denken mußte.

Der Offizier deutete mit einer Kopfbewegung auf einen schlanken Mann, der wie er die hier obligatorische dunkelblaue Uniform trug – nur daß seine derartig mit Orden und Litzen übersät war, daß er damit glatt einen Klempnerladen hätte eröffnen können. Er hockte in lässiger Haltung hinter einem Schreibtisch, auf dem außer einem siebenarmigen Kerzenleuchter nur noch eine Flasche mit Rotwein und drei Gläser standen. Gehorsam näherte ich mich dem Tisch und blieb in zwei Schritten Abstand stehen. Ich hörte, wie die beiden Soldaten hinter mir den Raum verließen und die Tür schlössen. Der Offizier blieb zurück, trat auf einen stummen Wink des Mannes hinter dem Schreibtisch neben mich und zog einen rostigen Schlüssel aus der Tasche, mit dem er meine Handschellen löste.

Aufatmend rieb ich mir die wunden Handgelenke. »Danke«, sagte ich. »Das ist... sehr nett von Ihnen.«

Der Mann hinter dem Schreibtisch lächelte. »Aber ich bitte Sie, Mister Craven – wir sind schließlich zivilierte Menschen, und keine Wilden. Ich nehme doch nicht an, daß Sie versuchen werden zu fliehen?« Sein Lächeln wurde um eine Spur freundlicher, als er auf den Offizier neben mir deutete. »Sergeant Roosfeld ist seit sieben Jahren ungeschlagener Boxmeister der Garnison. Aber nehmen Sie doch Platz.«

Ich gehorchte, nachdem ich einen weiteren unsicheren Blick auf Roosfeld geworfen hatte. Der Mann hinter dem Schreibtisch beugte sich vor, füllte eines der Gläser und hielt es mir hin.

»Mein Name ist Tergard, Mister Craven«, sagte er. »Ich bin das, was Sie wahrscheinlich den kommandierenden Offizier nennen würden. Wenigstens im Moment.« Er seufzte. »Ich denke, es ist an der Zeit, daß wir uns unterhalten.«

Zögernd griff ich nach dem Glas, nippte daran und spürte plötzlich, wie ausgedörrt meine Kehle war. Mit einem einzigen Zug leerte ich das Glas und nickte, als Tergard die Flasche hob und mich fragend ansah. Mit einem Lächeln füllte er mein Glas erneut. Etwas blitzte im Licht der Kerzen auf, als er die Hand bewegte. Ich sah genauer hin – und ließ um ein Haar mein Glas fallen. »Was haben Sie, Craven?« fragte Tergard.

»Nichts«, versicherte ich hastig. »Ich... ich bin nur ein wenig erschöpft. Verzeihen Sie.«

Tergard winkte großzügig ab. »Aber ich bitte Sie. Ich weiß, wie unbequem unsere Zellen sind.«

»Ich habe schon in besseren Hotels verweilt«, bestätigte ich. Tergard lachte pflichtschuldig, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sah mich mit einer Mischung aus Neugier und Herablassung an. Es war ein Blick, den ich kannte. Und der mich dazu brachte, meine etwas voreilig gefaßte Meinung über ihn noch einmal zu überdenken.

»Sie wissen, warum ich Sie habe rufen lassen?« begann er nach einer Weile.

»Ich fürchte es«, bestätigte ich. »Aber um es gleich zu sagen, hier liegt ein...«

»Ein furchtbare Mißverständnis vor, ich weiß, ich weiß«, unterbrach mich Tergard. »Roosfeld hat mir alles berichtet. Sie müssen De Cruyk vergeben, Craven. Er ist nützlich, aber leider auch ein gottverdammter Idiot.« Er seufzte. »Die Welt ist voller Idioten, Mister Craven«, sagte er. »Es tut gut, zur Abwechslung einmal einen vernünftigen Menschen zu treffen. Sie sind doch vernünftig, nehme ich an?«

Ich war mir nicht ganz sicher, ob ich wirklich begriff, worauf er hinauswollte. Zögernd nickte ich. »Dieser Kapitän De Cruyk...«

»Ich sagte bereits, De Cruyk ist ein Narr«, unterbrach mich Tergard, eine Spur schärfer als das Mal zuvor. Der Ausdruck in seinen Augen erinnerte mich plötzlich an Eis. »Er ist ein guter Seemann, aber er kann einen Elefanten nicht von einer Maus unterscheiden, wenn man ihm den Unterschied nicht erklärt.«

»Dann... dann glauben Sie nicht, daß ich...«

»Daß Sie ein Betrüger sind?« Tergard lächelte. »Ein Abenteu-

rer, der versucht, unsere Blockade zu durchbrechen? Aber natürlich nicht.«

»Welche Blockade?« fragte ich.

Tergard tat so, als hätte er meine Frage nicht gehört. »Sie sind keiner von diesen Abenteurern, Craven«, sagte er. »Das Meer spült sie zu Dutzenden hier an, und Sie können mir glauben, ich erkenne sie auf zehn Meilen. Nein, Craven. Keine Sorge. Ich halte Sie keineswegs für einen Abenteurer.«

Er legte eine kleine, genau berechnete Pause ein, nippte an seinem *Glas* und sagte im gleichen freundlichen Plauderton: »Ich denke, daß Sie ein verdammter britischer Spion sind, Craven.«

Ich starrte ihn an. »Ein... was?« murmelte ich.

Tergard stellte sein Glas mit spitzen Fingern auf den Tisch zurück, schlug die Beine übereinander und sah an mir vorbei »Roosfeld«, sagte er leise.

Ich sah den Schlag kommen und versuchte mich zu spannen, aber meine Reaktion erfolgte zu spät. Roosfelds Faust traf mich dicht unter dem rechten Auge, ließ mich mitsamt dem Stuhl nach hinten kippen und halbwegs durch den Raum schlittern, ehe ich endlich zur Ruhe kam.

Als ich mich aufrichten wollte, traf mich sein Fuß haargenau auf dieselbe Stelle. Diesmal war ich klug genug, liegenzubleiben.

»Nun, Mister Craven«, sagte Tergard leise. »Beseitigt das Ihre Verständigungsprobleme? Oder soll Roosfeld Ihrem Gehör noch einmal auf die Sprünge helfen?«

Stöhnend versuchte ich mich in die Höhe zu stemmen. Mein Schädel dröhnte, als hätte mich ein Pferd getreten, und in meinem Mund war ein Geschmack wie nach Blut und hilflosem Zorn. Mir war übel. Roosfeld mußte mich wie ein Kind auf die Füße stellen.

»Ich... habe verstanden, Tergard«, murmelte ich. »Aber Sie irren sich. Ich bin kein Spion.« Roosfeld knurrte und holte zu einem neuen Schlag aus, aber Tergard hielt ihn mit einer raschen Handbewegung zurück. Roosfeld gab ein fast enttäusches Schnauben von sich, hielt mich mit der linken Hand am Kragen fest und stellte mit der anderen den Stuhl wieder auf, um mich hineinzustoßen.

»Natürlich sind Sie kein Spion, Craven«, sagte Tergard spöttisch. »Woher auch?«

»Verdammt, ich weiß nicht, wovon Sie reden, Tergard«, stöhnte ich. »Bis vor wenigen Stunden wußte ich nicht mal, daß es diese Insel gibt!«

Tergard gab Roosfeld einen Wink...

Als ich wieder zur Besinnung kam, schüttelte Tergard in einer Art den Kopf, als unterhielte er sich mit einem störrischen Kind. »Warum machen Sie es sich und mir nicht leichter, Craven?« fragte er.

»Ich will meinen Konsul sprechen«, murmelte ich.

Tergard seufzte. »Sie mißverstehen Ihre Lage, mein lieber Freund«, sagte er liebenswürdig. »Wir sind hier nicht in England, nicht einmal in irgendeiner eurer Kolonien. Roosfeld hier kann Sie zu Tode prügeln, wenn ich es ihm sage, und niemand würde auch nur eine Träne deswegen vergießen.« Er stand auf, kam um seinen Tisch herum und beugte sich so dicht zu mir hinunter, daß ich seinen Atem im Gesicht spüren konnte. Seine Hand berührte meine Schulter, und wieder sah ich das Blitzen von Gold und Emaille und blutigrotem Rubin an seinem Ringfinger.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Craven«, sagte er. »Sie werden mir jetzt alles erzählen – wer Sie geschickt hat, was Sie herausfinden wollten und wer Ihre Kontaktleute auf den Inseln sind, und wenn ich Ihre Angaben überprüft habe und merke, daß Sie die Wahrheit gesagt haben, können Sie als freier Mann diese Insel verlassen.«

»Auch als Lebender?« stöhnte ich.

Tergard lachte. Der Druck seiner Hand verstärkte sich um eine Winzigkeit. »Sie gefallen mir, Craven. Ich würde Sie wirklich ungern Roosfeld überlassen, obwohl er es mir sicher übelnehmen wird, wenn ich es nicht tue. Er schlägt gerne, müssen Sie wissen.«

»Sie... Sie irren sich, Tergard«, stöhnte ich. »Ich kann Ihnen nichts sagen. Ich bin kein Spion. Verdammt, ich bin nicht einmal Engländer! Was, zum Teufel, sollte ich hier suchen?« Tergard richtete sich mit einem zornigen Fauchen auf. Seine Augen blitzten. »Spielen Sie nicht den Narren, Craven!« sagte er. »Ihr verdammt Briten seid auf Indonesien scharf, seit diese Inseln entdeckt wurden. Glauben Sie, wir wären so dumm, nicht zu wissen, welcher Dorn die Tatsache, daß das große englische Empire seine Fahne hier nicht hissen konnte, in eurem Auge ist? Sie sind nicht der erste, Craven, der versucht, sich hier

einzuschleichen und Unruhe unter der Bevölkerung zu schüren. Und Sie werden nicht der erste sein, der diesen Versuch bereut, das verspreche ich Ihnen.«

»Ihre Politik interessiert mich nicht im mindesten, Tergard«, sagte ich. »Ich bin weder Engländer, noch arbeite ich für das Empire oder überhaupt irgendeine Regierung. Schicken Sie ein Telegramm an das amerikanische Konsulat in London, und lassen Sie meine Identität überprüfen, wenn Sie mir nicht glauben.«

»Craven, Craven«, seufzte Tergard. »Sie enttäuschen mich. Sie wissen genau, daß das Monate dauern kann.«

»Ich habe Zeit«, antwortete ich patzig.

Tergards Lächeln gefror. »Nun, wenn das so ist«, sagte er lauernd, »wir auch. Aber ich denke, es wird nicht nötig sein, so lange zu warten. Wir werden sicherlich einen Weg finden, der Wahrheit auf andere Weise auf die Spur zu kommen, nicht wahr, Roosfeld?«

Der Angesprochene grinste. »Sicher. Geben Sie mir zwei Stunden, und er erzählt Ihnen alles, was Sie wissen wollen.« Er kicherte und ballte wie in wilder Vorfreude seine gewaltigen Pranken! Seine Gelenke knackten.

»Nun, Craven?« fragte Tergard.

Ich starrte ihn an und schwieg, und nach einer Weile schüttelte Tergard in gespielter Enttäuschung den Kopf und trat einen Schritt zurück.

»Wie Sie wollen, Craven«, sagte er. »Ich wollte Ihnen nur unnötige Schmerzen ersparen. Wir sehen uns in zwei Stunden.«

Roosfeld riß mich so heftig von meinem Stuhl hoch, daß mir schon wieder schwindelig wurde.

Die Nacht war fast so hell wie der Tag. Die Sonne war vor Stunden untergegangen, aber der Mond verströmte silbernes, mildes Licht. Selbst die Sterne, die von einem nahezu wolkenlosen Himmel herabschienen, schienen an diesem Tage mehr Leuchtkraft zu haben, als bemühe sich die Natur nach Kräften, die gespenstische Szene zu beleuchten.

Eldekerk war erschöpft. Seine Hände waren blutig aufgescheuert, und seine Schultern schmerzten. Es war schwer gewesen, die fünfzig Yards Seil hinabzusteigen, so schwer, daß er auf den letzten Yards ernsthaft damit gerechnet hatte, abzustürzen.

Er war sehr sicher, den Weg hinauf nicht mehr aus eigener Kraft zu schaffen. Die fünfzig Jahre, die er auf dem Buckel hatte, machten sich bemerkbar. Sein Blick streifte die dunkel gekleidete Gestalt des Fremden, der wie er hinter einem Felsen Deckung gesucht hatte und gebannt auf das Meer hinausstarnte, und in die Furcht, die die Nähe Shannons noch immer mit sich brachte, mischte sich eine schwache Spur von Neid. Der schlanke Fremde war das Seil mit der Leichtigkeit einer Spinne herabgeglitten. Nicht einmal sein Atem ging spürbar schneller. Im Gegenteil: die Anstrengung, die Eldekerk fast an den Rand des Zusammenbruches gebracht hatte, schien ihm direkt Freude bereitet zu haben.

»Wie lange noch?« fragte Shannon, ohne den Blick vom Meer zu nehmen.

Eldekerk sah zum Mond hinauf, ehe er antwortete. »Nicht mehr lange, wenn sie um die gleiche Uhrzeit kommen wie sonst.«

»Warum sollten sie nicht?« fragte Shannon. Seine Stimme klang amüsiert.

Eldekerk antwortet nicht, sondern schob sich wie Shannon in Stück weiter hinter seiner Deckung in die Höhe und blickte auf den Ozean hinaus. Das Meer lag da wie eine endlose Ebene aus geschmolzenem Pech, nachtschwarz und lichtfressend. Ein spürbarer Hauch von Kälte ging von seiner Oberfläche aus und ließ Eldekerk frösteln.

»Warum... mußte ich mitkommen?« fragte er plötzlich. »Ich habe Ihnen doch alles gesagt, was Sie wissen wollten.«

»Sie wären doch ohnehin hierhergekommen, oder?« fragte Shannon, ohne ihn anzublicken. »Da ist es doch praktischer, wenn wir zusammen gehen.« Plötzlich wandte er doch den Blick. »Außerdem kann es sein, daß ich Ihre Hilfe brauche.« Eldekerk fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen. Wobei sollte er diesem unheimlichen Fremden schon helfen? Es gab absolut nichts, was Shannon nicht besser und zehnmal schneller hätte tun können. Nein, dachte er schauernd. *Der wahre Grund war ein ganz anderer.*

»Sie... Sie wollen mich umbringen, nicht?« fragte er plötzlich.

Shannon lachte leise. »Sie einzig dazu hierher zu bringen, wäre eine ziemliche Verschwendug von Zeit und Kraft, finden Sie nicht?« fragte er. »Seien Sie nicht albern.«

Einen Moment lang sah er Eldekerk scharf an, dann drehte er sich herum, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Felsen, hinter dem sie Deckung gesucht hatten, und ließ seinen Blick über das schmale, sichelförmig gebogene Strandstück gleiten. Eldekerk war überrascht gewesen, wie groß der Strand war, der sich unter dem Felsüberhang verbarg. Der lotrecht abstürzende Fels verbreiterte sich pyramidenförmig an seiner Basis, und der Strand, von oben aus unsichtbar, war eine gute halbe Meile lang, wenn auch an keiner Stelle breiter als zehn Yards. Die dunklen Flutmarkierungen an der Felswand hinter ihnen verrieten Eldekerk, daß er manchmal unter der Wasserlinie liegen mußte. Der Gedanke, noch hier zu sein, wenn die Flut kam, ließ ihn schaudern.

»Was ist das?« fragte Shannon plötzlich und deutete auf eine Stelle schräg hinter Eldekerk. Eldekerk drehte sich ebenfalls um und blickte einen Moment lang konzentriert in die angegebene Richtung, ehe er mit den Schultern zuckte.

Zwanzig, vielleicht fünfundzwanzig Yards hinter ihrem Versteck gähnte ein Spalt in der Form eines auf die Spitze gestellten Dreieckes in der Wand, gut doppelt mannshoch und an der breitesten Stelle sicherlich fünf Yards messend.

»Ich weiß es nicht«, gestand er. »Eine Höhle, vermute ich.«

»Gibt es viele Höhlen hier?«, fragte Shannon.

»Auf den Inseln?« Eldekerk nickte. »Sehr viele. Manche führen direkt bis zum Krater hinauf, sagt man. Aber es ist nicht sehr ratsam, hineinzugehen.«

»Warum?« fragte Shannon.

Eldekerk deutete mit einer Kopfbewegung in die Richtung, in der der Gipfel des Hauptkraters in der Nacht verborgen war. »Gas«, sagte er. »Gas und Lava. Der Krakatau ist ein aktiver Vulkan, vergessen Sie das nicht. Manche von diesen Höhlen sind so voller Gas, daß ein falscher Furz reicht, sie in die Luft fliegen zu lassen.«

Shannon lächelte flüchtig, drehte den Kopf – und ließ sich mit einer so raschen Bewegung in den Schutz des Felsens fallen, daß Eldekerk erschrocken zusammenfuhr. Abrupt blickte er zum Meer hinüber.

Es war wie in den Nächten zuvor, aber sehr viel näher. Zuerst erschien das Licht, wobei sich Eldekerk nicht einmal mehr sicher war, ob es überhaupt *Licht* in dem Sinne des Wortes war, den er kannte. Es begann als sanftes, kaum merkliches Glühen

über der Wasseroberfläche, wie leuchtender Nebel, der aus dem Nichts kam und sich in trägen, spielerisch auf und ab wogenden Schwaden verteilte.

Dann kamen die Geräusche; der dumpfe anschwellende Sing-sang und das unheimliche Heulen, das irgend etwas in ihm berührte und zum Schwingen brachte, und schließlich die Boote.

Eldekerk hatte sie noch nie so nahe gesehen wie dieses Mal, nicht einmal durch das Glas seines Fernrohres. Sie erschienen wenig mehr als eine Meile vor der Küste und näherten sich rasch, vorangetrieben von den langen, knöchernen Stangen ihrer Insassen und einem Wind, der so plötzlich aufgetaucht war wie die Boote und den Atem einer fremden, unglaublich düsteren Welt mit sich brachte.

Eldekerk stöhnte auf, als er die Boote zum ersten Male *wirklich* sah. Es war ein Bild, wie es kein Alptraum schrecklicher hervorbringen konnte:

Die Boote waren keine wirklichen Boote, sondern unbeschreibliche Zwitter aus erstarrter Furcht und gigantischen, *lebenden* Dingen – die Rümpfe langgestreckt und flach, übersät mit stacheligen Auswüchsen und runden, glänzenden Dingen, die sich dem Auge nicht wirklich zu erkennen gaben, drachenköpfig und schrecklich, die Segel riesige flappende Hautlappen, glänzend wie Leder und absurd geformt, nicht an den Masten befestigt, sondern aus ihnen *hervorgewachsen*, die Ruder gewaltige lederne Flossen, von einem Knochengerüst wie dem einer Fledermaus durchzogen und lautlos das Wasser peitschend.

Und dann sah er etwas, was ihn um ein Haar aufschreien ließ:

Eines der bizarren Boote war nahe genug herangekommen, daß er die knöcherne Gestalt in seinem Heck erkennen konnte. Sein Leib, der nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus einer dunklen, hornartigen Masse bestand, ein Gesicht ohne Augen und Mund und Nase, nichts als eine glatte, gebogene Fläche, und seine Beine, die *unmittelbar aus dem Rumpf des bizarren Schiffes hervorwuchsen...*

»Mein Gott«, flüsterte Eldekerk. »Was... was ist das?« Shannon gab ihm mit einer hastigen Geste zu schweigen. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Aber wenn es das ist, was ich fürchte...« Er brach ab, richtete sich ein wenig auf und sah ner-

vös zu dem dreieckigen Spalt im Felsen zurück. Eldekerk folgte seinem Blick und registrierte mit plötzlichen Schrecken, daß die Höhlenöffnung genau dort lag, wo die Drachenschiffe landen würden, behielten sie ihren bisherigen Kurs bei. Und daß sie völlig deckungslos und für jeden überdeutlich sichtbar sein mußten, der daraus hervortreten sollte.

Shannon schien zu dem gleichen Schluß zu kommen, denn er deutete mit einer stummen Kopfbewegung auf eine Felsgruppe gut fünfzig Yards weiter westlich, in der sie ausreichende Deckung sowohl zum Meer als auch zum Land hin haben würden. Geduckt schllichen sie los.

Eldekerks Herz raste, als wolle es zerspringen, als sie die feuchtglänzenden Lavatrümmer erreichten. Nervös suchte sein Blick die stumme Prozession der Drachenschiffe.

Sie waren nähergekommen. Das erste befand sich weniger als fünf Schritte vom Strand entfernt und hatte an Tempo verloren, während die anderen weiter heranglitten. Zwischen ihnen brodelte der See, und Eldekerk erkannte eine gewaltige Zahl kopf-großer, in allen Farben des Regenbogens schimmernder Kugeln, die plötzlich auf den Wellen zwischen den bizarren Booten hüpften. Ein geheimnisvolles Licht ging von ihnen aus.

»Was ist das, Shannon?« flüsterte er.

»Still!« zischte Shannon. »Schauen Sie.«

Wieder deutete seine Hand auf den Spalt in der Felswand. Er war jetzt nicht mehr leer. Ein blasses, aber irgendwie unheimliches rotes Glühen zeichnete seine Konturen nach; Licht, das aus dem Inneren der Wand kam und in Eldekerk die Erinnerung an Flammen und Hitze wachrief. Licht, das die Umrisse eines Mannes beleuchtete, der lautlos in der Höhlenöffnung erschienen war und den Alpträumbooten schweigend entgegenblickte. Dann machte er einen Schritt und trat ins helle Licht des Mondes hinaus.

Als Eldekerk sein Gesicht sah, begann er wie von Sinnen zu schreien.

Es mußte auf Mitternacht zugehen, wenn ich den Stand des Mondes und der Sternbilder richtig deutete, und über der Garnison lag eine fast unheimliche Stille. Die Hütte, in die Roosfeld und seine beiden Männer mich geschleift hatten, lag ein wenig abseits des eigentlichen Lagers, noch innerhalb der Umzäunung, aber gute zweihundert Yards von den niedrigen Baracken

der Soldaten und dem etwas größeren, festungsähnlichen Hauptanteil der Anlage entfernt. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, warum.

Roosfeld gab mir einen Stoß, der mich quer durch den Raum taumeln und vor der gegenüberliegenden Wand auf die Knie fallen ließ. Wir waren wieder allein; der Niederländer hatte seine beiden Begleiter fortgeschickt und die Tür hinter sich geschlossen, und die Männer hatten den Schlüssel von außen herumgedreht. Der Raum war kahl. Die Wände bestanden aus nacktem, unverputztem Stein und der Boden aus festgestampftem Lehm. Außer der Tür gab es nur noch ein winziges, vergittertes Fenster, aber durch das löchrige Dach fiel genug Licht herein, mich sehen zu lassen. Es gehörte nicht sehr viel Phantasie dazu, sich auszurechnen, welchem Zweck dieses Gebäude diente.

Langsamer, als nötig gewesen wäre, stemmte ich mich in die Höhe, ließ mich gegen die Wand sinken und hob die Hand zum Kopf, als fiel es mir schwer, nicht gleich wieder zusammenzubrechen. Roosfeld lachte häßlich.

»Sie sind ein verdammter Trottel, Craven«, sagte er, während er seine Jacke aufknöpfte. Darunter trug er nichts außer einem mottenerfressenen weißen Hemd, das sich über seinen mächtigen Muskeln spannte.

»Wirklich«, fuhr er fort. »Sie hätten sich eine Menge Ärger ersparen können. Zwei Stunden sind eine lange Zeit, Craven. Ich schwöre Ihnen, Sie werden nach Tergard schreien, ehe ein Viertel davon vorbei ist.« Grinsend knüllte er seine Jacke zusammen, warf sie in eine Ecke und kam mit wiegenden Schritten näher.

Ich wich zurück, so weit ich konnte, aber schon nach wenigen Schritten hatte er mich in die Ecke gedrängt. Ich hatte eine ziemlich konkrete Vorstellung davon, was er tun würde, sollte ich versuchen, an ihm vorbeizuschlüpfen.

»Sie werden sehen, daß ich euer britisches Fairplay schätze, Craven«, sagte er grinsend. »Ich bin kein Unmensch, wissen Sie? Ich überlasse Ihnen sogar den ersten Schlag.« Er näherte sich mir bis auf zwei Schritte, stemmte die Fäuste in die Hüften und hob den Kopf, wie um mir sein Kinn zu präsentieren. Es war ein beeindruckender Anblick. Wenn einen ein Kinn von den Dimensionen – und zweifellos auch der Festigkeit – eines Ambosses beeindruckt.

»Danke«, sagte ich gepreßt. »Ich verzichte.«

Roosfeld zuckte mit den Achseln. »Wie Sie wollen, Craven«, sagte er. »Ich habe nur fair sein wollen. Aber so...«

Der Schlag kam so schnell, daß ich ihn kaum sah, obwohl ich damit gerechnet hatte. Im letzten Moment wich ich Roosfelds Faust aus, riß die Arme in die Höhe und fing den Hieb mit den Handballen ab. Es war ein Gefühl, als hätte ich einen Dampfhammer mit bloßen Händen aufzuhalten versucht. Ich taumelte, fiel haltlos gegen die Wand und steppte im letzten Moment zur Seite, als Roosfeld mit einem gemeinen Kniestoß nachsetzte.

Sein Knie kollidierte, von den ganzen mehr als zwei Zentnern seines Körpergewichts getrieben, mit der Wand. Roosfeld keuchte – allerdings wohl mehr vor Wut als vor Schmerz –, fuhr mit einem ärgerlichen Zischen herum und schlug mit der flachen Hand nach mir.

Ich fing seinen Arm auf, knickte in den Hüften ein und drehte mich gleichzeitig halb um meine Achse. Roosfeld wurde von seinem eigenen Schwung von den Füßen gerissen, kugelte über meinen plötzlich gekrümmten Rücken und landete unsanft auf dem Boden.

Aber nur, um sofort wieder aufzuspringen. In seinen Augen stand eine Mischung aus Staunen und langsam aufkeimender Wut. »So ist das also«, sagte er. »Unser kleiner Spion ist ein ganz schlauer, wie? Wenn du die harte Tour bevorzugst, Craven - das kannst du haben!«

Ich duckte mich, hob die linke Hand schützend vor den Leib und ließ die andere langsam vor meinem Gesicht kreisen. Meine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Roosfeld war ein Gegner, der nicht zu unterschätzen war. Ich hatte ihn überrascht mit einer Gegenwehr – und vor allem einer *Art* der Gegenwehr, die er nicht erwartet hatte. Jetzt war er gewarnt. Und wenn er mich zu fassen bekam, war es um mich geschehen.

»Seien Sie vernünftig, Roosfeld«, sagte ich. »Niemanden ist gedient, wenn einer von uns ernsthaft verletzt wird.«

Roosfeld reagierte ganz genau so, wie ich erwartet hatte – er griff mich an. Aber niemand sollte hinterher sagen, daß ich ihn nicht gewarnt hätte.

Wie ein zorniger Bulle stürmte er heran. Ich hatte das Gefühl, den Boden unter seinen Schritten bebien zu spüren. Ich tat so,

als wolle ich ihm ausweichen, sprang plötzlich auf ihn zu und ließ mich rücklings zu Boden fallen. Mein linkes Bein vollführte eine halbkreisförmige, blitzschnelle Bewegung und traf seine Kniekehle. Roosfeld fiel, wälzte sich herum – und verlieh dem Tritt, den ich auf sein Kinn gezielt hatte, so noch mehr Wucht.

Trotzdem kamen wir beinahe gleichzeitig auf die Füße.

Roosfelds Gesicht hatte alle Farbe verloren. Seine linke Augenbraue war aufgeplatzt. Blut lief über sein Gesicht. »Du Schwein!« keuchte er. »Du verdammter englischer Bastard!« »Hören Sie endlich auf!« sagte ich schweratmend. Ich begann die Anstrengung des kurzen Kampfes bereits zu spüren. Mein Puls raste. Ich würde nur noch Augenblicke durchhalten. »Hören Sie auf, Roosfeld!« sagte ich noch einmal. »Oder Sie zwingen mich, Sie ernsthaft zu verletzen. Sie... Sie sind kein Gegner für mich. Ich kann es mir nicht leisten, Sie zu schonen.«

Roosfeld stürmte heran, mit hocherhobenen Fäusten, das Gesicht zu einer Fratze verzerrt. Ich sprang zur Seite, wich einem Faustschlag aus, packte seinen Arm und verdrehte ihn nach hinten.

Der Niederländer brüllte auf, fiel auf den Rücken und wälzte sich herum, die Hand auf den verrenkten Arm gepreßt. Einen Moment lang lag er schreiend da, strampelte mit den Beinen und warf sich hin und her, dann stemmte er sich auf die Knie hoch. Ich sprang auf ihn zu, packte ihn mit der Linken beim Kragen und schmetterte ihm den Handballen der Rechten unter das Kinn. Roosfeld keuchte, verdrehte die Augen und erschlaffte unter meinen Händen.

Länger als eine Minute blieb ich über ihn gebeugt hocken, atmete keuchend und wartete, daß die Welt aufhörte, sich um mich herum zu drehen. Langsam beruhigte sich mein hämmender Pulsschlag. Vorsichtig richtete ich mich auf, drehte Roosfeld auf den Rücken und untersuchte ihn, so gut es mir möglich war.

Er war ohne Bewußtsein, aber er lebte. Seine Stirn fühlte sich heiß an und über seinem rechten Ellbogen begann sich das Hemd dunkel zu färben. Für die nächsten Wochen, dachte ich mit grimmiger Befriedigung, würde er keine wehrlosen Männer mehr zusammenschlagen.

Ich stand wieder auf, blieb noch einen Moment mit geschlossenen Augen stehen und wandte mich dann zur Tür. Ich hörte nicht den geringsten Laut, als ich das Ohr gegen das morsche

Holz preßte und lauschte. Aber ich war sicher, daß die beiden Soldaten noch draußen standen.

Entschlossen trat ich einen Schritt von der Tür zurück, hob den Arm und klopfte. Es vergingen nur Sekunden, bis ich Kies unter harten Stiefelsohlen knirschen hörte, dann klirrte ein Schlüssel im Schloß.

»Was treibst du da drinnen, Roosfeld?« fragte eine tiefe Stimme. »Du machst einen Lärm, als wäre ein ganzes Bataillon Kaffern bei dir. Du weißt doch, daß Tergard ihn lebendig zurückhaben...«

Die Tür schwang auf, und der Rest des Satzes blieb den Soldaten im Halse stecken, als er mich erkannte. Ich gab ihm genau eine halbe Sekunde Zeit, mit seinem Schrecken fertig zu werden. Dann schlug ich ihn nieder, sprang mit einem Satz aus der Hütte und versetzte auch seinem Kameraden einen Kinnhaken, der ihn für mindestens zwei Stunden außer Gefecht setzten mußte.

Hastig sah ich mich um, aber das Gelände rings um die Hütte war frei, so weit ich sehen konnte. Roosfeld und seine beiden Männer waren die einzigen gewesen, die zu dieser nachtschlaflenden Zeit noch auf den Beinen waren. Innen Moment lang musterte ich den Drahtverhau, der das gesamte Gelände der Garnison umschloß und dicht hinter der Hütte entlangführte. Natürlich gab es Wachen, und ein Stück weiter westlich ragte sogar das Holzgerippe eines Wachturms in den Nachthimmel, aber trotzdem wäre es kein nennenswertes Problem gewesen, aus dem Lager zu entkommen. Bis Roosfeld oder einer der beiden anderen erwachte, konnte ich schon meilenweit weg sein.

Aber ich wandte mich nicht dem Zaun zu. Statt dessen huschte ich zurück zum Hauptgebäude. Ich hatte noch etwas zu erledigen.

Eine harte Hand lag auf seinem Mund, als Eldekerk erwachte, und das erste, was er sah, waren Shannons Augen, in denen ein warnender Ausdruck stand: Er wollte sich aufrichten, aber der Fremde drückte ihn grob zurück und legte den Zeigefinger auf die Lippen.

»Alles wieder in Ordnung?« fragte er. »Sie werden nicht schreien?«

Eldekerk signalisierte mit den Augen ein Nicken, und Shannon

zog nach abermaligem Zögern seine Hand zurück; Eldekerk atmete tief ein. »Was... was ist passiert?« flüsterte er.

»Ich mußte Sie betäuben«, antwortete Shannon ebenso leise. »Sie haben geschrien. Aber das war nicht Ihre Schuld. Ich hätte Sie warnen müssen. Es tut mir leid. Mein Fehler.«

Die Worte weckten die Erinnerung wieder. Eldekerk fuhr zusammen, richtete sich mit einem Ruck auf und starrte nach rechts, dorthin, wo die furchtbare Erscheinung gewesen war. Aber der Höhleneingang war jetzt leer. Nur das unheimliche rote Glühen aus dem Inneren des Berges war geblieben. Als er den Blick wandte und zum Meer sah, erkannte er, daß auch die Schiffe verschwunden waren.

»Wie lange war ich bewußtlos?« murmelte er.

»Nicht lange«, antwortete Shannon. »Eine halbe Stunde – ungefähr.«

»Wo sind die Schiffe?« flüsterte Eldekerk. »Und dieses... diese Kreatur. Mein Gott, Shannon – was war das? Das... das war doch kein Mensch.«

Shannon lächelte, aber er tat es auf eine so sonderbare Art, daß Eldekerk erneut einen raschen, eisigen Schauer von Furcht verspürte. »Ja und nein«, antwortete er geheimnisvoll. »Es... würde zu weit führen, Ihnen jetzt alles erklären zu wollen. Sie werden es verstehen, später. Kommen Sie.«

Er stand auf und zog Eldekerk auf die Füße. Eldekerk blieb stehen, als er begriff, in welche Richtung ihn Shannon ziehen wollte.

»Sie... Sie wollen doch nicht dort hineingehen?« keuchte er. Seine Augen weiteten sich vor Schrecken, während er den Höhleneingang anstarrte. Er war jetzt sicher, daß das rote Glühen im Inneren des Berges zugenommen hatte. Doch die Luft nicht schon ganz sacht nach verbranntem Fels? Und war das Zittern unter seinen Füßen wirklich nur das Beben der Brandung?

»Ich will, und ich muß«, antwortete Shannon ruhig. »Und Sie werden mich begleiten.«

»Ich denke nicht daran«, keuchte Eldekerk. »Ich bleibe hier, und wenn Sie mich totschlagen.«

»So?« fragte Shannon ruhig. »Warum werfen Sie nicht einen Blick auf die See, ehe Sie antworten, Eldekerk?«

Eldekerk gehorchte. Und es dauerte nur Sekunden, bis er begriff, was Shannon gemeint hatte.

Der Strand war deutlich schmäler geworden. Fast die Hälfte

des feinkörnigen weißen Sandes war bereits unter nachtschwarzem Wasser verschwunden, und mit jeder Woge, die heranrollte und sich wieder zurückzog, fraß die See ein weiteres Stück Land. Die Flut kam. In einer halben Stunde würde der Strand unter Wasser stehen, und in einer weiteren Stunde würde der Ozean den Fels mehr als zwei Yards hoch umspülen. Einen ganz kurzen Moment lang dachte er daran, am Seil wieder nach oben zu klettern. Aber er wußte im selben Augenblick, daß er es nicht schaffen würden.

»Sie haben das gewußt«, sagte er vorwurfsvoll. »Sie wußten, daß ich nicht wieder hinaufsteigen kann und daß wir in diese Höhle müssen.«

»Nein«, antwortete Shannon. »Ich hatte vor, Ihnen zu helfen. Aber das da ist wichtiger.« Er deutete auf die Höhle, und aus irgendeinem Grunde – warum, wußte er selbst nicht – glaubte ihm Eldekerk.

Erst zwei Schritte vor dem Höhleneingang blieben sie stehen. Shannon bedeutete ihm mit Gesten, zurückzubleiben, lief geduckt die steile Geröllhalde hinauf, die zur Höhle emporführte, und verschwand für Augenblicke im Inneren des Berges. Als er zurückkam, hob er den Arm und winkte Eldekerk, ihm zu folgen. Der Holländer gehorchte widerspruchslos.

Ein Schwall trockener, nach Wärme und glühendem Fels riechender Luft schlug ihnen entgegen, als sie die Höhle betraten. Das Licht, das draußen nur ein schwacher rötlicher Glanz gewesen war, reichte hier drinnen aus, mehrere Dutzend Schritte weit zu sehen, und Eldekerk erkannte, daß sich der dreieckige Spalt schon nach wenigen Yards zu einer gewaltigen, halbrunden Höhle erweiterte, deren Boden zu glatt war, um auf natürliche Weise entstanden zu sein.

Dann sah er die Stufen.

Sie waren sehr breit und hoch, als wären sie für größere als menschliche Füße gemacht worden, und führten in schwindelerregendem Winkel zu einem weiteren Gang, der tiefer in den Leib des Berges hineinführte und von rötlicher Glut erfüllt war. Ein dunkles, unheimliches Dröhnen wehte Eldekerk und Shannon entgegen.

»Keinen Laut mehr«, wisperte Shannon. »Und bleiben Sie immer dicht hinter mir, ganz gleich, was geschieht.« Eldekerk nickte nervös, preßte sich dicht hinter dem Schwarzgekleideten an den Fels und ging mit klopfendem Herzen weiter.

Das Rauschen der Brandung blieb hinter ihnen zurück, als sie die steile Felstreppe hinaufgingen, aber dafür nahm das dunkle Dröhnen allmählich an Lautstärke zu, und nach einer Weile begann Eldekerk den Rhythmus darin zu erkennen. Es war nicht einfach nur ein Laut, es waren Worte, immer wieder die beiden gleichen, an- und abschwellenden Worte, wenngleich auch welche, die er noch niemals gehört hatte.

»*Thuuuuul*«, dröhnten die Stimmen. »*Thul Saduun! Thul Saduun!*«

In Tergards Amtszimmer brannte noch Licht, als einzigem Raum in dem gesamten Komplex, aber obwohl ich annähernd zwei Minuten mit dicht an der Tür gepreßtem Ohr gelauscht hatte, hatte ich nicht das geringste Geräusch gehört. Tergard war allein. Wenn nicht – nun, dieses Risiko mußte ich eingehen.

Behutsam richtete ich mich auf, warf einen letzten Blick in den leeren Gang hinter mir und packte das Gewehr fester, das ich dem Posten abgenommen hatte, der jetzt auf einer Bank neben dem Haupteingang lag und noch ein wenig tiefer schlief als in dem Moment, in dem ich ihn angetroffen hatte. Dann drückte ich die Klinke nach unten, warf mich mit der Schulter gegen die Tür und sprang mit einem Satz in den Raum, das Gewehr bereits im Anschlag.

Tergard saß noch immer in der gleichen Haltung da, in der er mit mir gesprochen hatte.

Und er wirkte nicht halb so überrascht, wie ich erwartete. Genaugenommen wirkte er kein bißchen überrascht. Er machte sich nicht einmal die Mühe, das Weinglas aus der Hand zu stellen.

»Keine Bewegung, Tergard«, sagte ich drohend, schob die Tür hinter mir zu und drehte mich blitzschnell um meine Achse. Der Gewehrlauf vollführte die Bewegung getreulich mit, aber es gab niemanden, den ich damit hätte beeindrucken können. Niemanden außer Tergard. Und der war ungefähr so beeindruckt, als zielte ich mit einem Kochlöffel auf ihn.

»Was haben Sie mit Roosfeld gemacht, Craven?« fragte er ruhig. »Ich hoffe doch, Sie haben ihn am Leben gelassen. Ich brauche ihn noch.«

»Als nützlichen Idioten?« fragte ich scharf.

Tergard lächelte. »Nicht ganz. Roosfeld hat seine kleinen

Spleens, das gebe ich zu, aber er ist ganz und gar kein Idiot. Lebt er noch?«

»Ich bin kein Mörder wie Sie, Tergard«, sagte ich zornig. »Wenn ich hier heraus bin, können Sie gehen und ihn aufzameln. Ich hoffe, Sie haben einen guten Arzt im Lager.«

»Sie setzen mich immer mehr in Erstaunen, Craven«, sagte Tergard lächelnd. »Was glauben Sie mit diesem melodramatischen Auftritt erreichen zu können?« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die Flinte in meiner Hand. »Diese Waffe nutzt Ihnen nicht sehr viel, mein lieber Freund. Ein einziger Schuß, und Sie haben die gesamte Garnison auf dem Hals. Was also glauben Sie, erreichen zu können?«

»Zumindest das, nicht zusammengeschlagen zu werden«, knurrte ich. »Sie werden mir jetzt ein paar Fragen beantworten, Tergard. Und vor allem werden Sie mir zuhören.«

»So?« fragte Tergard lauernd. »Werde ich?«

Wütend stapfte ich auf ihn zu, blieb dicht vor dem Schreibtisch stehen und schlug ihm das Weinglas mit dem Lauf des Gewehres aus der Hand. Tergard runzelte die Stirn und sah mich strafend an. »Sie sind kein sehr geduldiger Mensch, Craven«, stellte er fest.

»Nein«, bestätigte ich. »Aber ich bin auch kein Spion, Tergard. Ich möchte, daß Sie das wissen, ehe ich gehe. Ich bin genau das, was ich Ihnen gesagt habe.«

»Und um mir das zu sagen, sind Sie zurückgekommen?« fragte Tergard spöttisch. Seine Ruhe begann mir ernstlich auf die Nerven zu gehen. Ich bin auch zuvor Männern begegnet, die sich von einer Waffe, die auf ihre Stirn zielt, nicht besonders irritieren lassen. Aber selten jemandem wie Tergard, den dieser Zustand allerhöchstens zu amüsieren schien.

»Nicht nur«, sagte ich. »Ich möchte ein paar Antworten. Ehrliche Antworten. Und ich rate Ihnen, mich nicht zu belügen. Ich würde es merken, *Bruder* Tergard.«

Diesmal brachte ich ihn doch aus dem Konzept. Eine Sekunde lang starre er mich wortlos an, und seine Augen wurden groß vor Überraschung, dann fragte er: »Woher wissen Sie es?«

Ich deutete auf den Ring, den er an der rechten Hand trug. »Ihre Eitelkeit hat Sie verraten, Tergard. Sie sollten Ihren Logenring nicht in aller Öffentlichkeit tragen.«

Tergard zog die Brauen zusammen, starre einen Moment auf

seine rechte Hand mit dem weißroten Ring, der überdeutlich das Symbol der Tempelherren – ein gleichschenkliges rotes Balkenkreuz auf weißem Grund – zeigte, und seufzte hörbar. »Mein Kompliment, Mister Craven«, sagte er. »Ich dachte wirklich nicht, daß Sie von der Bruderschaft wüßten.«¹⁾

»Ich weiß noch viel mehr, Tergard«, sagte ich zornig. »Aber leider nicht genug. Was bedeutet das alles hier? Diese sogenannte Garnison ist so wenig eine Niederlassung der niederländischen Armee, wie Sie ein Offizier sind oder De Cruyk ein holländischer Kapitän ist! Was bedeutet das alles?«

»Warum warten Sie nicht ab, Craven?« fragte Tergard trotzig. »Möglicherweise erfahren Sie alles noch eher, als Ihnen lieb ist, Sie jämmerlicher Narr.«

Seine Worte erschöpften meine Geduld endgültig. Ein anderer an meiner Stelle hätte Tergards blödes Grinsen jetzt vielleicht mit dem Gewehrlauf beendet, aber ich wußte eine bessere Methode. Das, was ich vom ersten Moment an hätte tun sollen, statt meine Zeit damit zu vertrödeln, mich mit Tergard zu streiten.

Mit aller hypnotischen Macht schlug ich zu.

»Sie werden mir jetzt alles sagen, Tergard«, sagte ich leise und mit der monotonen, fast ausdruckslosen Stimme, die die suggestive Macht meines geistigen Angriffes noch verstärkt. Ich sah den Schrecken in Tergards Gesicht, als er begriff, was ich tat. Dann erschlafften seine Züge.

»Sie werden mir erzählen, was auf dieser Insel vorgeht!« befahl ich. »Was stellt diese sogenannte Garnison dar? Was wollen Sie hier? Was, zum Teufel, interessiert die Tempelherren an einer Gewürzinsel am Ende der Welt?«

»Nichts, was Sie auch nur das Geringste anginge, mein Junge«, sagte Tergard ruhig.

Es dauerte fast eine Sekunde, bis ich begriff.

Die Antwort, die ich bekommen hatte, war ganz und gar nicht die, die ein Mann gegeben hätte, der unter meinem hypnotischen Bann stand.

Aber das war er auch nicht.

Sein Schrecken, seine plötzliche Resignation, das scheinbare Nachgeben, selbst das so typische Erschlaffen seiner Gesichtszüge, das alles war nichts als eine Täuschung gewesen. Tergard

1)Alles, was *Sie* über die Tempelritter wissen sollten, erfahren Sie im zweiten HEXER-Taschenbuch: »Neues vom Hexer von Salem«, Band 13182

war meinem geistigen Angriff keine Sekunde erlegen. Daß er so tat als ob, war nur eine weitere Bosheit, um mich noch einmal in Sicherheit zu wiegen, eine Sicherheit, in der er mich nur um so härter treffen konnte.

Ich fühlte seinen Gegenangriff kommen, aber mir blieb nicht einmal Zeit, auch nur den Versuch einer Gegenwehr zu starten. Tergards Bewußtsein fiel über mein Denken her wie ein hungriger Löwe über ein Kaninchen und löschte es aus.

Der letzte Gedanke, den ich hatte, war der, daß ich wirklich zu der Kategorie von Menschen zählte, über die Tergard vor Stundenfrist so ausgiebig philosophiert hatte.

Zu den Idioten.

Man mußte schon ein kompletter Idiot sein, sich auf einen geistigen Zweikampf mit einem *Master* des Tempelordens einzulassen ..

Die Höhle war groß, als wäre der Berg über ihren Köpfen nur eine dünne Schale, und von blutigrotem flackerndem Licht erfüllt. Mörderische Hitze lag wie der erstickende Griff einer unsichtbaren Riesenfaust in der Luft, ließ die Konturen aller Dinge, die weiter als vier, fünf Schritte entfernt waren, verschwimmen und Eldekerks Hals schmerzen. Selbst der Felsen, hinter dem er lag, war glühend heiß.

Seine Augen trännten. Vergeblich versuchte er, Einzelheiten dessen zu erkennen, was sich unter ihm und Shannon abspielte, Da waren Menschen, aber sie waren nur als verschwommene Umrisse zu erkennen, denn das hintere Viertel der Höhle war von weißglühender Lava erfüllt, dem Blut des Berges, das hier wie in einer gewaltigen steinernen Wunde zutage trat.

Er begriff nicht, was er sah.

Und selbst wenn er es begriffen hätte, hätte er sich geweigert, es zu begreifen.

Unter ihm starben Menschen.

Eldekerk konnte gegen das grelle Licht der weißglühenden Lava nicht ausmachen, was im einzelnen geschah, aber das Wenige, was er sah, war schlimm genug. Da waren die Betenden: Eine Gruppe von zwanzig, vielleicht mehr Gestalten, die in einem unregelmäßigen Kreis am Rande des Lavasees hockten und immer wieder dieses fürchterlich monotone *Thul Saduun!* *Thul Saduun!* hören ließen, wobei sie sich im Takt ihres eigenen

Gesanges hin und her wiegten.

Vor ihnen, im gedachten Schnittpunkt des Halbkreises, den ihre Körper bildeten, stand eine weitere kleinere Gruppe von Menschen, aufrecht und stumm und sonderbar reglos, als wären sie erstarrt. Obgleich sie unmittelbar am Ufer des lodernden Lavasees standen, rührte sich nicht einer von ihnen. Die mörderische Hitze, die der geschmolzene Stein ausstrahlte, schienen sie nicht zu spüren.

Und dann der Mann.

Obwohl Eldekerk ihn nicht erkennen konnte, war er sicher, daß es dieselbe grauenhafte Gestalt war wie die, die er am Strand gesehen hatte. Er war froh, ihn nur als Schatten ausmachen zu können.

Der Mann (*Mann?!*) stand zwischen dem Halbkreis der Betenden und der zweiten Gruppe von Männern, mit hoch erhobenen, wie beschwörend ausgestreckten Armen und ebenfalls völlig reglos. Das grelle Gegenlicht der Lava schien seinen Körper mit flammenden Linien aus unerträglicher Helligkeit nachzuzeichnen. Und von Zeit zu Zeit...

Er hatte es mit eigenen Augen gesehen, zweimal, seit er dicht hinter Shannon in diese furchtbare Höhle geschlichen war, und trotzdem sträubte sich irgend etwas in ihm jetzt noch, zu glauben, was sich dort unten abspielte.

Eine der Gestalten, die bisher reglos am Ufer des Feuersees gestanden hatte, löste sich plötzlich aus ihrer Starre – und *warf sich mit weit ausgebreiteten Armen in den Lavasee!* Eldekerk schloß stöhnend die Augen. In seiner Brust schien sich eine unsichtbare Stahlfeder zu spannen, stärker und stärker und immer stärker, bis der Druck unerträglich wurde. Er spürte, daß er gleich anfangen würde zu schreien.

»Gehen wir«, flüsterte Shannon in diesem Moment. »Ich habe genug gesehen. Schnell.«

Eldekerk wollte aufstehen, aber er war wie gelähmt; Shannon mußte ihn wie ein Kind auf die Füße ziehen und vor sich her über den weißen Fels schieben, bis sie die Höhle verlassen hatten und wieder im Inneren des Stollens waren. Erst dann fiel die Lähmung ganz langsam von ihm ab.

Plötzlich begannen seine Hände zu zittern, und in seiner Kehle war ein stacheliger Kloß, der ihn zu ersticken drohte. »Mein Gott!« stöhnte er. »Was war das? Shannon, sie... sie bringen Menschen um. Mein Gott, sie... sie *opfern Menschen!*«

»Ich weiß«, sagte Shannon. Seine Stimme war ganz leise, aber erfüllt von einem Zorn, der Eldekerk frösteln ließ. »Und sie werden noch Schlimmeres tun, wenn wir sie nicht aufhalten, Eldekerk.«

»Wir?« Eldekerk hätte beinahe geschrien. »Aber was... was sollen wir gegen... gegen diese...«

Shannon schnitt ihm mit einer raschen Handbewegung das Wort ab. »Später«, sagte er hastig. »Jetzt müssen wir sehen, daß wir hier herauskommen. Und zwar schnell. Kommen Sie!«

So rasch sie konnten, verließen sie die Höhle, verfolgt vom dumpfen, an- und abschwellenden Singsang des *Thul Saduunl*, das in Eldekerks Ohren plötzlich einen ganz anderen, fürchterlichen Klang angenommen hatte.

Der Strand war vollends verschwunden, als sie den Ausgang verließen, so daß sie durch fast brusthohes Wasser waten mußten, um die Stelle zu erreichen, an der das Seil hing. Eldekerk wollte danach greifen, aber Shannon schüttelte rasch den Kopf, sprang mit einem Satz an dem Hanfstrick hoch und begann geschickt wie ein Affe in die Höhe zu klettern. Er brauchte kaum zehn Minuten, um die fünfzig Yards Höhenunterschied zum Sims hinauf zu überwinden.

»Binden Sie sich das Seil um, Eldekerk!« klang seine Stimme von oben herab. »Ich ziehe Sie hinauf. Aber Sie müssen mir helfen!«

Eldekerk nickte, obgleich Shannon die Bewegung in der Nacht und über die große Entfernung mit Sicherheit nicht erkennen konnte, knotete sich den Strick zweimal um Brust und Hüften und zerrte daran. Sekunden später straffte sich das Seil, als Shannon von oben daran zog. Eldekerk stemmte die Beine gegen die Wand und begann zu klettern.

Obwohl Shannon den Großteil seines Körpergewichts abfing und ihn mehr die Wand hinaufzog, als daß er wirklich kletterte, überstieg die Anstrengung beinahe seine Kräfte. Sein Atem ging pfeifend und unregelmäßig, als er neben Shannon anlangte, und seine Knie zitterten so stark, daß er erst nach Minuten die Kraft fand, sich aufzurichten und einige Schritte von der Simskante zurückzutreten.

»Geht es noch?« fragte Shannon besorgt.

Eldekerk nickte. »Es... muß. Ich bin ein alter Mann, wissen Sie?«

Shannon lächelte zur Antwort, nahm das Seil auf und wickelte es sorgsam zusammen, um es unter einem Busch zu

verstecken. Eldekerk hatte das unangenehme Gefühl, daß er das nicht nur tat, um sich nicht damit abschleppen zu müssen, sondern weil er fest damit rechnete, zurückzukommen und es ein weiteres Mal zu benutzen.

»Gehen wir«, sagte Shannon, als er fertig war.

Nebeneinander drangen sie in den Busch ein. Wolken waren aufgezogen, und das dichte Blätterdach des Dschungels dämpfte das Licht des Mondes noch mehr, so daß sie sich nur noch vorantasten konnten, aber Shannon schien über die Augen einer Katze zu verfügen. So rasch, als wäre es heller Tag, eilte er vor Eldekerk durch den Busch.

Plötzlich blieb er stehen, und als auch Eldekerk innehielt, hörte er Schritte, darunter die gemurmelten Gespräche von zwei oder mehr Menschen. Shannon gestikulierte ihm, leise zu sein, und Eldekerk nickte. Nach allem, was er erlebt hatte, stand auch ihm nicht mehr der Sinn nach einer weiteren unverhofften Begegnung.

Aber sein Schrecken wandelte sich in Erleichterung, als er die beiden Gestalten vor sich auf dem Waldweg auftauchen sah und ihre Uniformen erkannte.

»Das sind Soldaten, Shannon!« sagte er erleichtert. »Soldaten von der Garnison. Sie werden uns helfen!«

Beim Klang seiner Worte waren die beiden stehengeblieben, und Eldekerk sah, wie einer zu seinem Gewehr griff. Rasch hob er den Arm, winkte beruhigend und sagte laut: »Nicht schießen! Ich bin es, Eldekerk!«

Die Hand, die nach dem Gewehr hatte greifen wollen, erstarrte mitten in der Bewegung. Der Soldat kam einen Schritt näher, kniff mißtrauisch die Augen zusammen und sah erst Eldekerk, dann Shannon und dann wieder ihn an.

»Eldekerk?« fragte er. »Was tun Sie hier, um diese Zeit? Und wer ist das da bei Ihnen?«

»Ein Freund«, sagte Eldekerk hastig. »Euch beide schickt der Himmel. Ihr müßt uns helfen!« Rasch trat er auf die beiden Soldaten zu. Shannon folgte ihm, machte einen Schritt zur Seite und musterte die beiden Männer stumm.

»Wobei müssen wir euch helfen?« fragte einer der Soldaten lauernd. »Beim Schmuggeln?«

»Nein«, sagte Shannon ruhig. »Beim Sterben.«

Metall blitzte in seiner Hand. Eldekerk fuhr zusammen, aber er kam nicht mehr dazu, einen Schrei auszustoßen.

Mit einer Bewegung, die schneller war, als seine Augen ihr

folgen konnten, trat Shannon auf die beiden Soldaten zu und zog sein Schwert durch.

Der Käfig war nicht viel größer als ein aufrecht stehender Sarg. Er stand auf der Ladefläche eines niedrigen Eselskarrens, und die rostigen Handschellen, die an seinen Seiten befestigt waren, bekundeten seinen Verwendungszweck auf äußerst nachdrückliche Weise.

Das obskure Gefährt erinnerte mich an die Abbildungen der Käfigwagen, mit denen die Verurteilten während der Französischen Revolution zum Schafott gebracht worden waren. Nur daß es noch unmenschlicher aussah.

Ich lag auf dem Rücken, halb in fauligem Stroh vergraben, im hinteren Drittel einer Scheune. Ich erinnerte mich kaum, wie ich hierhergekommen war. Irgendwann, nach einer Ewigkeit, die nur aus Schwarze und der vagen Erinnerung an Schmerz bestand, hatten mich zwei von Tergards Männern unter den Armen ergriffen und hierhergeschleift, in einen kleinen, zur Westseite hin offenen Schuppen gleich neben dem Tor der sogenannten Garnison.

Dann war Roosfeld gekommen.

Ich wußte nicht, wieviel Zeit seither vergangen war, aber es mußten Stunden sein, denn der Himmel begann sich bereits grau zu färben, und aus dem nahen Dschungel wehte ein ganzer Chor kreischender und schimpfender Vogelstimmen herüber.

Ich klammerte mich an dieses Geräusch, als einzige Verbindung, die noch zwischen der wirklichen Welt und dem Universum aus Furcht und Schmerzen bestand, in das Roosfeld mich hineingeprügelt hatte.

Das Schlimme waren nicht einmal die Schmerzen gewesen, sondern das, was Tergard getan hatte. Es war nicht das erste Mal, daß ich einen Angriff auf rein geistiger Ebene erlebte, aber nie war es so schlimm gewesen wie jetzt. Der Templer hatte meinen Geist von unten nach oben gekehrt, in verbotenen Bereichen meines Selbst gegraben und Dinge zutage gefördert, von denen ich selbst nicht wußte, daß sie da waren.

Und dann hatte er mein Gehirn genommen und es wie einen feuchten Aufwischlappen ausgewrungen. Das war der einzige Vergleich, der mir dazu einfiel, und auch er war mehr als unzureichend. Ich fühlte mich... leer. Ausgesaugt und müde, als

hätte Tergard meine Lebenskraft gestohlen wie ein bizarrer geistiger Vampir.

Kein Mensch erträgt es, wenn seine geheimsten Gedanken und Wünsche ans Tageslicht gezerrt werden. Für endlose Minuten hatte ich nur noch den Wunsch gehabt, zu sterben, um dem unbeschreiblichen Gefühl der Scham zu entfliehen, mit dem Tergards Tun mich erfüllt hatte.

Der Tempelherr hatte in meinem Gehirn geblättert wie in einem Buch. Es gab buchstäblich nichts mehr, was er nicht von mir wußte.

»So ist das also«, sagte er, nachdem er mich eine Zeitlang schweigend angestarrt hatte. In seiner Stimme schwang eine Mischung aus Erstaunen und Unglauben. Aber sein Blick war hart und erbarmungslos wie zuvor.

»Ich muß Ihnen sagen, ich haben Ihnen wirklich unrecht getan, Craven«, murmelte er. »Sie sind kein Spion.«

Ich wollte antworten, aber mir fehlte die Kraft dazu, und vermutlich hätte Tergard mir auch gar nicht zugehört. Obgleich er sich alle Mühe gab, nach außen hin weiter so gelassen und ruhig zu erscheinen wie bisher, spürte ich doch, wie sehr ihn das, was er von und über mich in Erfahrung gebracht hatte, innerlich aufwühlte. »Nein«, sagte er noch einmal. »Ein Spion sind Sie nicht.« Er lachte leise. »Nicht einmal Ihr Paß ist gefälscht, so unglaublich es klingt. Wenn ich Sie jetzt nach Amerika zurückschicken würde, dann könnten Sie sich glatt selbst begegnen. Eine amüsante Vorstellung, nicht wahr?« Übergangslos wurde er wieder ernst. »Aber keine Sorge, mein lieber Freund – ich werden Sie nicht in die Verlegenheit bringen.«

»Nein?« würgte ich hervor. »Wollen Sie Ihrem... Gorilla den Spaß nicht verderben?« Meine Stimme bebte. Es war nunmehr kindlicher Trotz, der mir überhaupt noch die Kraft gab, zu sprechen.

»Roosfeld?« Tergard lachte erneut. »Aber nicht doch, Craven. Er hat seinen Spaß gehabt, meinen Sie nicht auch? Was den verstauchten Arm anbelangt, ist er wohl quitt mit Ihnen.« Mühsam wandte ich den Kopf und blinzelte zu Roosfeld hinauf, der breitbeinig über mir stand. Sein rechter Arm hing in einer Schlinge, und der Ausdruck auf seinen Zügen schien zu sagen, daß man über diesen Punkt durchaus geteilter Meinung sein konnte. Roosfeld war noch nicht mit mir fertig. Noch lange nicht.

»Keine Angst, Craven«, sagte Tergard, als er meinen Blick

bemerkte. »Roosfeld wird Ihnen nichts mehr antun. Wir haben eine viel bessere Methode, mit Leuten wie Ihnen fertig zu werden.«

Ich stemmte mich mit letzter Kraft in die Höhe und fiel zurück, als Roosfeld mir in die Seite trat.

»Roosfeld!« sagte Tergard scharf. »Ich habe gesagt, daß du ihn in Frieden lassen sollst. Mister Craven genießt unsere volle Gastfreundschaft.« Er warf dem grobschlächtigen Sergeanten einen strafenden Blick zu, schüttelte den Kopf und beugte sich in gespielter Besorgnis zu mir hinunter.

»Sie dürfen es ihm nicht übelnehmen, Craven«, sagte er. »Die Größe seines Gehirnes steht leider in diametralem Gegensatz zu der seiner Muskeln. Ich versichere Ihnen, daß Ihnen ab sofort kein Haar mehr gekrümmmt werden wird.« Er deutete auf den Wagen mit dem Käfigaufsatz. »Ich habe sogar unsere Staatskalesche für Sie anspannen lassen, um Sie in unser Gästekuartier zu bringen. Ich bin sicher, Sie werden sich dort wohl fühlen.«

Er beugte sich noch weiter vor. »Bring ihn weg, Roosfeld«, sagte er leise.

Der Sergeant knurrte zustimmend, riß mich unsanft auf die Füße und beförderte mich mit Stößen und Knüffen auf den Eselskarren zu, bugsierte mich in den Käfig und kettete meine Handgelenke an. Als er mich losließ, sank ich sofort zusammen, bis mein Sturz von den rostigen Eisenringen um meine Gelenke gestoppt wurde.

Roosfeld warf den Käfig zu, verschloß ihn mit einem einfachen Riegel und trat um den Wagen herum, um vorne auf den Bock zu steigen.

»Wohin... bringen Sie... mich?« stöhnte ich. Die Welt begann sich um mich herum zu drehen. Mir wurde übel, und ich spürte, daß ich nun endgültig das Bewußtsein verlieren würde.

»An einen Ort, an dem Sie sich sicherlich wohl fühlen werden«, antwortete Tergard hämisch. »Sie wollten doch wissen, was das alles hier bedeutet, nicht wahr? Nun, mein lieber Craven, jetzt, nachdem ich so viel über Sie weiß, ist es nur fair, wenn auch Sie endlich aufgeklärt werden. Nur noch ein bißchen Geduld. Sie werden sehen, daß es sich lohnt. Und wer weiß – vielleicht sehen Sie sogar bald einen alten Freund wie der. Aber jetzt habe ich noch eine Kleinigkeit zu erledigen – mit Ihnen... «

Sein höhnisches Lachen verfolgte mich hinüber in den Bereich der Dunkelheit, als meine Sinne schwanden.

»Warum haben Sie das getan?« Eldekerks Stimme war fast ausdruckslos. Es fiel ihm schwer, überhaupt zu sprechen. Seit sie den Dschungel verlassen hatten und wieder in seinem Haus am Strand waren, waren dies die ersten Worte überhaupt, die er sprach. Er wußte nicht einmal mehr wirklich, wie er zurückgekommen war. Nach dem brutalen Mord an den beiden Soldaten war er in eine Art Trance gefallen; ein Schock, der nicht seinen Körper, wohl aber seinen Geist lahmte. Es war weniger die unmenschliche Kälte, mit der Shannon gehandelt hatte, als vielmehr die völlig Sinnlosigkeit seines Tuns.

»Warum, Shannon?« fragte er noch einmal, als der Schwarzgekleidete nicht sofort antwortete. »Die beiden hätten uns helfen können.«

Statt einer Antwort ging Shannon zielsicher zu dem Wand-schrank, in dem Eldekerk seinen schmalen Vorrat an Alkohol aufbewahrte, und kam mit einem randvollen Whiskyglas zurück.

»Trinken Sie«, sagte er, als er Eldekerk das Glas in die Hand drückte. Eldekerk starnte ihn an, schluckte nervös und setzte das Glas an die Lippen. Der Whisky war pur und brannte wie Feuer in seiner Kehle. Aber er half. Seine Hände hörten nach wenigen Augenblicken auf zu zittern, wenn auch in seinem Inneren jetzt, als die Lähmung allmählich von ihm abzufallen begann, ein wahrer Vulkan von Gefühlen tobte.

»Sie glauben also, die beiden hätten uns geholfen?« fragte Shannon ruhig. »Ich fürchte, das ist ein Irrtum, Mijnheer Eldekerk. Im Gegenteil. Ich habe sie getötet, weil sie uns sonst getötet hätten.«

»Aber das ist doch Unsinn«, widersprach Eldekerk, obwohl er zu spüren glaubte, daß Shannon die Wahrheit sprach. »Warum sollten sie uns töten?«

»Warum sollten sie überhaupt dort sein?« sagte Shannon anstelle einer Antwort. »Haben Sie sich das schon einmal überlegt? Es gibt dort oben absolut nichts von Interesse. Weder eine Ansiedlung noch einen strategisch wichtigen Punkt noch irgend etwas von Wert. Und die Garnison ist fast dreißig Meilen entfernt.« Er schüttelte den Kopf, nahm Eldekerk das leere Glas aus den Fingern und füllte es erneut. »Nein«, sagte er, als er

zurückkam. »Diese beiden waren aus einem ganz bestimmten Grund dort oben, Eldekerk. Um nach uns Ausschau zu halten.«

»Nach uns?« murmelte Eldekerk ungläubig.

»Oder nach Männern *wie* uns«, schränkte Shannon ein.

»Leuten, die zu neugierig sind und vielleicht Dinge entdeckt haben, die sie nichts angehen. Glauben Sie mir – die beiden hätten nicht gezögert, uns zu erschießen, wenn Sie ihnen gesagt hätten, was wir entdeckt haben.«

»Aber das ist doch Unsinn!« widersprach Eldekerk, allerdings mehr aus purer Gewohnheit denn aus Überzeugung.

»Die... die Garnison ist zu unserem Schutz da!«

»Glauben Sie?« fragte Shannon ruhig. »Und wenn ich Ihnen sage, daß diese sogenannte Garnison so viel mit der niederländischen Krone zu tun hat wie mit einem Maori-Priester?« »Aber... aber wieso?« stammelte Eldekerk. »Was wollen Sie damit sagen, und... und was... mein Gott, Shannon – sie opfern *Menschen* dort unten! Was sollen wir tun, wenn uns nicht einmal die Garnison hilft?«

»Es gibt eine Möglichkeit«, antwortete Shannon so rasch, daß Eldekerk plötzlich sicher war, daß er nur auf dieses Stichwort gewartet hatte. »Aber ich brauche Ihre Hilfe, Jop. Hören Sie zu...«

Natürlich hatte ich es mir vorgenommen, und natürlich gelang es mir nicht: mir den Weg zu merken, den wir nahmen. Der Eselskarren verließ die Garnison und wandte sich nach Osten, direkt auf das steil aufstrebende, mehr als zweitausend Yards hohe Zentralmassiv der Insel zu, und schon nach kurzer Zeit verschlang uns der Dschungel.

Der Weg war ein besserer Trampelpfad, auf dem selbst das robuste Gefährt Schwierigkeiten hatte, durchzukommen, und die Kronen der gewaltigen Urwaldriesen vereinigten sich über unseren Köpfen zu einem verfilzten, nahezu undurchdringlichen Blätterdach, so daß der Karren oft wie durch einen Tunnel zu fahren schien, in dem das helle Sonnenlicht zu einem schwachen dunkelgrünen Schimmer gedämpft war.

Wir fuhren zwei Stunden, dann hielt Roosfeld an, sprang vom Bock hinunter und trat an meinen Käfig. In seinen Augen stand ein Ausdruck sadistischer Befriedigung, während er mich musterte. Langsam löste er eine Feldflasche von seinem Gürtel, zog den Korken mit den Zähnen heraus und nahm einen tiefen

Zug. Seine Lippen glänzten feucht, als er die Flasche absetzte und mich wieder ansah.

»Hast du auch Durst?« fragte er.

Ich nickte. Roosfeld sprang einen federnden Satz zu mir hoch, hielt die Feldflasche dicht vor die Stäbe des Käfigs und grinste. »Nimm«, sagte er.

Ich starrte ihn durch die Gitterstäbe an. Die Handschellen hielten meine Arme fest, daß ich kaum die Finger bewegen konnte, geschweige denn nach der Flasche greifen. Und selbst wenn es mir möglich gewesen wäre, so wären die Abstände zwischen den Gitterstäben viel zu klein gewesen, um die Flasche hindurchzuziehen.

Roosfeld hielt die Flasche eine gute Minute lang vor mein Gesicht, dann zuckte er mit den Achseln, verkorkte sie wieder und schüttelte den Kopf. »Wenn du nicht willst«, sagte er. »Aber das macht nichts. Es ist nicht mehr weit. Noch sieben, acht Stunden, und du kriegst so viel zu trinken, wie du magst.« Er kicherte. »Ich weiß natürlich nicht, ob wir dir mit französischem Sekt dienen können, Craven.«

»Schwein«, sagte ich leise. Meine Lippen waren geschwollen und aufgeplatzt. Ich konnte kaum sprechen. Dennoch fügte ich – von einem fast kindlichen Trotz beseelt, von dem ich sehr wohl wußte, daß er mir nur schaden konnte, hinzu: »Dafür wirst du bezahlen, Roosfeld, das schwöre ich dir. Ich bringe dich um!«

Meine Drohung machte keinen sonderlichen Eindruck auf Roosfeld. »So?« sagte er. »Tust du das? Na, da bin ich gespannt, wie du das anstellen willst – mit gefesselten Händen und ohne Waffen.«

Zwei, drei Sekunden lang starrte ich ihn haßerfüllt an, dann schloß ich für einen Moment die Augen, zwang mich mit aller Gewalt zur Ruhe und raffte das letzte bißchen Kraft zusammen, das mir geblieben war. Mit aller Macht konzentrierte ich mich. »Sieh mich an, Roosfeld«, sagte ich.

Roosfeld grinste, blickte mir in die Augen – und erstarrte. Das Grinsen auf seinen Zügen gefror.

»Und jetzt«, fuhr ich fort, »mach den Käfig auf und binde mich los,« Ich unterstützte den Befehl mit aller suggestiver Macht, die mir verblieben war. Die körperlichen Schmerzen und das, was Tergard getan hatte, hatten auch an meinen geistigen Kräften gelehrt, aber für einen Mann von Roosfelds in-

tellektueller Qualität würde der verbliebene Rest noch immer reichen.

Aber Roosfeld rührte sich nicht, sondern blickte mich weiter blöde an.

»Du sollst den Käfig aufmachen!« befahl ich. »Sofort.«

Roosfeld blinzelte, senkte die Hand auf den Schlüsselbund an seinem Gürtel – und trat einen halben Schritt vom Käfig zurück. Langsam, ganz langsam wandelte sich der geistlose Ausdruck auf seinen Zügen in ein widerwärtiges Grinsen. »Nein, Massa«, sagte er. »Roosfeld böser Junge. Roosfeld Hexer nicht gehorchen, sonst Roosfelds Freunde mit ihm schimpfen. Und das Massa nicht wollen, oder?«

Ich erstarnte, während Roosfeld mich eine weitere Sekunde lang mit diesem anzüglichen Grinsen musterte, plötzlich den Kopf in den Nacken warf und aus Leibeskräften zu lachen begann.

Und plötzlich begriff ich, was Tergard gemeint hatte, als er sagte, es gäbe *noch eine Kleinigkeit zu erledigen*.

Diese Kleinigkeit waren meine mentalen Kräfte gewesen. Was sonst⁷ dachte ich verzweifelt. Roosfelds Schläge mußten mein Denkvermögen wirklich arg in Mitleidenschaft gezogen haben, daß ich mir wirklich eingebildet hatte, ihn so einfach überzeugen zu können.

Gott im Himmel, Tergard wußte *alles* von mir! Natürlich hatte er wissen müssen, daß ich einen Speichellecker mühelos zu meinem Sklaven machen konnte, wenn ich erst einmal aus seiner Reichweite war. Und natürlich hatte er dafür gesorgt, daß das nicht geschah.

Auf die einfachste – und nachdrücklichste – Weise.

Indem er mir meine Hexer-Kräfte genommen hatte!

Es wurde wieder Abend, bis wir das Lager erreichten. Der Weg hatte fast die ganze Strecke hindurch mehr oder weniger steil bergauf geführt, und ein paarmal hatte ich den schroffen Gipfel des Krakataus sehen können, des titanischen Vulkans, von dem diese Insel ihren Namen hatte. Er war nähergekommen, sehr viel näher.

Die Garnison hatte an der Küste gelegen, zwar an einer Steilküste, aber doch trotzdem nahezu auf Höhe des Meeresspiegels, während das Lager gute tausend Yards hoch lag. Und es glich einer Festung; mehr, als es das Garrisonshauptquartier tat. Es lag, gut vor neugierigen Blicken verborgen, in einem schroffen

Bergeinschnitt, der die Flanke des Krakataus spaltete wie ein Axthieb der Götter, und hatte die ungefähre Form eines langgestreckten Rechteckes, wobei seine hintere, schmalere Seite den natürlichen Konturen des Berges folgte und die gewachsene Geographie der schwarzen Lava in ihre Verteidigungsaufgabe einbezog.

Eine gut dreifach mannshohe Wehrmauer, zum allergrößten Teil aus Lavatrümmern errichtet, umgab ein Areal von sicherlich mehr als drei Quadratmeilen. Das Tor, niedrig und gewölbt und von einem zehn Yards langen überdachten Gang gefolgt, so daß es zu einem leicht zu verteidigenden Tunnel wurde, war von zwei wuchtigen Türmen flankiert. Zwischen deren Schießscharten lugten die Läufe zwar antiquierter, aber nichtsdestotrotz ehrfurchtgebietender Zwölfpfünder hervor. Im Inneren dieser ersten, nach außen gerichteten Wehranlage erhob sich eine zweite, kaum weniger hohe und von Stacheldraht und rostigen Eisenspitzen gekrönte Wand. Dahinter lag das eigentliche Lager – ein rechteckiger Platz, um den sich ein Dutzend niedriger, strohgedeckter Hütten erhob.

Ein unbeschreiblicher Gestank schlug mir entgegen, als der Eselskarren durch das innere Tor rumpelte und sich den Baracken näherte. Roosfeld ließ seine Peitsche knallen, um die erschöpften Tiere noch einmal zu größerer Schnelligkeit anzureiben, und wie zur Antwort flammte in der vordersten Baracke ein gelbliches Licht auf, und Sekunden später wurde eine Tür geöffnet. Ein Mann trat nach draußen.

Sein Anblick traf mich wie ein Schlag.

Er trug nicht Uniform der niederländischen Marine. Auch nicht die zerschlissenen Lumpen, in die die Wächter gekleidet waren, die draußen auf der äußeren Mauer patrouillierten, sondern ein knielanges, weißes Gewand, auf dessen Brust einflammendrotes Balkenkreuz prangte, darunter ein Kettenhemd, schwarze wollene Hosen und ebenfalls schwarze Schaftstiefel. An seiner Hüfte blinkte ein fast armlanges, beidseitig geschliffenes Schwert.

Roosfeld lenkte den Eselskarren auf ihn zu, brachte die Tiere mit einem brutalen Ruck an den Zügeln zum Stehen und sprang vom Bock. Der Templer begrüßte ihn mit einem Nicken, ging an ihm vorbei und blickte interessiert, aber ohne die geringste Spur von Mitleid, zu mir hinauf.

»Ein neuer Mann«, stellte er fest. »Wieso nur einer, Roosfeld? Bruder Tergard weiß doch, daß wir mehr Nachschub brau-

chen.«

»Der da ist was Besonderes«, knurrte Roosfeld. Umständlich öffnete er den Gitterkäfig und ließ die Verschlüsse der Handschellen aufschnappen, die meine Arme hielten.

Der Weg hier herauf hatte meine letzten Kräfte aufgezehrt. Roosfeld schleifte mich rücklings aus dem Käfig und warf mich kurzerhand vom Karren. Wie durch einen nebligen Schleier registrierte ich, wie der Templer neben mir in die Hocke sank und meinen Kopf anhob, um mir ins Gesicht zu sehen.

»Er sieht schlimm aus«, sagte er. »Warst du das?«

Roosfeld grunzte und deutete mit der Linken auf seinen bandagierten Arm. »Das Schwein hat mir den Arm ausgerenkt«, sagte er. »Er kann von Glück sagen, daß Tergard mir verboten hat, ihm den Schädel einzuschlagen.«

»Nun, sehr viel fehlt nicht mehr daran«, sagte der Templer kopfschüttelnd. Ein deutlicher Ausdruck von Ärger erschien auf seinem Gesicht, als er sich aufrichtete und an Roosfeld wandte.

»Was soll ich mit einem halbtoten Mann?« fauchte er. »Bruder Tergard weiß ganz genau, daß ich nur gesunde und kräftige Männer gebrauchen kann. Krüppel und Sterbende habe ich selbst genug hier.«

»Der da ist nicht zur Arbeit bestimmt«, antwortete Roosfeld.

»Tergard will, daß du ihn nach unten bringst, wenn er sich ein bißchen erholt hat.« Er lachte leise. »Ich soll dir sagen, daß er besonderen Wert darauf legt, daß er nach unten kommt.«

»Warum?« fragte der Templer.

»Warum fragst du nicht Tergard?« fauchte Roosfeld. »Er glaubt, daß er sich besonders über ihn freuen wird. Frag mich nicht, warum. Mir sagt man ja nichts. Ich darf die Knochen für euch hinhalten, aber das ist auch alles.«

Der Tempelherr blickte ihn einen Moment scharf an, dann schüttelte er den Kopf, ging abermals neben mir in die Hocke und sah mir ins Gesicht.

»Können Sie aufstehen?« fragte er. In seiner Stimme lag mit einem Male eine Freundlichkeit und Wärme, die ich von allen möglichen Reaktionen am allerwenigsten erwartet hätte. Ich nickte, stemmte mich mit den Händen halbwegs in die Höhe und sank keuchend zurück. Ich hatte nicht mehr die Kraft, aufzustehen. Jeder einzelne Muskel in meinem Körper war paralysiert.

Der Tempelherr seufzte, richtete sich wieder wieder auf und

klatschte in die Hände. Wenige Augenblicke später hörte ich Schritte, dann ergriffen mich harte Hände unter den Achseln und stellten mich auf die Beine.

»Bringt ihn in eine Zelle«, sagte der Tempelherr. »Und sagt dem Wundscher, daß er sich um ihn kümmern soll.«

Die beiden Männer schleiften mich wie eine leblose Last über den Platz und auf eines der barackenähnlichen Gebäude zu. Wieder wurde mir schwarz vor Augen, und was danach geschah, weiß ich nicht mehr.

Eine Zeitlang herrschte Dunkelheit um mich herum, dann wurde eine Tür geöffnet, jemand kam herein und machte sich an mir zu schaffen. Es tat sehr weh, aber kurz darauf verschwanden die Schmerzen fast völlig, und aus dem Gefühl quälender Erschöpfung wurde eine beinahe wohltuende Mattigkeit.

Die Verlockung, einzuschlafen, wurde fast übermächtig. Aber ich durfte ihr nicht nachgeben. Nicht, wenn ich eine Chance haben wollte, jemals lebend aus diesem Lager herauszukommen. Ich hatte keine Ahnung, was Roosfeld und der Templer mit *unten* gemeint hatten, aber was immer es war, es würde meinen Tod bedeuten, dessen war ich sicher.

Halb in Trance hob ich die Hand und hielt den Arzt am Arm zurück, als er sich von meiner Pritsche erhob und gehen wollte. »Bleiben... Sie«, murmelte ich. »Ich muß mit... jemandem sprechen.«

»Sie müssen schlafen«, widersprach der Arzt und löste mit sanfter Gewalt meine Hand von seinem Arm. »Und zwar mindestens sechsunddreißig Stunden.« Er blickte mich mit deutlicher Sorge an und schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, daß Sie tot sein müßten?«

»Ich muß mit... mit jemandem reden«, beharrte ich, obgleich ich kaum die Kraft hatte, die Augen offenzuhalten und zu reden. »Bitte. Es ist... wichtig. Schicken Sie den Mann, der... der hier zu bestimmen hat.«

»Das ist unmöglich.«

»Aber es muß sein!« Mit einer Kraft, von der ich selbst nicht mehr wußte, woher ich sie nahm, stemmte ich mich auf die Ellbogen hoch. »Sagen Sie ihm, daß Bruder Balestrano mich schickt.«

Der Arzt starzte mich an, öffnete den Mund, wie um etwas zu sagen – und erbleichte. »Welchen... Namen haben Sie da

genannt?« fragte er stockend.

»Balestrano«, wiederholte ich. »Spielen Sie nicht den Narren. Sie wissen ganz genau, wen ich meine. Das Oberhaupt eures Ordens.«

Der Mann zögerte noch einen Moment, drehte sich dann ohne ein weiteres Wort um und stürmte aus der Zelle.

Erschöpft sank ich auf mein hartes Lager zurück. Es war ein verzweifelter Versuch gewesen, aber er schien zum Erfolg zu führen. Der Name des Ordensoberhauptes der Tempelherren war eines der bestgehüteten Geheimnisse dieser Bruderschaft, wie ich wußte. Jemanden, der ihn kannte, konnte man einfach nicht ignorieren.

Es dauerte nicht lange, bis die Tür zu meiner Zelle ein weiteres Mal geöffnet wurde und der Mann eintrat, den ich schon draußen auf dem Hof gesehen hatte. Auf seinen Zügen lag ein halb erstaunter, aber auch alarmierender Ausdruck. Er wartete, bis die Wachen die Tür hinter ihm wieder geschlossen und von außen verriegelt hatten, dann trat er an meine Pritsche, setzte sich auf ihren Rand und sah mir in die Augen.

»Reden Sie«, sagte er einfach.

Es hätte nicht sehr viel gegeben, womit er mich in größere Verlegenheit hätte bringen können, denn außer dem Namen Balestranos wußte ich sehr wenig über die Templer; zumindest nichts, was mir im Moment weiterhelfen konnte. Und ich hatte das sichere Gefühl, daß meine nächsten Worte über mein weiteres Leben entscheiden könnten. Oder meinen Tod.

Mein Gegenüber nahm mir die Entscheidung ab. »Balestrano«, murmelte er. »Woher kennen Sie diesen Namen, Craven?«

»Ich kenne nicht mir diesen Namen«, antwortete ich. »Ich kenne ihn persönlich.«

»Ach?« sagte der Templer. Sein lauernder Ton hätte mich warnen müssen, aber ich war viel zu erschöpft, um auf solcherlei Feinheiten zu achten.

»Ich... ich stehe auf Ihrer Seite«, fuhr ich stockend fort. »Das müssen Sie mir glauben. Sie und ich kämpfen gegen dieselben Feinde. Ich weiß nicht, warum Tergard mich hierher geschickt hat, aber er begeht einen furchtbaren Fehler. Balestrano und ich sind Freunde. Ich... ich habe ihm das Leben gerettet. Er schuldet mir etwas. Und Sie...«

»Dieselben Feinde?« Der lauernde Ausdruck auf den Zügen

des Templers verstärkte sich. »Wovon reden Sie, Craven?«

»Von den... den ALTEN«, antwortete ich verstört. »Vielleicht haben Sie einen anderen Namen dafür. Den GROSSEN ALTEN. Cthulhu und seine Bande und all die anderen.«

»Wir haben in der Tat einen anderen Namen für jene Wesen«, bestätigte der Templer. »Aber ich weiß, von wem Sie reden, Mister Craven.« Plötzlich wurde das Lächeln in seinen Augen eisig.

»Aber wer sagt Ihnen«, fuhr er leise fort, »daß wir *gegen* sie kämpfen?«

Ich starrte ihn an. Langsam, ganz langsam, aber mit furchtbarer Wucht, begann sich mir die Erkenntnis aufzudrängen, daß ich einen Fehler begangen hatte.

Einen furchtbaren Fehler.

Der Tempelherr starrte mich sekundenlang ausdruckslos an, dann stand er mit einem Ruck auf, wandte sich um und klatschte in die Hände. Die Tür wurde geöffnet, und die beiden Männer, die mich hergebracht hatten, betraten den Raum.

Der Mann in der Uniform der Tempelritter deutete mit einer Kopfbewegung auf mich. »Bereitet alles vor«, sagte er. »Er kommt nach unten. Noch heute nacht.«

Die Nacht war so still, daß Shannon meinte, seinen eigenen Herzschlag hören zu können. Vom nahen Dschungel her wehten die normalen Geräusche des Urwaldes herüber: das Rascheln des Windes in den Baumwipfeln, das gedämpfte Knacken und Huschen in den Zweigen, die Laute der Nachjäger und ihrer Beute, das gelegentliche Knistern von Holz, wenn sich einer der tausend Jahre alten Baumriesen regte. Nichts von alledem schien hier real zu sein. Der schwarze Gigant hinter dem Lager beherrschte alles. Selbst die normalen Geräusche der Nacht und der Natur schienen ehrfurchtsvoll zu verstummen im Angesicht dieses Riesen aus Lava und erstarrter Unendlichkeit.

Shannon legte den Kopf in den Nacken und blinzelte zum Gipfel des Krakataus hinauf. Obgleich sich der Himmel mit schweren, tiefhängenden Wolken bezogen hatte und die Nacht fast völlig finster war, konnte er die nahezu waagerecht abgeschnittene Spitze des Berges deutlich erkennen; eine mit Feuer gezeichnete Linie, über der der Himmel zu brennen schien. Je nachdem, wie der Wind stand, konnte man die Hitze des im Moment vielleicht schlafenden, aber keineswegs erloschenen

Feuers im Inneren des Berges selbst hier unten spüren wie die Berührung einer warmen, unsichtbaren Hand.

Shannon konzentrierte sich wieder auf die äußere Begrenzungsmauer des Lagers, die wie ein noch tieferer Schatten vor dem Schwarz des Lavahanges emporragte. Dann und wann blitzte ein Licht hinter ihren Zinnen auf, und manchmal drangen die leisen Schritte der Wachen an sein Ohr, die dort oben in der Nacht patrouillierten.

Er gab sich keinen Illusionen hin. Selbst für ihn würde es schwer – wenn nicht unmöglich – sein, unbemerkt in diese Festung einzudringen. Mit den Männern dort oben war nicht zu spaßen, denn sie waren nicht die Halsabschneider und Mörder, als die sie den meisten anderen wegen ihres bewußt zerlumpten Äußeren erschienen wären, sondern Krieger. Männer, die genau wie er ein Leben lang zu dem einzigen Zweck ausgebildet worden waren, zu kämpfen.

Shannon wartete, bis eine Wolke am Mond vorbeizog und die ohnehin schlechte Sicht nahezu auf Null herabsank, dann erhob er sich hinter dem Felsen, hinter dem er Deckung gesucht hatte, und huschte, geduckt und lautlos, auf die Festungsmauer zu. Geschickt umging er dabei die beinahe unsichtbar angebrachten Stolperdrähte und Fallen, die das Nahen eines Fremden verraten sollten, preßte sich dicht neben dem Tor an die Wand und lauschte minutenlang mit geschlossenen Augen. Die Schritte des Postens kamen näher und entfernten sich wieder, ohne zu stocken, ohne daß ihr Rhythmus anders gewesen wäre als normal. Shannon lauschte gebannt, denn er wußte, daß sich etwas im Schritt des Mannes verändert hätte, hätte er von seinem Hiersein gewußt, ganz gleich, wie sehr er sich beherrschte und in welchem Maße er sich Mühe gab, sich nichts anmerken zu lassen.

Als der Posten vorbei und seine Schritte in der Nacht verklungen waren, war Shannon sicher, daß ihn bisher niemand entdeckt hatte. Lautlos richtete er sich auf, suchte mit Fingern und Zehen festen Halt in den Fugen der Wand und kletterte geschickt in die Höhe.

Dicht unterhalb der Zinnen verhielt er, reglos wie eine übergroße vierbeinige Spinne, und wartete erneut.

Minuten vergingen. Dann kamen die Schritte des Postens abermals näher. Shannon wartete, bis der Mann unmittelbar über ihm angelangt war, dann raffte er alle Kraft zusammen,

federte in die Höhe und setzte mit einem Salto über die Zinnen hinweg.

Der Wächter kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Shannons Fuß traf sein Kinn mit der ganzen Wucht seines Sprunges und brach sein Genick.

Shannon fing den Toten auf. Vorsichtig ließ er ihn zu Boden gleiten, sah sich rasch nach beiden Seiten um und streifte dem Toten dann die zerlumpte Jacke ab, in die er gekleidet war. Hastig zog er das Kleidungsstück an, hob den Toten in die Höhe und warf ihn über die Mauer. Der Aufprall des reglosen Körpers dröhnte wie ein Kanonenschlag in Shannons Ohren, aber er war sicher, daß der Wind und die Nacht das Geräusch verschlucken würden.

Noch einmal sah er sich um, um sicher zu gehen, daß niemand auf ihn aufmerksam geworden war, dann lief er – schnell, um die Zeit, die er mit dem kurzen Kampf verloren hatte, auszugleichen – in die gleiche Richtung weiter, in die der Wächter gegangen war, und reduzierte sein Tempo dann auf das des normalen Rundganges des Postens. Nach einer Weile erreichte er das Ende der Mauer. Wie er gehofft hatte, tauchte auf der anderen Seite des Wehrganges ein zweiter Posten auf. Der Mann hob die Hand zum Gruß, blieb einen Moment lang stehen und wandte sich um.

Drei Sekunden später war er tot.

Shannon schlich weiter. Noch zweimal traf er in den nächsten Minuten auf Wächter, die auf ihrem einsamen Streifzug durch die Nacht waren.

Dann war er sicher, daß es in diesem Teil der Festung niemanden mehr gab, der seine Anwesenheit verraten konnte.

Äußerlich unterschied sich das strohgedeckte Gebäude nicht im geringsten von den anderen Baracken, die sich um den Hauptplatz des Lagers gruppierten.

In seinem Inneren war es ein Tor zur Hölle.

Hinter dem Eingang lag ein winziger, fensterloser Raum, in dessen gegenüberliegender Wand eine wuchtige Eisentür war. Aber selbst durch das zollstarke Material hindurch war die erstickende Hitze zu fühlen, die auf der anderen Seite herrschte.

Der Templer war zurückgekommen, nachdem die beiden

Männer mich gepackt und hierher geschleift hatten. Er trug jetzt nicht mehr sein Ordensgewand, sondern ein schmuckloses, knöchellanges Hemd von blutroter Farbe, auf dessen Brust- und Rückenteil verwirrende kabbalistische Symbole aufgestickt waren, und das Schwert an seiner Seite hatte einem sonderbar geformten Schlüssel Platz gemacht, mit dem er jetzt die Eisentür öffnete. Seine Lippen formten dabei unhörbare Worte, und auf seinen Zügen lag ein Ausdruck angespannter Konzentration.

Und Angst.

Er gab sich alle Mühe, das Gefühl zu verbergen, aber ich hatte die Zeichen der Furcht zu oft in den Augen von Menschen gelesen, um es nicht zu erkennen. Was immer sich auf der anderen Seite der Eisentür befand, erfüllte den Tempelritter mit panischer Furcht.

Das Schloß sprang mit einem metallischen Klacken auf. Ein Schwall erstickender Hitze und blutrotes, flackerndes Licht fielen in den winzigen Raum.

Der Templer trat zurück, gab meinen beiden Bewachern einen Wink und zog den Schlüssel mit deutlichen Zeichen der Erleichterung aus dem Schloß. Die beiden Männer zerrten mich hoch, stießen mich durch die Tür und blieben wieder stehen. Ich blinzelte geblendet. Der Raum hinter der Metalltür war völlig leer, aber im Boden gähnte ein gut fünf Yards durchmessendes, kreisrundes Loch, das mit loderner roter Helligkeit wie mit blutigem Wasser gefüllt war. Die Hitze war nahezu unerträglich. In der Luft lag der Geruch nach brennendem Stein.

Hinter uns betrat der Tempelherr den Raum. Auf einen stummen Wink seiner Hand hin stieß mich einer der Männer auf die Knie hinunter und hielt mich fest, während sein Kamerad meine Hände band und mir anschließend auch noch eine Fußfessel anlegte, die es mir bestenfalls gestattete, winzige Schritte zu machen.

»Was, zum Teufel, haben Sie vor?« stöhnte ich, nachdem mich der Bursche wieder auf die Füße gezerrt und etwas näher an den brodelnden Höllenpfuhl gestoßen hatte.

Der Templer starrte mich einen Herzschlag lang an, trat mit gekünstelt wirkenden, langsamen Schritten um den Schacht herum und nahm an seinem gegenüberliegenden Rand Aufstellung. Langsam hob er die Hände, schloß die Augen und murmelte ein einzelnes, düster klingendes Wort.

Die rote Glut erlosch.

Von einer Sekunde auf die andere, so abrupt wie eine Kerze, die urplötzlich ausgeblasen wird, verblaßte die rote Glut, und die erstickende Hitze wich einem zwar noch immer heißen, aber nach der Höllenglut doch beinahe wohltuenden Luftzug. Dann begannen sich die Schatten zu bewegen.

Im ersten Moment war es kaum zu bemerken. Das wogende Dunkel am Grunde des Schachtes vertiefte sich ein wenig, die Schatten im Raum um uns herum wurden schwärzer, etwas bewegte sich dort, wo sich nichts bewegen durfte – und aus der Tiefe stieg eine Gestalt empor.

Ich unterdrückte im letzten Moment einen Schrei, als das Wesen den Rand des Schachtes erreichte.

Auf den ersten Blick glich die Erscheinung einem Menschen. Auf den zweiten nicht mehr.

Es hatte zwei Beine, zwei Arme, einen Leib und einen Kopf, aber damit hörte die Ähnlichkeit zu einem menschlichen Wesen auch schon auf.

Seine Haut war glatt, porenlös und glänzend wie Stahl oder poliertes Holz und von nachtschwarzer Farbe, die Glieder dünn und hart wie metallene Stöcke, zwischen denen sich die Gelenke deutlich als kugelförmige Verdickungen abzeichneten. Seine Hände erinnerten mich an Spinnen. Und sein Kopf...

Es hatte einen Kopf, aber wo sein Gesicht sein sollte, glänzte nur eine schimmernde, total konturlose Fläche wie ein geschlossenes Visier in einem Anzug aus Stahl. Das Wesen strahlte etwas Düsteres, körperlos Bedrohliches aus.

Sein gesichtsloser Schädel wandte sich in meine Richtung, und obwohl es keine Augen oder sonstige sichtbare Sinnesorgane besaß, hatte ich für Sekunden das unangenehme Gefühl, durchdringend gemustert und eingeschätzt zu werden. Dann drehte es sich zu dem Templer um.

Der Mann duckte sich wie unter einem Hieb und deutete mit einer überhasteten Bewegung auf mich.

»Wir grüßen dich, o Bote der THUL SADUUN«, sagte er.
»Sei bedankt, daß du unserem Ruf gefolgt bist, und nimm diesen Sterblichen als Opfer für deine Herren.«

»Nur einer?«

Die Stimme des Wesens klang, als versuche jemand mit Stimmbändern aus Stahl zu sprechen. Der Templer nickte hastig und machte eine demütige Geste.

»Sobald die Sonne ein zweites Mal versunken ist, bringen wir mehr«, sagte er. »Ich verspreche es. Wir halten das Wort, das wir deinen Herren gaben. Jener dort ist etwas Besonderes. Die THUL SADUUN werden zufrieden sein, denn er ist für fünfzig andere.«

Für endlose Sekunden starnte ihn das Wesen mit seinem furchtbaren, augenlosen Gesicht an, dann drehte es sich – noch immer scheinbar schwerelos über dem Schacht schwebend – herum und streckte seine schrecklichen Spinnenhände nach mir aus..

Shannon hatte die innere Mauer erreicht, ohne entdeckt oder aufgehalten zu werden. Sie war niedriger als die äußere Wand und leichter zu ersteigen. Und es gab weniger Wächter hier, deren Aufmerksamkeit sich zudem nach innen richtete, auf das Areal aus niedrigen Hütten, in denen die Gefangenen untergebracht waren.

Shannon hatte ihren Rundgang studiert und war zu dem Schluß gelangt, daß ihm mehr als genug Zeit blieb, die Mauer zu überwinden und in den Schatten einer der Hütten zu huschen, ehe der Mann zurückkehrte, dessen Schritte er gerade lauschte. Er hatte den Vorteil des Unerwarteten auf seiner Seite. Die Männer wähnten sich sicher durch die zweite, nach außen gerichtete Verteidigungslinie in ihrem Rücken. Und sie hatten auf die zu achten, die versuchten, aus dem Lager *herauszukommen*, nicht hinein. Es würde nicht nötig sein, sie zu töten.

Shannon dachte diesen Gedanken ohne das geringste Gefühl. Es war eine Entscheidung, die von rein logischen Gesichtspunkten diktiert wurde: jeder Mann, den er ausschaltete, bedeutete die Gefahr, entdeckt zu werden, ganz gleich, wie vorsichtig und schnell er zu Werke ging.

Es war die gleiche, gefühllose Logik, die ihn bewegen hatte, die Posten draußen auf der äußeren Mauer auszuschalten. Er empfand nichts bei dem Gedanken, fast ein halbes Dutzend Männer getötet zu haben, denn sie waren Feinde gewesen, und der suggestive Befehl, mit dem Necron sein Denken gelähmt hatte, besagte einwandfrei, daß Feinde ausgeschaltet werden mußten. Shannon – der *wirkliche* Shannon – hätte sich bei diesem Gedanken vor Grauen gekrümmt, aber der Mann, der

jetzt lautlos über die Zinnen der Mauer stieg und auf der anderen Seite hinunterhuschte, hatte wenig mit dem jungen Magier gemein, als den Robert ihn in Arkham kennengelernt hatte. Necrons Wille beherrschte ihn völlig. Er war wenig mehr als eine Maschine, ein Automat, der ein bestimmtes Ziel hatte und dies unerbittlich verfolgte.

Es gab einen Punkt, über den er nicht hinaus konnte, nicht einmal unter dem Einfluß von Necrons Willen, aber der Herr der Drachenburg hatte aus seinen Fehlern gelernt und Sorge getragen, daß Shannon diese Entscheidung erspart bleiben würde.

Er wartete, bis der Wächter über ihm ein weiteres Mal vorbeigegangen war und seine Schritte verklangen, dann lief er los, geduckt und die langsam wandernden Schatten der Wolken als Deckung ausnutzend. Als der Posten das nächste Mal vorbeikam, war er längst mit dem Schatten einer der Baracken verschmolzen.

Shannons Blick glitt suchend über die scheinbar gleichförmigen Gebäude, bis er gefunden hatte, wonach er suchte. Es war das einzige Gebäude, in dem noch Licht brannte, und es war – obgleich auf den ersten Blick kein Unterschied zu bestehen schien – nicht ganz so verfallen und verdreckt wie die anderen Baracken.

Lautlos überquerte er den Platz, wartete das nächste Vorübergehen des Postens ab und richtete sich auf, das Ohr dicht gegen das rohe Holz der Tür gepreßt. Das Haus war nicht leer. In dem Raum hinter der Tür unterhielten sich zwei oder mehr Männer; er hörte das Klinnen von Glas, dann das Scharren hölzerner Stuhlbeine auf festgestampftem Lehmboden, das Rascheln von Stoff.

Mit einer entschlossenen Bewegung drückte Shannon die Türklinke nach unten und trat ein.

Direkt neben der Tür stand ein Mann, sehr groß in der zerlumpten Kleidung, wie sie die Wächter trugen, ein Gewehr in den Händen und eine zerkauten Zigarre im Mundwinkel. Ihm gegenüber, auf einem Stuhl, dessen Scharren Shannon gehört hatte, saß ein weiterer Mann, in eine blaue Uniform gekleidet und mit einem bandagierten Arm.

Auf der anderen Seite des Zimmers, mit lässig vor der Brust verschränkten Armen, ein Gewehr mit einem aufgepflanzten Bajonett neben sich stehend, lehnte ein zweiter Wächter an der

Wand. Shannon brauchte weniger als eine Sekunde, dies alles zu erfassen und zu handeln.

Der Posten neben der Tür starb, ohne die Gefahr auch nur wirklich zu erfassen. Sein Kamerad auf der anderen Seite des Zimmers reagierte um eine Winzigkeit schneller – und falsch. Vielleicht hätte er eine Chance gehabt, hätte er den Sekundenbruchteil genutzt und sich in Sicherheit gebracht, denn nicht einmal ein Mann wie Shannon vermochte an zwei Orten gleichzeitig zu sein. So aber versuchte er nach seiner Waffe zu greifen, um den Eindringling zu erschießen.

Er kam nicht mehr dazu, das Gewehr ganz zu heben. Shannon federte mit einem kraftvollen Satz über den Tisch hinweg, schlug seine Arme nach unten, riß ihm das Gewehr aus den Händen und stieß mit dem Bajonett zu. Der Mann sank zu Boden.

Shannon wirbelte herum und hob das Gewehr, schoß jedoch nicht. Ein Schuß hätte das ganze Lager alarmiert, und gegen eine zwanzig- oder mehrfache Übermacht hätte wohl auch er keine Chance gehabt. Und selbst wenn – er war nicht hier, um ein Blutbad anzurichten, sondern aus einem anderen Grund. So zog er die Waffe dem verbliebenen Mann blitzschnell über den Schädel.

Dann war der Kampf schon wieder vorbei. Mit zwei, drei schnellen Schritten war Shannon bei dem Mann, den er niedergestochen hatte.

Der Templer war bei Bewußtsein, doch er würde sterben, in weniger als einer Minute.

Zeit genug für Shannon, alles von ihm zu erfahren, was er wissen wollte..

Die Höhle war so groß wie ein unterirdischer Dom und vom blutroten Widerschein brennender Lava erfüllt. Die Hitze war unbeschreiblich. Die Luft, die ich atmete, schien zu brennen. Ich war schweißgebadet. Das Licht war so grell, daß es mir die Tränen in die Augen trieb, als ich versuchte, das gegenüberliegende Ufer des zischenden Lavasees zu erkennen, an dessen Ufer mich der Gesichtslose abgesetzt hatte.

Trotzdem sah ich nicht weg, sondern zwang meine schmerzenden Augen, weiter offen zu bleiben, denn es mochte sein, daß es lebenswichtig für mich war, mir den Weg zu merken. Der Schacht hatte nicht sehr weit in die Tiefe geführt – zehn,

im Höchstfalle fünfzehn Yards, bis er sich plötzlich zu einem gewaltigen klaffenden Riß erweitert hatte, der die Decke des unterirdischen Domes spaltete.

Mein dämonischer Begleiter hatte mich sanft wie eine Feder abgesetzt und war verschwunden, ohne daß ich zu sagen gewußt hätte, wohin oder auf welche Weise, denn während der ersten Momente waren meine Augen von dem lodernden roten Schein hier unten dermaßen geblendet gewesen, daß ich so gut wie blind war.

Als ich wieder sehen konnte, waren die anderen gekommen – ganz normale Menschen wie ich, keine knöchernen Dämonenwesen, aber Menschen in einem wahrhaft bemitleidenswertem Zustand. Es war ein gutes halbes Dutzend Männer, das mich umringt und mir auf die Füße geholfen hatte.

Keiner von ihnen konnte mehr als hundert Pfund wiegen.

Sie waren nicht etwa zwergenwüchsig oder verkrüppelt, aber auf eine Weise ausgemergelt, wie ich es niemals zuvor bei lebenden Menschen gesehen hatte. Ihre Gesichter waren so eingefallen, daß sich die Haut über den Knochen spannte und sie eher wie Totenschädel aussahen denn wie die Gesichter lebender Menschen. Ihre Haut war unter den verkohlten Lumpen, die sie trugen, narbig und von Pusteln und eiternden Geschwüren übersät, und viele von ihnen trugen häßliche, zum Teil noch nicht verheilte Brandwunden, die ein deutliches Zeugnis davon abgaben, daß sie schon sehr lange hier unten leben mußten.

Obwohl sie zu sechst waren, erfüllte mich ihr Anblick eher mit Mitleid als mit Schrecken. Selbst in meinem momentanen Zustand wäre ich vermutlich mit ihnen fertig geworden, hätte ich einen Fluchtversuch gewagt.

Aber ich wagte ihn nicht. Ich zweifelte nicht daran, daß der Knöcherne nicht allzu weit entfernt war und eingreifen würde, sollte ich ernsthaften Widerstand leisten. Und selbst wenn es mir gelungen wäre, zu fliehen – wohin sollte ich wohl gehen? Ich befand mich mitten in den Eingeweiden eines aktiven Vulkans, und der einzige Weg nach draußen, den ich kannte, begann dreißig Yards über meinem Kopf. Unerreichbar.

So ließ ich es also geschehen, daß mich meine bizarre Eskorte am Ufer des Lavasees entlangtrieb, obgleich der glühende Atem der Lava meine Haut versengte und mir die Tränen in die Augen trieb.

Wir umrundeten den See aus flüssigem Stein. Als wir uns

der jenseitigen Höhlenwand näherten, sah ich, daß sie keineswegs so massiv war, wie es von weitem den Anschein gehabt hatte – in der titanischen Wand aus schwarzverbrannter Lava klafften zahllose Risse und Spalten, viele davon groß genug, um der Eingang zu anderen Höhlen oder Stollen sein zu können. Aus manchen drang düsteres rotes Licht, das mir sagte, daß das feurige Blut des Berges auch jenseits der steinernen Barriere kochte. Meine Bewacher trieben mich auf einen dieser Risse zu, blieben jedoch stehen, kurz bevor wir ihn erreichten. Einer von ihnen bedeutete mir mit einer befehlenden Geste zu warten, wechselte ein paar Worte in einer mir nicht geläufigen Sprache mit seinen Kameraden und verschwand geduckt in dem anschließenden Gang.

Schon nach wenigen Augenblicken kam er zurück, begleitet von einem zweiten, etwas weniger ausgemergelten Burschen, der mit raschen Schritten auf mich zutrat, die Hand unter mein Kinn legte und meinen Kopf hin und her drehte, um mich zu mustern wie ein Pferdehändler ein Tier, das ihm zum Kauf angeboten wird.

Wäre ich ein Pferd gewesen, hätte er mich wahrscheinlich nicht gekauft, denn seine Reaktion schien mir alles andere als erfreut. Ich verstand die Sprache, in der er und die Hungerleidertypen sich unterhielten, nicht, aber der Tonfall und die zornigen Gesten, mit denen er seine Worte begleitete und immer wieder auf mich deutete, sagte mir genug. Einen Moment lang schien beinahe so etwas wie ein Streit zwischen ihm und den Männern, die mich hergebracht hatten, zu entbrennen, dann beendete er die Diskussion mit einer heftigen Geste, packte mich an der Schulter und stieß mich mit erstaunlicher Kraft vor sich her.

Das halbe Dutzend Männer blieb hinter uns zurück, als wir in den Gang eindrangen. Der Stollen war nicht künstlich geschaffen, sondern durch unterirdische Spannungen im Fels entstanden, denn seine Wände waren unregelmäßig geformt und roh; von der Decke hingen messerscharfe Stalaktiten aus Lava, und ein paarmal klafften im Boden finstere Risse, die mein neuer Bewacher behutsam umging. Aus einigen davon drangen flackerndes rotes Licht und Hitze.

Ich fühlte mich mit jedem Schritt unbehaglicher. Es lag nicht allein an der Tatsache, daß ich ein Gefangener war – ein ziemlich hilfloser Gefangener noch dazu im Moment –, sondern mehr an

meiner Umgebung. Ich glaubte die Wut der Lava, die überall um uns herum den Berg erfüllte, beinahe körperlich zu spüren. Der Krakatau war ein tätiger Vulkan, das hatte ich auch vorher gewußt – aber was ich nicht gewußt hatte, war die ungeheuerliche Wut, mit der sein brodelndes Herz schlug. Manchmal hatte ich das Gefühl, den Boden unter meinen Füßen vor Anspannung bebien zu fühlen. Es war, als liefe ich auf – nein, verbesserte ich mich in Gedanken – in einer ungeheuerlichen Bombe, deren Zündschnur bereits brannte...

Ich versuchte den Gedanken zu verdrängen, aber die schreckliche Vorstellung wurde dadurch eher noch schlimmer. Ich hatte den Krakatau gesehen, einen anderthalb Meilen hohen Giganten, aus dessen Krater das lodernde Rot der Höllengluten strahlte, die in seinem Inneren tobten. Aber einen Berg zu sehen und zu glauben, die kochende Lava unter Meilen und Meilen von Fels begraben zu wissen, und dann in seinem Inneren zu sein und zu erkennen, daß seine Schale in Wahrheit nur wenige Yards dick war, das waren zwei grundverschiedene Dinge.

Ob die wahnsinnigen Templer über mir überhaupt wußten, daß sie ihr Lager auf einem Pulverfaß errichtet hatten, dessen Deckel aus Chinapapier bestand?

Irgendwann, nach einer Ewigkeit, wie es mir schien, erreichten wir das Ende des Stollens und betraten eine weitere gigantische Halle.

Der Anblick ließ mich so abrupt stehenbleiben, daß mein Bewacher die Bewegung zu spät registrierte und unsanft von hinten gegen mich prallte. Mit einem zornigen Knurren stieß er mir die Faust zwischen die Schulterblätter, und ich stolperte weiter.

Die Höhle war kaum weniger groß als die, durch die ich dieses brennende Labyrinth betreten hatte, wenn auch niedriger und nicht zur Hälfte von kochender Lava erfüllt.

Und sie war ein Labyrinth.

Und das nicht im übertragenen Sinne, sondern wortwörtlich. Wir waren nicht ebenerdig aus dem Stollen gekommen, sondern in halber Höhe der Höhle, gute acht Yards über dem Boden. Der Weg setzte sich vor uns fort, wenn auch nur noch als obere Basis einer lotrechten Mauer, die in zahllosen Windungen und Kehren durch den gewaltigen Hohlraum führte.

Sie war nicht die einzige; es schien Dutzende, wenn nicht

Hunderte dieser senkrechten, wie glattpoliert wirkenden Wände zu geben, die sich immer wieder kreuzten, parallel liefen oder mit anderen verschmolzen, so daß die untere Hälfte der Höhle zu einem gewaltigen Labyrinth unterschiedlich geformter, aber gleich hoher Hohlräume wurde, von denen einige mit zischender Lava gefüllt waren. Keiner von ihnen war mit einem der anderen verbunden, und in manchen glaubte ich Bewegungen zu erkennen; dann und wann drang etwas wie ein Stöhnen oder ein verzweifelter, aber halb erstickter Schrei über das beständige Grollen und Zischen der Lava. Ich hatte selten ein perfekteres Gefängnis gesehen.

Und ein Gefängnis war es wahrhaftig, wie ich schon im nächsten Augenblick voller Schrecken bemerkte. Mein Bewacher trieb mich mit groben Stößen an, so daß ich weitergehen mußte, wollte ich nicht Gefahr laufen, auf der kaum zwanzig Zoll breiten Mauerkrone den Halt zu verlieren und in die Tiefe zu stürzen. Wir passierten einige leere Kammern, gingen rasch an einer vorbei, deren Boden geborsten war, so daß rote Lava wie kochendes Blut durch die gezackten Risse strahlte und übelriechende Gase meine Lungen reizten, und erreichten schließlich eine Stelle, an der eine grobe Strickleiter in eine der finsternen Kammern hinunterführte. Mein Bewacher deutete darauf, dann auf mich, und hob drohend die Faust, als ich nicht schnell genug reagierte.

Irgend etwas sagte mir, daß es besser war, sich nicht auf einen Kampf einzulassen, und so ließ ich mich auf Hände und Knie nieder, angelte vorsichtig mit dem Fuß nach der obersten Sprosse der grob geknüpften Strickleiter und begann in die Tiefe zu klettern. Ich hatte den Boden der Kammer kaum erreicht, als die Leiter auch schon eingezogen wurde und der Mann, der mich hergebracht hatte, verschwand.

Unbehaglich sah ich mich um. Das düstere rote Licht, das den oberen Teil der Höhle wie der Widerschein eines dämonischen brennenden Himmels erfüllte, reichte kaum bis zu mir herab, und meine Augen, von dem ununterbrochenen Wechsel zwischen greller Helligkeit und absoluter Finsternis ohnehin gereizt, begannen abermals zu tränen.

Immerhin sah ich genug, um zu erkennen, daß der Boden der Kammer nicht so glatt war, wie es von oben den Anschein gehabt hatte, sondern gewellt wie eine zu Stein erstarrte Brandung und von zahllosen Rissen und Schrunden durchzogen.

Und er war warm.

Vorsichtig, mit der linken Hand wie ein Blinder an der Wand entlangtastend, begann ich mein Gefängnis einmal zu umrunden. Aber das Ergebnis war mehr als enttäuschend. Es gab hier unten nichts als schwarze, erkaltete Lava. Und den Gedanken, an der Wand emporsteigen zu wollen, verwarf ich beinahe schneller, als er mir gekommen war.

Enttäuscht ließ ich mich an der Wand zu Boden sinken, zog die Knie an den Körper und schloß die Augen. Müdigkeit griff wie eine unsichtbare warme Hand nach mir, und selbst das Klopfen und Pochen der zahllosen Prellungen und Hautabschürfungen, die ich davongetragen hatte, sank auf ein fast erträgliches Maß herab. Die Wärme des Bodens tat gut.

Ich muß wohl eingeschlafen sein, denn als ich erwachte, fühlten sich meine Augenlider taub und geschwollen an, und auf meiner Zunge lag ein unangenehmer Geschmack.

Und es war das Gefühl, angestarrt zu werden, das mich geweckt hatte.

Abrupt sah ich auf.

Auf der Mauer über mir stand eine Gestalt, hoch aufgerichtet, schlank und von fast menschlichen Proportionen, ihre Konturen eingerahmt vom flimmernden roten Widerschein der Lava, so daß es aussah, als brenne sie.

Und obgleich er gegen das rote Gegenlicht über mir nur ein Schatten war und ich weder sein Gesicht noch irgendwelche anderen Einzelheiten sehen konnte, erkannte ich den Mann so deutlich, als stünde er neben mir.

Und im selben Moment wußte ich endgültig, daß mein Hiersein ganz und gar kein Zufall war.

»Dagon«, flüsterte ich.

Aus dem Schacht drangen Hitze und rotes Licht und der Atem von Magie wie ein übler Gestank. *Etwas* lauerte an seinem Grund, von dem Shannon nicht wußte, was es war, dessen Anwesenheit er jedoch überdeutlich spürte und das ein fast körperlich spürbares Empfinden von Gefahr verströmte. Alles in ihm sträubte sich dagegen, diesem Höllenpfuhl auch nur nahe zu kommen. Es war, als wehe mit der Hitze der brennenden Steine noch etwas anderes heran, etwas, das einen Teil seiner Seele verbrannte.

Shannon schauderte, als er an die Bilder dachte, die er im

Geist des sterbenden Tempelritters gesehen hatte. Die Gedanken des Mannes hatten sich verwirrt, und wie oft in den letzten Sekunden eines Lebens hatte er wohl Schein und Wirklichkeit nicht mehr auseinanderzuhalten gewußt. Aber Shannon hatte *gespürt*, wieviel von dem namenlosen Schrecken, den er im Bewußtsein des Templers gelesen hatte, echt war.

Was er erfahren hatte, hatte selbst ihn erschreckt, aber es hatte auch viel erklärt, was ihm vorher ein Rätsel gewesen war.

Er würde seine Pläne ändern müssen, denn weder Necron noch er hatten damit rechnen können, auch noch auf eine zweite, fast ebenso gefährliche Gruppe von Feinden zu stoßen.

Shannon richtete sich behutsam auf, näherte sich dem Rand der Grube und beugte sich vor, so weit er konnte, ohne dabei Gefahr zu laufen, das Gleichgewicht zu verlieren. Obgleich er dem Bewußtsein des sterbenden Templers alle Informationen entnommen hatte, die er haben wollte, wußte er doch nicht, was ihn dort unten erwartete, denn im Geist des Mannes war jenseits dieses flammenden Kreises aus Licht und Wärme ein Entsetzen gewesen, das Shannon noch jetzt schaudern ließ. Aber er war nicht auf solcherlei Informationen angewiesen.

Schließlich war er ein Magier, und seine eigenen Kräfte wurden noch verstärkt durch die seines Herrn, die sich mit den seinen verbunden hatten.

Shannon trat einen halben Schritt zurück, richtete sich auf und schloß die Augen. Als er die Lider wieder hob, hatte sich die Welt für ihn verändert.

Hell und dunkel waren vertauscht. Wo gerade noch Licht gewesen war, wogten Schatten in den verschiedensten Abstufungen von Grau und Schwarz, und der helendernde Schacht hatte sich in ein finsternes Loch verwandelt, das Schwärze verstrahlte.

An seinem Grunde pulsierte ein Licht. Es war nicht größer als Shannons Faust, strahlte aber mit der Helligkeit einer winzigen Sonne, zuckend wie ein dämonisches Herz und eingesponnen in ein Netz heller, scheinbar sinnlos ineinander verstrickter Linien, die, wie Shannon wußte, aus purer Energie bestanden, den unbekannten Kräften der Natur, die die Unwissenden Magie nannten.

Und er spürte, daß das *Etwas* dort unten um seine Anwesenheit wußte.

Nervös fuhr sich Shannon mit der Zungenspitze über die Lippen, atmete hörbar ein und aus und konzentrierte sich abermals.

Licht und Dunkel kehrten sich abermals um, die Farben waren wieder so, wie sie sein mußten, und der lodernde Stern magischer Energien verblaßte zu einem finsternen schlagenden Herzen, das von der roten Lavaglut verschlungen wurde.

Hinter ihm wurde die Tür geöffnet. Nacheinander betraten drei Männer den Raum, dann wurde die Tür geschlossen und ein Riegel vorgelegt. Shannon rührte sich nicht, sondern stand weiter reglos da. Nur auf seinen Lippen lag ein angespannter, beinahe verkrampter Ausdruck.

Zwei der drei Männer traten neben ihn und nahmen ihn in die Mitte, während der dritte den Schacht umrundete, auf seiner gegenüberliegenden Seite stehenblieb und langsam die Arme hob. Seine Lippen begannen Worte aus einer Sprache zu murmeln, die älter war als das Leben auf dieser Welt.

Das rote Licht am Grunde des Schachtes begann sichtbar stärker zu pulsieren, fast als antworte es auf die gemurmelten Beschwörungen. Shannons Stirn begann sich mit Schweiß zu bedecken. Sein Lippen bebten stärker.

Am Grunde des Schachtes erschien ein Schatten, zerfasert und inmitten des grausamen roten Lichtes aufgelöst wie in Säure, stieg höher und nahm dabei mehr und mehr Form an, bis er zur boshaften knöchernen Karikatur eines Menschen geworden war, der schwerelos über dem brennenden Abgrund schwebte und Shannon aus nicht vorhandenen Augen anstarre. Schließlich drehte er sich zu dem Tempelherrn in der roten Robe um und hob beinahe anklagend die Hand.

»Was willst du?« fragte er.

Shannon unterdrückte mit aller Macht ein Stöhnen. Seine Knie begannen zu zittern. Die Anstrengung ließ seinen Atem schneller gehen. Aber er durfte sich nicht bewegen, wenn er eine Chance haben wollte!

»Verzeiht, wenn wir dich ein zweites Mal rufen«, sagte der Templer demütig. Sein Gesicht war unbewegt wie immer, aber das Funkeln von Angst in seinen Augen war zu einem lodern den Feuer geworden. »Wir bringen den THUL SADUUN ein zweites Opfer.«

»Und wieder nur eines«, versetzte der Knöcherne. »Du hast mehr versprochen. Du kennst das Abkommen!«

Der letzte Satz klang eindeutig drohend, und der Templer

fuhr sich nervös mit der Hand über das Kinn und wich dem Blick des Knöchernen aus.

»Sobald die Sonne aufgeht«, versprach er. »Wir halten unser Wort. Nimm diesen einen, um den Hunger deiner Herren zu stillen, und sage ihnen, daß wir bald mehr bringen.«

»Gut«, antwortete der Knöcherne mit seiner furchtbaren, unmenschlichen Stimme. »Dieser eine mag genügen für den Augenblick. Doch nicht länger! Haltet Wort, denn ihr wißt, wie unersättlich die THUL SADUUN in ihrem Hunger sind!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich herum, streckte die Hände aus und hob Shannon so spielerisch in die Höhe, als wäre er gewichtslos.

Sein Griff tat weh. Shannon biß die Zähne aufeinander, um einen Schmerzlaut zu unterdrücken, und kämpfte verzweifelt darum, seine Konzentration aufrecht zu halten. Der Knöcherne hob ihn hoch und begann langsam in die Tiefe zu sinken. Es dauerte weniger als eine Minute, bis sie den Grund der Höhle erreichten, die unter dem Schacht klaffte, aber für Shannon schienen Ewigkeiten zu vergehen. Als ihn der Knöcherne absetzte, taumelte er vor Erschöpfung, verlor den Halt und fiel kraftlos auf die Knie. Die Höhle begann sich vor seinen Augen zu drehen. Die Anstrengung, das Trugbild der drei Männer aufrecht zu erhalten, war fast über seine Kräfte gegangen. Aber es war ihm gelungen, den Unheimlichen zu täuschen.

Sekundenlang blieb er zitternd und in Schweiß gebadet hocken und wartete, bis sich seine Kräfte wieder regeneriert hatten. Dann richtete er sich auf.

Er war nicht mehr allein. Der Knöcherne war verschwunden, aber dafür war ein halbes Dutzend Männer erschienen, die Shannon jetzt schweigend umringten. Einen Moment lang überlegte er, ob er sie töten sollte, verwarf den Gedanken aber wieder. Er würde noch früh genug kämpfen müssen; je länger er die Herren dieses chthonischen Labyrinthes in dem Glauben ließ, ein willenloser Sklave wie alle anderen zu sein, die hier heruntergebracht wurden, desto größer waren seine Chancen, sein Ziel zu erreichen.

Aber es schien, als hätte Shannon seine Feinde unterschätzt, denn er hatte diesen Gedanken kaum gedacht, als die sechs Männer wie auf ein gemeinsames Kommando hin beiseite wichen und der Knöcherne wieder auftauchte. Seine Bewegungen wirkten schneller, irgendwie *aggressiver* als bisher.

»Du!« sagte er, während er mit seiner vierfingrigen Spinnen-

hand auf Shannon deutete. »Bleib stehen.«

Shannon tat so, als gehorche er, ganz das hypnotisierte willenlose Opfer, das all die anderen gewesen waren, die die Templer hier hinunterschickten, aber seine Konzentration reichte nicht mehr. Für eine Sekunde glaubte er, rauchige Linien aus grauem Licht zu sehen, die aus einem unsichtbaren Zentrum unter der Höhlendecke herauswuchsen und die gigantische Felskuppel durchzogen. Eine davon endete zwischen den Schulterblättern des Knöchernen.

»Dieser Mensch ist ein Verräter«, krächzte der Unheimliche.
»Vernichtet ihn!«

Shannon reagierte einen Sekundenbruchteil vor den Männern. Als sie vorstürzten, tat er so, als wiche er zurück, steppte im letzten Moment zur Seite und ließ den ersten über sein vorgestrecktes Bein stolpern. Blitzartig wirbelte er herum, schlug einen weiteren Mann nieder und hebelte einen dritten aus, so daß er wie ein lebendes Geschoß durch die Luft flog und dabei zwei weitere seiner Kameraden von den Füßen riß. Der letzte verbliebene Gegner ergriff lautlos die Flucht, als sich Shannon herumdrehte.

Shannon sah den Hieb kommen, aber nicht einmal seine Reaktion reichte aus, ihm vollends auszuweichen. Die Spinnenhand des Knöchernen traf ihn wie ein Keulenschlag, riß ihn von den Füßen und ließ ihn meterweit über den Boden schlittern, geradewegs auf den Rand des zischenden Lavasees zu. Im letzten Moment fand er Halt an einer Felszacke, nutzte seinen eigenen Schwung, um wieder auf die Füße zu kommen, und fuhr herum.

Der Knochenmann drang lautlos auf ihn ein, mit erhobenen Armen und die Finger gespreizt.

Shannon duckte sich unter einem wütenden Hieb weg, packte den linken Arm des Knöchernen und riß mit aller Macht daran. Gleichzeitig traf sein Fuß das Knie des unheimlichen Angreifers.

Der Knöcherne taumelte an ihm vorüber, fiel auf die Knie und rang mit wild rudernden Armen um sein Gleichgewicht. Shannon ließ die Hand los, drehte sich mit einem gellenden Schrei blitzartig einmal um seine Achse und schlug mit der ganzen Wucht der Drehung zu.

Ein trockenes Knacken erklang. Der gesichtslose Schädel des bizarren Wesens begann zu zittern, neigte sich zur Seite – und fiel nach unten.

Verblüfft starnte Shannon auf den zersplitterten Stumpf, der einmal der Hals des unheimlichen Wesens gewesen war.

Er war leer.

Die bizarre Erscheinung war nichts als eine leere Hülle, ein schwarzes Ding aus Hörn oder Chitin wie das Außenskelett einer Spinne, aber es umschloß keinen Körper!

Und es schien unverwundbar, denn noch während Shannon verstört auf das unglaubliche Bild starnte, stemmte sich der kopflose Torso wieder in die Höhe, wandte sich um und kam mit weit ausgebreiteten Armen und schwerfällig wie ein angreifender Bär wieder auf ihn zu. Die Klauen des Unheimlichen zuckten nach seinem Gesicht.

Im letzten Moment warf sich Shannon zurück. Der Hieb verfehlte ihn, aber der Unheimliche setzte sofort nach, bekam seine Hand zu packen und umklammerte sie. Shannon schrie vor Schmerz, als sich die Krallenhand des Knöchernen wie ein Schraubstock um seine Finger schloß. Mit aller Macht versuchte er seinen Arm loszureißen, aber das Wesen verfügte über Kräfte, die die eines Menschen weit überstiegen. Seine freie Hand hackte nach Shannons Gesicht und riß seine Wange auf.

Shannon warf sich zurück, um einem weiteren Hieb auszuweichen, und schmetterte dem Knöchernen das Knie in den Leib. Ein heller, knackender Laut erklang, und im Brustkorb des Dinges erschien ein verworrenes Muster aus Rissen. Shannon ließ auch den letzten Rest von Rücksicht fahren, jetzt da er wußte, daß er es nicht mit einem lebenden Gegner zu tun hatte. Mit aller Kraft warf er sich herum, verdrehte den Arm des Knöchernen und trat nach dessen Ellbogen. Wieder ertönte dieses schreckliche, knackende Geräusch, und mit einem Male war seine Hand frei, der Arm des Knöchernen dicht über dem Ellbogen abgebrochen. Keuchend wich Shannon zwei, drei Schritte zurück – und erstarrte.

Der Unheimliche folgte ihm nicht, wie er erwartet hatte, sondern stand einfach nur reglos da. Dann begann sich sein Körper zu regenerieren!

Abermals glaubte Shannon einen raschen Schatten von Grau zu sehen, wie eine Woge der Kraft, die aus dem unsichtbaren Zentrum des magischen Gewebes hervorschoss und in den Leib des unheimlichen Wesens strömte. Ein helles Knistern wie das Rascheln von trockenem Pergament drang aus der bizarren Gestalt, und vor Shannons ungläubig geweiteten Augen begannen sich die Risse und Sprünge in seinem Leib zu schließen.

Dann wuchs sein zerborstener Arm nach. Dort, wo sein Kopf gewesen war, begannen sich graue Schemen zu formen.

Shannon schrie auf, warf sich mit einem Satz nach vorn und packte das bizarre Wesen. Der Knöcherne versuchte nach seinem Gesicht zu schlagen, aber seine Bewegungen waren langsam und fahrig, als erwache er aus einer Trance und wußte seinen Körper noch nicht vollkommen zu beherrschen. Mit zweifelnder Kraft stemmte Shannon den schwarzglitzernden Leib des Dinges in die Höhe, drehte sich herum – und schleuderte ihn in hohem Bogen von sich, direkt in den See aus weißglühender Lava hinein!

Eine gewaltige Flammenzunge schoß in die Höhe, als das Ungeheuer in den verflüssigten Stein klatschte und unterging. Shannon sprang mit einem Satz zurück, als weißglühende Tropfen wie kleine tödliche Geschosse auf ihn niederregneten. Die Lava brodelte. Ihre Oberfläche, schon halb zu krumiger hellroter Glut erstarrt, war zerrissen, und dort, wo der Knöcherne versunken war, lohte ein kreisrunder Fleck greller Weißglut.

Dann tauchte eine Hand aus seinem Zentrum.

Shannon erstarrte schier vor Entsetzen, als er sah, wie ein dunkler Körper sich unter der weißglühenden Lava abzuzeichnen begann. Die Spinnenhand versank wieder, aber nur, um Augenblicke später erneut aufzutauchen, gefolgt von einem Arm, einem grotesken gesichtslosen Schädel und den knochigen Schultern des furchtbaren Wesens. Flammen umhüllten seinen Körper, und die Hitze schien sprunghaft zu wachsen, als versuche die Lava mit aller Macht, das Opfer nicht wieder herzugeben, das ihr einmal dargebracht wurde.

Aber die unheimlichen Gewalten, die den Knöchernen am Leben erhielten, waren stärker. Langsam, als wate er durch einen zähen Sumpf, bewegte er die Arme und begann mit grotesken Bewegungen auf den Rand des Lavatümpels zuzuschwimmen.

Shannon wartete nicht, bis er ihn erreicht hatte, sondern fuhr herum und rannte los, so schnell er konnte.

»Ich habe dich gewarnt, Robert Craven«, sagte Dagon leise. Seine Stimme klang fremd; anders als ich sie in Erinnerung hatte. Etwas war daraus verschwunden, als hätte er nun auch noch den letzten Rest seiner Menschlichkeit verloren. »Du hättest nicht kommen sollen.«

»Du hättest die, die dir vertraut haben, nicht im Stich lassen sollen«, antwortete ich trotzig.

Dagon starrte auf mich herab, und obwohl ich sein Gesicht noch immer nicht erkennen konnte, war ich sehr sicher, nicht die geringste Spur von Mitleid oder auch nur irgendeines anderen menschlichen Gefühles darauf zu entdecken.

»Was ist das hier?« fragte ich. »Hast du neue Opfer gefunden, die deinen Lügen glauben, Dagon? Oder hast du dies alles nur erschaffen, um mir ein würdiges Ende zu bereiten?«

»Du überschätzt deinen Wert, Robert Craven«, antwortete Dagon. »Und deine Macht.«

»So wie du?«

Dagon schüttelte den Kopf und gab einen Laut von sich, der vielleicht ein Lachen sein mochte. »O nein, mein Freund«, sagte er leise. »Es gab eine Zeit, da habe ich mich überschätzt, doch sie ist lange her. Was auf dem Schiff geschah, hat mir gezeigt, wie gering ich bin, verglichen mit *ihrer*. Ich bin ein Nichts. Es hätte in ihrer Macht gestanden, mich zu vernichten, die ganze Zeit über.«

»*Ihnen?*« murmelte ich. »Du... du meinst...«

»Die THUL SADUUN«, unterbrach mich Dagon. »Ihre Macht ist unendlich. Es hat lange gedauert, doch jetzt habe ich begriffen. Und bereut.«

»Bereut?« Ich schrie fast. »Dagon, du bist von Sinnen! Diese Wesen werden dich vernichten, sobald du getan hast, was sie von dir wollen!«

»Das werden sie nicht«, widersprach Dagon ernsthaft. »Ich habe gefehlt, und ich werde Buße tun. Deshalb lebe ich noch. Dies alles dient *ihrer* Größe und ihrem Weiterleben. Du hättest nicht kommen sollen.«

Ich ignorierte den letzten Satz und starrte zu ihm hinauf. »Du willst damit sagen, daß du sie erwecken willst«, sagte ich. »Die Dämonen, vor denen du dich fünftausend Jahre lang verborgen hast, Dagon!«

»Nicht verborgen«, widersprach Dagon. »Sie wußten die ganze Zeit über, wo ich bin, und es war kein Tag, an dem sie

mich nicht hätten zertreten können, wie ich einen Wurm zertrete. Was sind fünftausend Jahre für einen Gott, Robert Craven? Jetzt ist der Augenblick gekommen, meine Schuld zu bezahlen.« Er machte eine entschiedene Bewegung mit der Hand. »Genug. *Sie* sind ungeduldig, und der Moment rückt heran. Du wirst sterben, Robert Craven. Jetzt.«

Er trat einen Schritt vom Rande der Grube zurück und hob die Hand. Ich hörte Geräusche, ohne sie deuten zu können, dann erschienen zwei der Jammergestalten, die ich schon zuvor gesehen hatte, und traten in eindeutig demutsvoller Haltung vor den Fischgott. Sie trugen etwas zwischen sich, das ich gegen das grelle Licht nicht identifizieren konnte, aber es war größer als ein Männerkopf und rund. Auf einen stummen Wink ihres Herrn hin traten sie ganz dicht an den Rand der Grube heran, hoben den Gegenstand mit fast zeremoniellen Bewegungen hoch – und warfen ihn in die Tiefe. Ich sprang im letzten Moment beiseite, um nicht getroffen und womöglich erschlagen zu werden.

Das runde Ding stürzte auf den Felsboden und platzte mit einem widerlichen Geräusch auseinander.

Ein Schwall mörderischer Hitze trieb mich zurück. Aus dem Inneren des eähnlichen Gegenstandes drang ein helles, lodernches Licht, in dessen Zentrum sich irgend etwas Finsternes wand und bewegte. Die Hitze nahm mir schier den Atem und ließ mich taumeln. Ich wich bis an den gegenüberliegenden Rand der Grube zurück, preßte mich gegen die Wand, so fest ich konnte, und hob schützend die Hände vor das Gesicht.

Aus dem Inneren des dämonischen Eies floß Lava, weißflamender Stein, heiß wie das Blut einer Sonne und so flüssig wie Wasser. Und darin *bewegte sich etwas!*

»Jetzt wirst du mein wahres Geheimnis kennenlernen, Robert Craven«, sagte Dagon kalt. »Das Geheimnis der THUL SADUUN. Aber es wird dir nichts mehr nutzen. Du...«

Dagon brach mitten im Satz ab, wandte mit einem Ruck den Kopf und starrte eine Sekunde gebannt in die Richtung, aus der ich gekommen war. Dann hob er den Arm und deutete befehlend in dieselbe Richtung. Seine beiden Begleiter fuhren herum und rannten los, und nach einer weiteren Sekunde wandte sich auch Dagon um und verschwand.

Aber mir blieb keine Zeit, mich weiter um Dagon und seine Sklaven zu kümmern, denn aus dem Inneren des aufgeplatzten Dämoneneies drang ein häßliches, lautes Zischen, und eine neue Hitzewelle strich über mein Gesicht wie eine weißglü-

hende Hand.

Trotz des grausam hellen Lichtes starre ich erneut auf das fürchterliche Geschehen. Der Inhalt des Eies hatte sich auf dem Boden verteilt und bildete eine gut fünf Fuß messende, rotglühende Pfütze. Die Lava kühlte rasch ab, so daß sich auf ihrer Oberfläche bereits eine rote, krumig geronnene Haut gebildet hatte, aber die Bewegung in ihrer Mitte, dort, wo die Reste der zerborstenen Schale lagen, hatte nicht aufgehört.

Dann erkannte ich, was es war.

Im Zentrum der sicherlich mehr als tausend Grad Fahrenheit messenden Lava zuckte ein armlanger, glühender Wurm! Sein Körper glühte heller als die brodelnde Masse, die ihn geboren hatte, und sein vorderes, augenloses Ende zitterte wie der Schädel einer Schlange hin und her, mit pendelnden, suchenden Bewegungen. Dann hörte er auf, sich zu bewegen. Sein Kopf – ich vermute zumindest, daß dieses Ende sein Kopf war – deutete wie ein ausgestreckter Finger auf mich. Und plötzlich begann er auf mich zuzukriechen. Der Boden begann zu dampfen, als er die Lavapfütze hinter sich ließ; eine Spur dunkelroter, wabernder Glut blieb zurück, wo er über den erstarren Fels kroch.

Ich erwachte erst aus meiner Starre, als die unglaubliche Erscheinung schon gut die Hälfte der Grube durchquert hatte und sich die Hitze, die sie ausstrahlte, quälend bemerkbar zu machen begann. Mit einem Schrei sprang ich zur Seite, rannte zum anderen Ende der Grube und preßte mich gegen die Wand. Der Lavawurm erstarnte. Einen Augenblick blieb er reglos liegen, dann erhob er sich ein Stück und begann erneut mit diesen pendelnden, suchenden Bewegungen.

Und kroch abermals auf mich zu.

Es war wie in einem Alptraum. Das Ungeheuer war nicht schnell, sondern bewegte sich beinahe träge über den Boden, aber ganz gleich, wohin ich auch auswich, folgte es mir, stur wie ein Automat, und scheinbar ohne das Wort Ungeduld oder Ermüdung zu kennen, während meine eigenen Kräfte schon nach wenigen Minuten nachzulassen begannen.

Hinzu kam, daß die Temperaturen langsam, aber unerbittlich stiegen, denn dort, wo der Wurm entlangkroch, begann der Boden zu glühen. Und er kühlte nicht etwa wieder ab. Die Glut blieb, so daß der Boden der Grube schon bald von einem Wirrwarr weißglühender, sich überschneidender und kreuzender Linien bedeckt war. Der Augenblick, in dem es nichts

mehr geben würde, wohin ich ausweichen konnte, war abzusehen.

Meine Gedanken überschlugen sich. Was ich sah, war völlig unmöglich – ein lebendes, sich bewegendes Wesen, dessen Körpertemperatur der von geschmolzener Lava entsprach; ein Schlag ins Gesicht aller Naturgesetze. Aber es war Realität – und es kam näher. Ich mußte aus dieser Fallgrube heraus, ganz gleich, wie! Aber ihre Wände waren acht Yards hoch und so glatt wie poliertes Glas.

Wieder kam der Wurm näher. Seine Bewegungen waren um eine Winzigkeit schneller geworden; fahriger, als ließe seine Geduld allmählich nach, und das Stück Boden, das noch nicht zu heiß war, um darauf stehen zu können, schmolz unbarmherzig zusammen! Noch wenige Minuten, und das Ungeheuer hatte mich in eine Ecke getrieben wie eine Katze eine Maus. Wenn es mich berührte...

Über mir erscholl ein gellender Schrei. Abrupt hob ich den Kopf.

Auf dem Rand der Fallgrube waren drei Gestalten erschienen, schwarze Schatten, von denen ich nichts weiter erkennen konnte, *als daß sie miteinander kämpften!*

»Halte durch, Robert!« schrie eine Stimme. »Ich hole dich raus!«

Der Schrei gab mir noch einmal neue Kraft. Ich wartete, bis der Höhlenwurm so dicht an mich herangeglitten war, daß ich vor Hitze aufstöhnte, raffte all meine verbliebene Kraft zusammen und setzte mit einem verzweifelten Sprung über die satanische Kreatur hinweg.

Ein wütendes Zischen ertönte. Die Bestie zuckte hoch, als versuche sie mich noch im Sprung zu erreichen. Ihr glühender Körper streifte mein Bein. Ein furchtbarer Schmerz zuckte bis in meine Hüfte hinauf, Ich fiel, überschlug mich und prallte gegen die Wand. Flammen schlügen aus meiner Hose. Ich stemmte mich hoch und schlug sie mit bloßen Händen aus.

Abermals erklang über mir ein Schrei, und plötzlich war eine der drei Gestalten verschwunden. Sekunden später taumelte die zweite, riß die Arme in die Luft, stürzte nach hinten und prallte dicht neben dem glühenden Wurm auf den Boden! Mit einem Zischen bäumte sich die Kreatur auf wie eine angreifende Kobra – und warf sich mit einem Satz auf die reglose Gestalt!

»Robert! Fang!«

Der Schrei ließ mich aufblicken. Ich sah einen Schatten auf

mich zufliegen, griff instinktiv zu und fühlte ein Seil unter meinen Fingern.

Der Ruck, mit dem das Tau straffgezogen wurde, riß mir schier die Arme aus den Gelenken. Hastig versuchte ich mit den Beinen Halt an der Wand zu finden, um meinen geheimnisvollen Retter zu unterstützen, aber das schien ihm zu langsam zu gehen. Wie eine leblose Last zerrte er mich auf die Mauer hinauf, ergriff mich schließlich unter den Achseln und stellte mich mit einem Ruck auf die Füße.

Und in diesem Moment erkannte ich ihn.

»Shannon!«

Der junge Drachenkrieger machte eine hastige Bewegung mit der Hand, als ich weitersprechen wollte. »Jetzt nicht, Robert«, sagte er. »Wir müssen raus hier! Schnell!« Achtlos ließ er das Seil fallen, mit dem er mich aus der Grube gezogen hatte, und gab mir einen Stoß, der mich weitertaumeln ließ.

Trotzdem wandte ich noch einmal den Blick und sah in die Grube hinab.

Der Anblick ließ mich aufstöhnen.

Der unglückselige Mann, den Shannon in die Tiefe gestoßen hatte, war verschwunden, und statt seiner brodelte eine gewaltige Lache aus weißglühender Lava auf dem Boden, in dessen Zentrum sich ein schreckliches, wurmähnliches *Etwas* wand, fünfmal so groß wie die Kreatur, die aus dem Ei gekrochen war.

Und plötzlich begriff ich den Sinn dieses ganzen schrecklichen Labyrinthes...

Shannon gab mir keine Gelegenheit, meinem Entsetzen Ausdruck zu verleihen, sondern packte mich am Arm und rannte los.

Hinter uns erklang ein ganzer Chor wütender Stimmen, und als ich mich umsah, erkannte ich mehr als ein Dutzend zerlumpter Gestalten, die aus allen Richtungen zugleich auf uns zustürmten, angeführt von Dagon selbst. Trotz der großen Entfernung glaubte ich zu erkennen, daß seine riesigen Fischaugen vor Zorn leuchteten.

Wir kämpften uns bis zum Ende der Labyrinthhöhle durch, und Shannon stürzte wahllos in den ersten Gang, der sich in der Felsenwand auftat. Hitze und Licht blieben hinter uns zurück, aber das wütende Grölen der Verfolger blieb.

Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Ich wußte längst nicht mehr, wie Shannon das Kunststück fertigbrachte, in der

fast totalen Finsternis nicht die Orientierung zu verlieren; vielleicht wußte er auch selbst nicht, wohin wir eigentlich rannten, sondern stürzte nur ziellos weiter. Gleichwie – irgendwann, sicher nach einer Viertelstunde oder länger, verklang der Chor der Verfolger allmählich hinter uns, und schließlich blieb Shannon stehen, ließ meine Hand los und wandte sich schweratmend um, um in den Gang zurückzublicken.

Ich taumelte vor Erschöpfung. Meine Lungen brannten, und mein Herz hämmerte so hart, als wolle es zerspringen. Ich ließ mich auf einen Felsen sinken und barg das Gesicht in den Händen.

»Ich glaube, wir haben sie abgeschüttelt«, sagte Shannon. In seiner Stimme schwang ein deutlicher Unterton von Sorge, ja beinahe Angst. Mühsam hob ich den Blick, fuhr mit dem Handrücken über die Augen und versuchte zu sprechen, brachte aber nur ein unverständliches Krächzen hervor. Shannon sah auf mich herab, lächelte flüchtig und starrte dann wieder in den Gang zurück. Es sah aus, als lausche er, aber ich war sicher, daß er in Wirklichkeit etwas ganz anderes tat.

»Wo... wo, zum Teufel, kommst du her?« preßte ich schließlich hervor.

»Spielt das eine Rolle?« fragte Shannon lächelnd. »Ich bin hier, das reicht, oder?«

»Nein«, antwortete ich keuchend. Jedes Wort fiel mir schwer.
»Du...«

»Ich gehöre nicht mehr zu Necron, wenn es das ist, was du fürchtest«, unterbrach mich Shannon. Plötzlich grinste er und sah mehr denn je wie ein zu groß geratener Junge aus. »Ich habe gekündigt. Seine Arbeitsbedingungen haben mir nicht mehr zugesagt.«

Ich starrte ihn an. Sein bewußt scherhafter Ton täuschte mich keine Sekunde. »Du bist geflohen?« fragte ich.

Shannon nickte. Sein Lächeln erlosch. »Ja«, sagte er. »Ich hatte keine Wahl. Necron hätte mich getötet, hätte ich es nicht getan. Ich brauche Hilfe, Robert.«

»Oh.« Ich lächelte, aber es wurde wohl eher zu einer Grimasse. »Bisher hatte ich eher das Gefühl, daß es genau umgekehrt ist. Was, zum Teufel, bedeutet das alles hier?«

Shannon schwieg einen Moment, und als er weitersprach, schwang in seiner Stimme ein Ernst mit, der mich frösteln ließ.

»Ich bin nicht nur geflohen, weil ich um mein Leben fürchtete, Robert«, sagte er. »Das Leben eines einzelnen zählt so wenig. Aber hier geht es um mehr. Nicht einmal nur um Dagons THUL SADUUN oder den Bestand dieser Insel. Vielleicht um das Überleben der ganzen menschlichen Rasse.«

»Du übertreibst«, sagte ich matt, aber Shannon schüttelte abermals den Kopf und sprach mit dem gleichen, angstmachenden Ernst weiter.

»Ich wünschte, es wäre so, Robert«, sagte er. »Necron und Dagon sind wahnsinnig. Sie kennen die Gefahr, mit der sie spielen, aber sie mißachten sie. Die GROSSEN ALTEN und die THUL SADUUN sind Feinde, und es ist eine Feindschaft, die älter ist als unsere Welt,

Dagon hat dir erzählt, die THUL SADUUN wären die Diener der ALTEN. In gewisser Weise stimmt das auch, aber ich würde es eher *Sklaven* nennen. Einst waren sie verfeindete Völker, bis die GROSSEN ALTEN die THUL SADUUN bezwangen und unterjochten.

Ja, sie sind ihre Diener – aber wenn sie je die Chance sehen, ihr Joch abzuschütteln, werden sie über die ALTEN herfallen wie ausgehungerte Wölfe.

Und diese Gelegenheit haben sie, wenn sie früher erwachen als ihre Herren.«

Seine Worte ließen mich schaudern. Ich wußte nicht, ob er die Wahrheit sprach oder nicht, denn Tergards Bann lahmt meine magischen Fähigkeiten noch immer. Und trotzdem ließ mich schon der bloße Gedanke an das, was Shannon da andeutete, innerlich zu Eis erstarren.

»Auf dieser Insel...« begann ich.

»Befindet sich das zweite der SIEBEN SIEGEL DER MACHT«, führte Shannon den Satz zu Ende, als ich nicht weitersprach. »Ja. Wenn es Dagon gelingt, es zu brechen, werden die THUL SADUUN erwachen, Robert. Und dann wird etwas geschehen, gegen das der Kampf, den wir beide bisher gekämpft haben, nichts als ein beschaulicher Spaziergang ist. Die ALTEN werden es nicht dulden, daß ihre uralten Feinde zu neuer Macht auferstehen.« Er schwieg, um seine Worte auf die gehörige Weise wirken zu lassen, und fuhr, noch leiser und mit noch größerem Ernst, fort: »Es wird einen Krieg der Götter geben, Robert. Sie haben diese Welt schon einmal verwüstet. Sie haben schon einmal zerstört, was die Natur in Jahrmilliar-

den geschaffen hat.«

Ich wollte antworten, aber ich konnte es nicht. Shannons Worte ließen eine fürchterliche Vision in mir entstehen: die Vorstellung, Dagons THUL SADUUN, diese fürchterlichen chthonischen Feuergeschöpfe, zu Millionen und Abermillionen aus der Erde brechen zu sehen, sie diese Insel, das Meer, die benachbarten Eilande und schließlich die Kontinente überfluten zu sehen. Ja, Shannon hatte recht – es *würde* einen Krieg geben, eine Auseinandersetzung, die die menschliche Vorstellungskraft um ein Tausendfaches überstieg.

Einen Krieg der Götter.

Und so, wie es aussah, gab es nur zwei Menschen auf der Welt, die ihn verhindern konnten.

Ich kämpfte die Schwächen nieder, die noch immer in meinen Gliedern nistete, stand unsicher auf und sah Shannon an.
»Kennst du den Weg hinaus?« fragte ich.

Shannon nickte.

Es war ein sonderbar vertrautes Gefühl, als wir nebeneinander weitergingen; ein Gefühl, das ich zu lange vermißt hatte und das trotz des kalten Entsetzens, das mich gepackt hatte, auf seltsame Weise wohl tat.

Das Gefühl, einen Freund gefunden zu haben.